This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

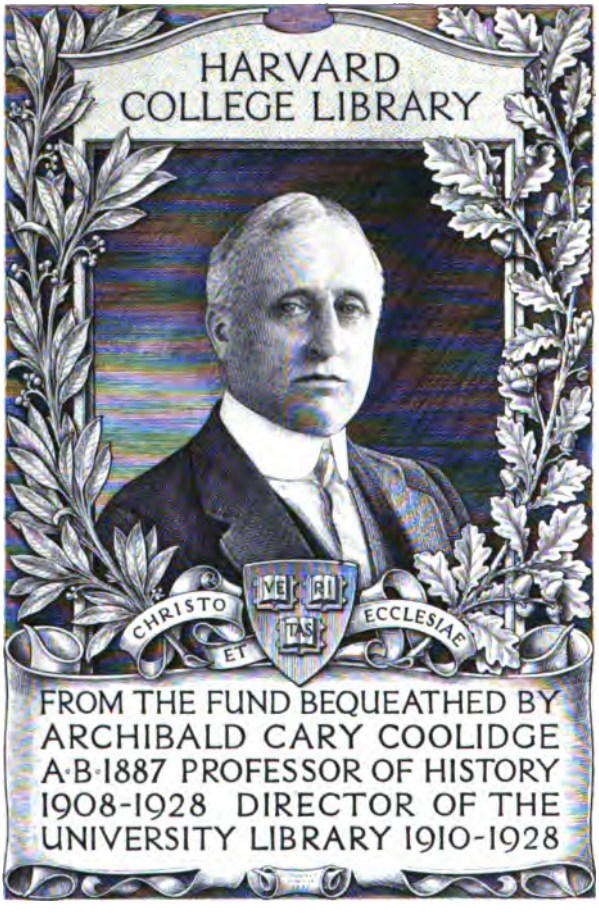
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 3696.1.14



Westlicher Kultureinfluß im Osten

Von

H. Vambéry

Berlin 1906.
Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Printed in Berlin (Germany) 1906

Slav 3696.1.14

HARVARD COLLEGE LIBRARY
COOLIDGE FUND
FEB 11 1930

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Der Kultureinfluß Rußlands 1
Der Kultureinfluß Englands 189
Die Zukunft des Islam 285

Vorrede.

Während der vielen Jahre, in denen ich mit dem Studium der politischen und kulturellen Fragen Inner-Asiens beschäftigt war, wurde es mir oft zur Last gelegt, daß ich in der Beurteilung und Wertschätzung der zwei Hauptfaktoren unseres zivilisierenden Einflusses im Osten keinen rein sachlichen Standpunkt eingenommen habe und infolge meiner Parteilichkeit für den einen nicht ganz gerecht gegen den anderen war.

In Europa herrscht der Gedanke vor, daß die Russen, die in mancher Hinsicht selber noch Halb-Asiaten sind, fähiger wären, die Zivilisierung Asiens in Angriff zu nehmen und geeigneter sein werden, den Übergang von einem Wirkungskreis zu dem anderen zu bewerkstelligen, als die Engländer, die vollendeten Vertreter der westlichen Kultur, denen es an der nötigen Geschmeidigkeit fehlt und deren steife, stolze Haltung für das Werk der Umgestaltung als schädlich betrachtet wird. Um die Irrigkeit dieser Ansicht zu beweisen und auch mich gegen die Anklage einer nicht zu rechtfertigenden Parteilichkeit zu verteidigen, wurden diese Blätter geschrieben.

Die vergleichende Übersicht der durch Rußland beziehungsweise England eingeführten verschiedenen Neuerungen und Verbesserungen, die ich zu bieten be-

müht war, wird den Leser überzeugen, daß ich bei Aufstellung meiner Schlußfolgerungen nicht durch persönliche Beweggründe geleitet wurde, sondern daß dieselben das Ergebnis einer genauen Untersuchung dessen sind, was unsere zwei Kulturträger tatsächlich geleistet haben. Niemand kann leugnen, daß je wirkungsvoller und edler die uns zur Verfügung stehenden Mittel sind, desto vollkommener und vollendeter die Arbeit verrichtet wird. Um den Geist anderer zu belehren, zu erziehen und zu schulen, müssen wir selber erst gelehrt, erzogen und geschult sein, und wenn ich die Sache von diesem Standpunkt betrachtend England den Vorzug gebe, das zweifellos die höhere Bildungsstufe zwischen den zwei Mächten einnimmt, so kann ich kaum der Parteilichkeit geziehen werden.

Da meine Studien beinahe ausschließlich auf das moslimische Asien begrenzt waren, konnte ich nicht umhin, mich auch über die Zukunft des Islam zu verbreiten. Mehr als fünfzig Jahre lang habe ich reges Interesse an dem Schicksal der moslimischen Völker Asiens genommen. Ihre Geschichte in der Vergangenheit und Gegenwart sowohl, als einige individuelle Abschnitte des geistigen Kampfes, an dem ich selber Anteil hatte, mögen so manche strahlende Glanzlichter verbreiten, um als Leitsterne zu dienen in der die Zukunft verhüllenden Dunkelheit.

Das Gemälde, welches ich über die Zukunft des Islam der Öffentlichkeit vorzulegen wagte, ist nicht auf leere Grübeleien gegründet, sondern auf Ergebnisse greifbarer Tatsachen.

Hermann Vambéry.

Budapest, August 1906.

Westlicher Kultureinfluß im Osten.

Der Kultureinfluß Rußlands.

I.

Auf wenigen Gebieten des menschlichen Strebens und Wirkens hat das vergangene Jahrhundert größere Erfolge zu verzeichnen, als im Bereiche der Länder- und Völkerkunde Asiens. Wenn wir einen Blick auf das Bild werfen, welches aus dem mit riesigem Fleiße, mit außerordentlicher Sachkenntnis und wahrer Begeisterung geschaffenen Werke Ritters uns entgegenleuchtet, und wenn wir die mit Hilfe der Orientalistik uns näher gebrachten Kenntnisse einzelner Länder des Ostens ins Auge fassen, so werden wir sehen, wie dürftig und mangelhaft unsere Begriffe von der Geo- und Etnographie der alten Welt noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gewesen sind. Bezüglich dessen, was beispielsweise das Sammelwerk Dubeux' und Valmonts[1]) über Mittelasien berichtet, liegen uns heute ausführliche, mitunter erschöpfende Detailarbeiten vor. Denn dort, wo vor einigen Jahrzehnten der Reisende in steter Lebensgefahr, im Kampfe mit den Elementen und den Menschen sich mühsam einen Weg gebahnt, dort verkehren heute Luxus-Eisenbahnzüge, und an Stelle des keuchenden Kamels zieht das feurige Dampfroß funkensprühend über bodenlosen

[1]) Tartarie, Beloutchistan, Boutan et Neapel, par M. Dubeux et par M. V. Valmont. Paris 1848.

Sand und dürre Steppen hinweg. Wer heute in voller Bequemlichkeit von seinem weichgepolsterten Coupésitze aus seinen Blick über die Hyrkanische Steppe, über die grauenvolle Wüstenei des Karakums und Kizilkums schweifen läßt, der wird sich von den Schrecken, Leiden und Entbehrungen früherer Wanderer schwerlich den richtigen Begriff machen können. Ja — „tempora mutantur nos et mutamur in illis". Und all die großen Veränderungen, die in Mittelasien zustande gekommen, können mehr oder weniger auch in anderen Teilen und Gebieten der morgenländischen Welt nachgewiesen werden; Sibirien, West- und Nordchina, die Mongolei, Mandschurien und Japan waren in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts uns kaum bekannt und wo die Märtyrer der geographischen Wissenschaft, wie Schlagintweit, Hayward, Wyburd, Conolly, Margary und andere der Barbarei zum Opfer fielen, dort greift heute das Machtgebot der abendländischen Welt mit herrschendem Tone ein. Die Schranken der Seklusivität werden gewaltsam niedergerissen, der durch Aberglauben, Vorurteile und Ignoranz erzeugte Widerstand des sich in seiner Schläfrigkeit, Nonchalance und Apathie gefallenden Orientalen wird zum Weichen gebracht und wenn der englische Dichter Mathew Arnold nicht mit Unrecht sagt:

„The East bow'd down before the blast
In patient, deep disdain
She let the legions thunder past
And plunged in thought again",[1])

so sorgt unser ewig rührіges, rast- und ruheloses Europa dafür, daß der Morgenländer nicht aufs neue in Träumereien verfalle. Wir reißen ihm gewaltsam die Augen auf, wir stoßen, rütteln und schütteln ihn, aller-

[1]) Obermann. Once More.

dings mitunter etwas unsanft, zur Tätigkeit auf, wir zwingen ihn, seine alten, in Fleisch und Blut übergegangenen Weltansichten und Gewohnheiten mit den unsrigen zu vertauschen; ja, wir sind schon soweit gegangen, um ihm die Überzeugung beizubringen, daß nur unsere Bildungswelt, nur unser Glaube, nur unsere Sitten, nur unsere Philosophie die einzigen, allein seligmachenden Mittel zur Existenz, zum Fortschritt und zur Beglückung der Menschheit seien.

Genug an dem, nahezu drei Jahrhunderte lang wurden wir nicht müde, mit der östlichen Welt jenen Kampf auszufechten und jene ungebetene Ingerenz fortzusetzen, die schon das alte Rom mit großer Beharrlichkeit begonnen, aber selbstverständlich in Anbetracht der dürftigen, ihm zu Gebote stehenden Mittel mit geringem Erfolge geführt hat. Wenn wir die von patriotischer Begeisterung getragenen Worte eines Vergilius lesen, der dem Cäsar zuruft:[1])

„. . . . . et te, maxime Caesar,
qui nunc extremis Asiae jam victor in oris
Imbellem avertis Romanis arcibus Indum"

oder im Carmen saeculare eines Horaz die jungen Römer und Römerinnen singen hören:[2])

„Jam mari terraque manus potentes
Medus Albanasque timet secures
Jam Scythae responsa petunt
Nuper et Indi."

oder wenn wir vielen anderen Stellen bei den klassischen Dichtern Roms begegnen, so müßten wir naturgemäß den Glauben nähren, daß die römischen Legionen die asiatische Welt nicht nur besiegt, son-

[1]) Zitiert nach Relations politiques et commerciales de l'Empire Romaine avec l'Asie Orientale. Par M. Reinaud. S. 141.

[2]) Ibidem S. 117.

dern daselbst auch einen bildenden und umgestaltenden Einfluß zurückgelassen haben. Dem ist aber nicht so. Man mag die Größe, Macht und Herrlichkeit des alten Rom noch so sehr bewundern; man mag zugeben, daß der Glanz seiner Waffen in den entferntesten Regionen Asiens Schrecken und Bewunderung hervorgerufen, so wird es dennoch schwer sein, in Abrede zu stellen, daß Roms Kultureinfluß nur flüchtig, nur von momentaner Wirkung gewesen ist und zur heutigen Stellung der europäischen Welt in Asien sich so verhält, wie das Licht eines bescheidenen Öllämpchens zu den gewaltigen Strahlen der Sonne. Ja, es kann ohne Übertreibung behauptet werden: nie hat ein Weltteil auf den anderen einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt, wie das heutige Europa auf Asien, nie haben zwei von Grund auf verschiedene Weltanschauungen in solch heftigem Kampfe einander gegenübergestanden, wie wir es in der Gegenwart, an allen Ecken und Enden der alten Welt wahrnehmen.

Weil dem nun so ist, halte ich es an der Zeit, uns mit dem Maß und Ziel unseres bisherigen Kultureinflusses in Asien zu beschäftigen. Wir wollen einerseits das geschichtliche Werden und die ins Werk gesetzten Mittel, anderseits aber die bisher schon erreichten Resultate und das noch ferne Ziel unseres Wirkens untersuchen. Ermutigt werden wir dazu durch den Umstand, daß das Feld unseres Wirkens in allen Ecken und Winkeln der alten Welt schon so ziemlich bekannt ist. Wir stehen mit den betreffenden Völkern in fortwährendem Verkehr; wir kennen ihre Gedanken und Absichten, ihr Urteil über unsere Kultur und auch die Wertschätzung, die sie jenen Neuerungen entgegenbringen, die wir bei ihnen einzuführen gedenken. Ein derartiger Überblick wird uns vor allem mit den bisher

zur Anwendung gebrachten Mitteln und Behelfen der Kulturträger in Asien vertraut machen. Die Vor- und Nachteile unserer Einmischung in die Geschicke der Menschheit im Morgenlande werden in scharf ausgeprägtem Relief vor unser geistiges Auge treten und die rein objektive und vorurteilslose Würdigung der schon zuwege gebrachten Veränderungen mag nicht ohne wohltätigen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung der Dinge in allen Weltteilen bleiben.

Allerdings kann an dieser Stelle die Frage nicht übersehen werden: ob wir zu dieser Ingerenz in die Angelegenheiten der alten Welt berechtigt sind, und welche Ansicht die Asiaten selbst diesbezüglich hegen? Wenn wir von dem Standpunkte ausgehen, daß jeder in der Lage zu belassen sei, die ihm gefällt und die seinen Ansichten vom moralischen und materiellen Leben am besten entspricht, so werden wir mit unserem angeblichen Kulturberuf zweifellos als Eindringlinge und unberufene Anwälte erscheinen. Doch die Richtigkeit eines solchen Standpunktes ist bisher von den geschichtlichen Begebenheiten widerlegt worden, denn keine Gesellschaft kann in gänzlicher Abgeschlossenheit verbleiben und selbst China, das Prototyp einer Jahrtausende langen Seklusivität, hat doch ehedem seine Migrationslinien weit in die benachbarten Regionen ausgedehnt. Wären Rom und Hellas in den engen Heimatsgrenzen verblieben, so stünde heute die Menschheit nicht auf jener Höhe der Bildung, die sie einnimmt, und hätte der Abendländer seinen Wanderungstrieb eingedämmt, so würde es heute in Asien noch viel ärger aussehen, als es tatsächlich der Fall ist. Natürlich will der Asiate selbst aus leicht begreiflichen Gründen dies nicht einsehen, und gar vielen dünken unsere ihnen aufgedrun-

genen Reformen als Angriffswaffe, mit welcher wir die dortige Menschheit unter unser Joch zwingen wollen. Doch wer die Gegenwart und Vergangenheit der alten Welt kennt, der wird dieser Ansicht schwerlich beistimmen. Der Mensch in Asien hat Bildung und Freiheit, so wie wir diese Begriffe heute auffassen, nie gekannt und hat daher auch ohne diese Hauptbedingungen des geistigen und materiellen Wohlergehens nie glücklich sein können. Während der so hoch gepriesenen Glanzperioden in der Geschichte der asiatischen Völker hat Tyrannei und Despotismus geherrscht, Gerechtigkeit war ein eitles Wahngebilde, alles hing von der Willkür der Herrscher ab und eine längere Ära der Ruhe und des Friedens gehörte zu den großen Seltenheiten. Die Menschen in Asien mögen daher aus Eitelkeitsgründen oder aus angeborener Trägheit diese abnormen Zustände beschönigen, wie sie wollen, — an uns tritt immerhin die Pflicht heran, den wahren Sachverhalt zu erkennen und uns unserer bedrückten Brüder anzunehmen. Ohne unseren Beistand wird Asien sich nie erheben können, und — selbst zugestanden, daß die Politik unserer Staaten von egoistischen Motiven geleitet ist, müssen wir dessenungeachtet, das ferne Ziel uns vor Augen haltend, das Auftreten Europas im Morgenlande gutheißen und nach Kräften unterstützen.

In diesem Sinne aufgefaßt, ist es daher ein Glück, daß das christliche Abendland, wie bereits erwähnt, seit mehr als drei Jahrhunderten unablässig auf Asien einstürmt. Wenngleich Italiener, Portugiesen und Holländer als Vorposten auf dem Platze erschienen, so können bei dem heutigen Stande der Dinge doch nur zwei Nationen, das ist Rußland und England, als solche in Betracht kommen, deren geschichtliche Entfaltung

und sowohl nationales als wirtschaftliches Leben mit Asien [1]) auf das engste verbunden sind, deren großstaatliche Existenz in dem Boden Asiens wurzelt und die auch in der Zukunft, wenngleich nicht einen ausschließlichen, so doch den größten Einfluß auf die Geschicke der dortigen Menschheit auszuüben berufen sind. Ihrem ethischen Wesen, ihrer kulturellen Veranlagung und dem ihnen vorschwebenden Ziele nach sind diese beiden Kulturfaktoren jedenfalls grundverschieden voneinander; denn bei dem einen wirken rein politische, bei dem andern wirtschaftliche Motive auf sein Handeln, und, wenngleich beide sich gern als von gebieterischen Umständen zur Entfaltung ihrer Macht und zur Bekriegung des Ostens genötigt und gezwungen hinstellen, so können wir, unter Außerachtlassung der Verschiedenheit der treibenden Motive nur den tatsächlichen Zustand berücksichtigen und Rußland, sowie England als jene Mächte bezeichnen, von denen die Zukunft der asiatischen Welt in erster Linie abhängt.

II.

Daß Rußland schon in frühesten Zeiten mit den verschiedenen Völkern des ural-altaischen Stammes in Berührung gekommen ist, erhellt vor allem aus der geographischen Lage des Landes; daß aber diese Berührung keine freundschaftlich-nachbarliche sein konnte, das geht aus den verschiedenartigen religiösen,

---

[1]) Unter Asien verstehe ich hier das moslimische Asien, mit dem ich mich jahrelang theoretisch und praktisch beschäftigt habe. Das nichtmoslimische Asien wird hier nur gelegentlich erwähnt werden.

politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervor, in denen die beiden Nachbarelemente sich schon von Anfang her befunden hatten. Man mag den Bildungsgrad der russischen Gesellschaft im Mittelalter noch so tief veranschlagen, zugeben wird man müssen, daß der auf Grund des Christentums aufgerichtete staatliche Bau schon im Anfangsstadium seiner Existenz Keime einer zukünftigen Entfaltungsfähigkeit in sich trug, die wir bei den ihm gegenüberstehenden ethischen Elementen Asiens vergeblich suchen. Durch Annahme des Christentums, wenngleich in der Form der byzantinischen Kirche, hat das Slawentum des östlichen Europa sich gewissermaßen jener Charakterzüge nicht erwehren können, die der abendländischen Welt nicht infolge, sondern trotz des Christentums, gewissermaßen auch schon vor dem Zeitalter der Renaissance eigen waren, so daß Rußland, ohne es gewollt zu haben, ja vielmehr trotz seines Widerstrebens gegen alles, was von Westen kam, schon früh in der Rolle eines Vorpostens der christlichen Welt auftreten und demzufolge auch als Widersacher des Islams die Bahn der Eroberung einschlagen mußte. Solange nun Rußland der erdrückenden Übermacht einer krieg- und beutelustigen Nomadenwelt, jenem stark bewegten Meere, dessen wild verheerende Wogen von den Grenzen Chinas bis zur Donau alles überfluteten, gegenüberstanden, solange konnte dieser Gegensatz zweier Welten nicht merklich hervortreten, sondern Rußland mußte im Gegenteil die erdrückende Superiorität ugrischer, türkischer und mongolischer Horden ruhig über sich ergehen lassen, ja es konnte sogar gegen den gesellschaftlichen und staatlichen Einfluß dieser primitiv asiatischen Welt sich nicht wehren, wie aus den in die russische Sprache übergegangenen zahl-

reichen Kulturlehnwörtern[1]) ersichtlich ist. Mit dem Sturze der Goldenen Horde, deren Machtgebilde, gleich denen der übrigen halbnomadischen Staaten der Neuzeit ohne Cohaesion und ohne feste Grundlage, nicht lange bestehen konnten, hat das Großfürstentum von Moskau sich kühner zu gebärden begonnen. Durch Familienzwiste und Brudermorde im Hause der Fürsten in Serai wurde den Zaren in Moskau Gelegenheit geboten, als Beschützer der vertriebenen Prinzen der Goldenen Horde ihre Blicke nach dem Süden zu lenken. So geschah es, daß durch den Schutz, den der Großfürst Wassilij dem Prinzen Kasim, einem Bruder des Herrschers von Kazan, gewährte (1448), das Chanat Kasimow unter die Botmäßigkeit des Zaren kam und später als Hilfstruppe gegen Kazan verwertet werden konnte. Je mehr der Verfall am Hofe der Goldenen Horde zunahm, desto mehr wuchs das Ansehen der Zaren in Moskau, denn es gelang ihnen mit Hilfe der unzufriedenen und flüchtig gewordenen Überläufer die eigentliche Macht der Tataren, wie man das ural-

---

[1]) Solche Lehenswörter sind z. B. kazna — Schatzkammer vom arabischen Chazna; chalat — Schlafrock vom arabischen chalat — Kleid, Ehrenkleid; Hetman vom türkischen ataman — Obrigkeit; Jassak — Tribut vom türkischen Iassak — Anordnung; Otschak — Herd vom türkischen Odschak — Herd; kazan — Kessel, türkisch kazan; kuschak — Gürtel, türkisch kuschak; bondschuk — Fahne, türkisch Fahnenknauf; Jessaul — Rittmeister, türkisch Jasaul — Offizier. Káramsin hat daher nicht ganz recht, wenn er behauptet, die Russen hätten von den nomadischen Nachbarn nichts angenommen. Dagegen spricht der Umstand, daß, sowie die französischen Fremdworte im Deutschen den Kultureinfluß eines früher fortgeschrittenen Volkes beweisen, dies ebenso bei den auf die Regierung und das Alltagsleben bezüglichen tatarisch-russischen Fremdworten der Fall ist. Nicht vom Volke, sondern von den oberen Spitzen der Gesellschaft der Goldenen Horde haben die Russen Kulturbegriffe entlehnt.

altaische Völkergemisch an der unteren Wolga damals bezeichnete, allmählich zu brechen. Es war allerdings ein langer und harter Kampf, welchen die Besiegung und Unterwerfung der in sich selbst zerfallenen Bruchteile der Goldenen Horde kostete, und wenn wir nach den Ursachen forschen, welche den Sieg an die russischen Fahnen hefteten, so werden wir in erster Reihe in den dem Abendlande entlehnten besseren Waffen, in der dem Russentum eigentümlichen größeren Beharrlichkeit und Ausdauer, nicht minder aber in der zielbewußten Politik die eigentlichen Behelfe des erreichten Erfolges entdecken. Diese letzterwähnten Charakterzüge sind nun einmal vom eigentlichen Geiste des Europäertums unzertrennlich und gehen dem Menschen im Morgenlande mit geringer Ausnahme gänzlich ab. Ganz besonders aber zeichnen sich diesbezüglich die Nordländer aus, denn, wie uns die neuere Geschichte lehrt, hat selbst an anderen Orten in einem und demselben nationalen Körper die nördliche Fraktion stets über die südliche den Sieg davongetragen.

Abgesehen von diesen den Russen zu Gebote stehenden Vorteilen dürfen wir mit Hinblick auf die Situation, in welcher sich das damalige Völkergemisch im Süden Rußlands befand, auch jene politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht außer acht lassen, die den Vormarsch der Großfürsten von Moskau begünstigt haben. Die goldene Horde glich, was ihre Verfassung anbelangt, den Chanaten von Chiwa und Chokand in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, und das äußerst lockere Gefüge der Staatlichkeit entbehrte selbst jener Kraft und Kohäsion, durch welche die Chanate von Turkestan infolge des islamischen Religionsglanzes schon früh zu Macht und Ansehen gelangt

waren. Wenn ich mir in Erinnerung rufe, was ich an Zügellosigkeit, Grausamkeit und Anarchie unter den Turkomanen am Görgen, am Etrek und im Süden Chiwas gesehen, und wenn ich mir die staatlichen Zustände vergegenwärtige, zu deren Kenntnis ich am Hofe des Chanes von Chiwa gelangte, kann ich mir wohl einen Begriff vom Leben und Treiben des Hofes von Serai und von den Regierungsverhältnissen der Goldenen Horde machen. Wenn auch Ibn Batutah und andere arabische Reisende die Hauptstadt als meilenweit ausgedehnt und angefüllt mit Prachtbauten geschildert haben, so muß dies cum grano salis und in Berücksichtigung der orientalischen Überschwenglichkeit aufgenommen werden, um so mehr als die neueren Ausgrabungen von derartigen Monumenten nur wenig zu Tage gefördert haben. Wohl war das Sittenbild der damaligen Russen kein besonders gefälliges, denn was Karamsin von den Russen der damaligen Zeit schreibt, ist geradezu haarsträubend und schauerlich,[1]) doch die unmittelbare Nachbarschaft zu dem im XV. Jahrhundert aus seiner Lethargie schon erwachenden Abendlande, wo Gesetzlichkeit, Ordnung, neue Erfindungen und der sich regende Geist der Wissenschaft die Gesellschaft allmählich verfeinert und die Staatlichkeit gekräftigt hatten, konnte an Rußland nicht

[1]) Temnij's Regierung (Wassilij der Blinde 1425—1462) ist außer durch innere Unruhen auch durch verschiedene Greueltaten bezeichnet, welche die Rohheit der damaligen Sitten kennzeichnen. Zwei Türken wurden geblendet, zwei andere starben an Gift. Es war nicht allein der Pöbel, der in seiner sinnlosen Raserei ohne allen Urteilsspruch Menschen ersäufte und verbrannte, die man gewisser Verbrechen beschuldigte; auch Russen marterten auf die schändichste Weise ihre Kriegsgefangenen und sogar die gesetzlichen Strafen zeigten barbarische Grausamkeit. (Geschichte des russischen Reiches. Deutsche Übersetzung, V. Band, Seite 286.)

ganz spurlos vorübergehen. In so manchen Zügen des inneren und äußeren Lebens halbasiatisch, wild und rauh, hat die russische Gesellschaft und der russische Staat gegenüber den sie beherrschenden und bedrückenden nomadischen Kriegerhaufen sich doch stets durch besondere, im Christentume und im slawischen Nationalcharakter wurzelnde Eigenschaften vorteilhaft hervorgehoben. Der Ramen für die Staatlichkeit, den Waräger und Deutsche zusammengefügt, stand nun einmal fest, der anfänglich vorhandene christlich-europäische Geist konnte wohl zeitweise abgeschwächt, aber nicht vernichtet werden, und diesen Vorteilen gegenüber wäre selbst eine geordnete asiatische Staatsmacht, geschweige denn ein Nomadenhaufe, ohnmächtig geblieben. Was dem Russentume, in seinem gewaltigen Kampfe mit den barbarischen Horden der Ural-Altaier noch besonders zugute kam, das war nicht nur der nomadische Charakter seiner Feinde, die, wie Káramsin[1]) annimmt, der seßhaften Lebensweise abhold, sich nicht ständig niedergelassen hatten, sondern der absolute Mangel an Religionseifer und die aus demselben folgende äußerst laxe Anhänglichkeit an den Islam, die man selbst bei den türkischen Nomaden der Gegenwart wahrzunehmen imstande ist. Allzu weit entfernt von den mittelasiatischen Zentren der Lehre Mohammeds, ward ein engerer Anschluß an die damals sich einer bedeutenden Machtstellung erfreuende Moslimwelt fast eine Unmöglichkeit und in Ermangelung des Gefühles der religiösen Gemeinsamkeit mit

[1]) Hätten die Mongolen bei uns das getan, was sie in China und Indien, oder was die Türken in Griechenland übten, hätten sie, Steppen- und Nomadenleben verlassend, sich in unseren Städten angesiedelt, so könnten sie noch bis jetzt als Staat bestehen. Zum Glück entfremdete Rußlands rauhes Klima ihnen diese Gedanken. Káramsin, Band V. Seite 297.

den übrigen, über drei Weltteile ausgedehnten Glaubensgenossen, konnte von einem energischen und beharrlichen Widerstande gegen die von Norden her langsam vordringende Christenmacht kaum die Rede sein. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß das Vorhandensein von damals noch zahlreichen Ugriern, als Tschuwaschen, Wotjaken, Tscheremissen und Mordwinen einer einheitlichen Abwehr im Wege stand, und während die Chane der Krim, von Kazan und Astrachan, in sich selbst zerfallen, von keiner Seite her Unterstützung fanden, konnten die Großfürsten von Moskau in begeisterter Anhänglichkeit an das orthodoxe Christentum, im Schutze ihrer festen Siedelungen und einer allmählich erstarkenden Kultur ihren nur nach Beute jagenden, an eine Staatsgründung nie ernstlich denkenden Feinden wohl leicht beikommen.

Die Russen hatten einerseits bei ihrem Vormarsche nach dem Süden sich der Behelfe der erwachenden Kultur des Abendlandes bedienen können, anderseits aber hatten sie in der Kriegskunst und in der Taktik den Nomaden so manches abgelauscht. Die dem Namen und dem Wesen nach den Steppenbewohnern entlehnte Truppe der Kazaken hatte den Vorstoß à la turca gebildet und hinterdrein zog die halbreguläre Armee einher. Asien hatte daher den Weg gebahnt, Europa war nachgefolgt. Hätten die Osmanen um hundert Jahre früher ihre siegreichen Fahnen auf der Kuppel der Aja Sophia in Konstantinopel gehißt und ihre Macht die abendländische Christenwelt fühlen lassen, so wäre den Russen der Sieg über den Islam in Rußland nicht möglich gewesen, denn, wie wir wissen, hatten schon Mohammed II. und noch mehr Selim II. ihre Blicke nach der Wolgagegend und der Krim gewendet; doch zu der Zeit, als die Russen ihren Vormarsch begannen,

da stand noch keine bedeutende moslimische Macht im Felde und das begonnene Werk der Eroberung im Wolgagebiete konnte langsam, aber stetig fortgesetzt werden. Als Kazan 1522 gefallen war, befand sich wohl die Macht der Osmanen unter Soliman auf dem Glanzpunkt ihrer Herrlichkeit, doch eben so tief war das Ansehen der Türkenwelt an der unteren Wolga gesunken, und an einen tatkräftigen, hilfreichen Beistand war damals kaum mehr zu denken. Daß Iwan der Schreckliche trotz alledem die Möglichkeit eines Angriffs seitens der Türken fürchtete, das beweist die schmeichlerische Zuvorkommenheit, mit der das Haupt der orthodoxen Kirche dem Stellvertreter Mohammeds auf Erden begegnete. Im Jahre 1570 hatte er den Edelmann Nowosilzow als Gesandten zu Selim II. mit folgender Botschaft geschickt: „Mein Landesherr" — sagte der Abgesandte Iwans — „ist kein Feind des muselmanischen Glaubens. Sein Dienstmann, der Zar Sain Bulat herrscht in Kasimow, der Zarewitsch Kaibullah in Jurjew, Ibak in Suroschik und die Nogajfürsten in Romanow; sie alle preisen den Namen Mohammeds frei und feierlich in den Moscheen; denn bei uns lebt jeder Ausländer nach seiner Religion." [1]) Eine ganz merkwürdige Äußerung seitens eines Fürsten, der den Islam in seinen Landen mit Feuer und Schwert auszurotten begonnen hatte.

III.

Mit dem Siege des russischen Doppelkreuzes über die ural-altaischen Völker beginnt jedenfalls eine neue

[1]) Káramsin, Band VIII. Seite 143.

Ära im Leben dieses bis dahin ununterbrochen wogenden ethnischen Meeres. Diesem, durch Dschengiz und Timur aufgewühlten verheerenden Elemente ist durch die glänzenden Waffentaten Iwans des Schrecklichen der erste feste Wall gesetzt worden, an welchem die aufgepeitschten Wellen zerschellten und der alles bedrohenden Flut Einhalt geboten werden konnte. Daß die endgültige Bezähmung kein leichtes Werk gewesen, das versteht sich von selbst. Iwan der Schreckliche mußte nach Eroberung Kazans mit Gewaltmaßregeln die Russifizierung herbeizuführen. Den Tataren werde der Bau von Moscheen, den Christen der Aufenthalt inmitten von Mohammedanern verboten. Nebst Iwan selbst hatte der Heilige Gurij den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des neu eroberten Chanates, ihm unterstand sogar der neue Gouverneur Fürst Schuiski und die natürliche Folge der drakonischen Gesetze war, daß im Jahre 1556 einige tausende Mohammedaner zum Christentume übertraten.

Uns interessierten vor allem die Art und Weise, die Mittel und Wege, durch welche Rußland einerseits zur Pazifizierung der wilden Elemente, anderseits zur Verbreitung des Russentums in jenen Gegenden verlangte; denn das ethnische Bild jener Zeit muß grundverschieden von dem heutigen gewesen sein. Wenn wir einen Blick auf die heutigen ethnischen Verhältnisse in den Gubernien von Kazan, Samara, Ufa, Orenburg und Stawropol werfen und sehen, wie das Russentum, besonders am mittleren Laufe der Wolga mit zahlreichen Gruppen ural-altaischer Elemente, als Tataren, Baschkiren, Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjaken versetzt, sich vom Ural bis zur Kuma, folglich bis zur Steppenregion im Norden des Kaspisees ausdehnt, so werden wir wohl

leicht begreifen, daß dies von altersher nicht der Fall gewesen sein kann. Wer den Geist der Regierung und der Gesellschaft moslimisch-nomadischer Völker kennt, der wird kaum anzunehmen wagen, daß Christen, und noch dazu die damals schon gefürchteten Russen, in den festen Orten und unter dem Zepter der Fürsten von Kazan und Astrachan sich hätten niederlassen und dort eine friedliche Existenz fristen können. Einer solchen Annahme widerspricht die Sachlage in Bochara und Chiwa, wo es vor der russischen Eroberung Turkestans, mit Ausnahme einiger Armenier nie eine christliche Gemeinde gegeben hat; und speziell in Kazan hatten sich zur Zeit der Einnahme nur russische Gefangene vorgefunden, die beim Stadttore den Einzug Iwans begrüßten.[1]) Ähnliche Umstände scheinen auch bei den Baschkiren vorgewaltet zu haben, die Iwan dem Schrecklichen nach seinen Siegen in Kazan und Astrachan durch eine Deputation ihre Unterwerfung angekündigt hatten, von den Russen jedoch erst im XVIII. Jahrhundert zur Kolonisation gezwungen wurden.[2]) Das Russentum muß daher im XVI. und XVII. Jahrhundert an der unteren Wolga und im angrenzenden Süden sehr schwach vertreten gewesen sein, und die Ausbreitung des slawischen Elements konnte nur stufenweise, d. h. in jenem Maße vor sich gehen, in welchem sich die Zivilisationsbestrebungen der Regie-

---

[1]) Káramsin, Band VII. Seite 338.

[2]) Mit dieser Kolonisation ging es aber keineswegs leicht, denn 1786 hat die russische Regierung diesem Widerwillen gegen feste Ansiedlungen Rechnung getragen und aus den Baschkiren eine irreguläre Truppe gebildet, die als Grenzwache verwendet wurde. Ein Teil dieser Miliz hat 1812 an der russischen Okkupation in Paris teilgenommen, und da sie mit Pfeil und Bogen erschienen, nannte sie der Volkswitz „les amours du Nord". (Pauli, Narodny Rossii, kleine Ausgabe, Band II. Seite 306.)

rung fühlbar machten und insofern durch Eindämmung des nomadischen Geistes der Fortbestand der turko-tatarischen Völker erschwert wurde. Diese Gruppe der ural-altaischen Rasse hat an dem friedlichen Leben des Ackerbauers nie besonderes Vergnügen finden können, sie hing mit Leidenschaft an den Lebensbedingungen der urheimatlichen Steppenregion und dort, wo sie die letztere verlassen, dort war ihr Fortbestand, geschweige denn ihr Aufblühen undenkbar. Wo die Macht des turko-tatarischen Elementes gebrochen war und sein Tummelplatz sich eingeengt hatte, dort drang das Slawentum vor; es machte den Boden urbar, es gründete feste Wohnsitze, und wo der Reisende vorher tagelang dahinzog, ohne auf eine Stadt, ein Dorf zu treffen, dort hat das Slawentum jenen Kulturrayon gegründet, der sich heute, vom alten Zentralpunkt des Russentums ausgehend, bis weit nach dem Süden erstreckt. Das Russentum hatte sich nämlich von Westen nach Osten ausgebreitet und hiermit den vom oberen Jenisei und Ob, wie auch vom tatarisch-mongolischen Steppengebiete her vorrückenden Elementen einen Wall gesetzt.[1]) Allerdings muß an die Populationsverhältnisse jener Zeit ein ganz anderer Maßstab gelegt werden, als heute; denn dort wo wir heute von Tausenden sprechen, kann kaum von Hunderten die Rede sein, und wenn demgegenüber orientalische Chronisten und mitunter auch ihre christlichen Berufsgenossen von Hunderttausenden berichten, so ist dies nur eine Ausgeburt orientalischer Phantasie oder der Furcht vor den wilden fremden Kriegern zuzuschreiben. So ist es denn heute schon beispielsweise zur Genüge erwiesen, daß im Heere Dschengiz' Mon-

[1]) Rittich, Band I, Seite 93.

golen in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden waren und daß das Gros der Armee aus Türken und Ugriern bestand, die sich dem Siegeslaufe der Eroberer angeschlossen hatten.[1]) Von diesem Standpunkt aufgefaßt, erscheint es leicht erklärlich, wenn das slawische Volkselement mit seiner festen Ansiedelung einen Keil in das Nomadentum getrieben und dasselbe zu sprengen vermocht hatte.

Was nun die weitere Zersetzung der nomadischen Gesellschaft — wenn von einer solchen im allgemeinen gesprochen werden kann — herbeigeführt hat, ist in erster Reihe in jenen Mitteln zu suchen, durch welche das Russentum kraft seiner höheren Kultur auf die Nomaden einwirken und deren Macht schließlich brechen konnte. Noch zur Zeit Iwans wurden zu diesem Behufe einzelne feste Plätze geschaffen, von welchen aus das neueroberte Gebiet mittels administrativer Maßregeln pazifiziert wurde und die sich später als Sammelpunkte der Kolonisation herausbildeten. So entstand Arska gegen Tscheremissen und Tataren, Laischewa gegen Nogajer und Tataren (1557), Tscheboskar gegen Nogajer und Tataren (1555), desgleichen Teljusch (1655), Kozmodemjansk (1583), Tziwilsk (1583) u. a. m. Die ersten Bewohner dieser festen Orte waren die Strjelzi (Schützen), denen sich später friedliche Bewohner angeschlossen hatten und in diesen Kolonien wurde dem Wellenschlage des nomadischen Elementes ein fester Damm gesetzt.[2]) An eine freiwillige Kolonisierung der Turko-Tataren hatte die Regierung der Großfürsten in Moskau gewiß

[1]) Vgl. diesbezüglich Prof. W. W. Grigorjew's Aufsatz „Ueber die Beziehungen der Nomaden zu zivilisierten Staaten" (Russische Revue, Band VI. Seite 321—350).

[2]) Rittich, Band I. Seite 99.

nicht denken können, da ein solches Vorhaben selbst in der Neuzeit, wie es die russischen Bestrebungen in der Kirgisensteppe lehren, mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja fast unmöglich erscheint. Der Weg, auf welchem außer der Kolonisation eine Umgestaltung zu erhoffen war, bestand in dem Versuche einer Bekehrung zum Christentum, da eine Annahme des Glaubens der Sieger die allmähliche Verschmelzung der Besiegten mit dem Russentum herbeigeführt hätte. In Asien, wo die Religion seit jeher eine weit mächtigere Rolle gespielt hat, als die Nationalität, hat die Bekehrung auch überall erfolgreich gewirkt. Im Proselytentum haben die Osmanen die Hauptstärke ihrer staatlichen Existenz gefunden, denn nur durch Absorption der griechischen und armenischen Elemente Kleinasiens war es möglich, jenen Geist in der Armee und im Staatsleben zu schaffen, mit dem sie nach Europa vorzudringen und ihre Machtstellung viel länger aufrecht zu erhalten vermochten, als die ihnen auf der Bahn der Eroberung vorangegangenen Welterschütterer. In betreff des Religionseifers und des Proselytentums standen die Russen den Osmanen nicht nach und dies ist noch heute der Fall, denn bekanntlich hat das Doppelkreuz in Asien bei der Begründung des Riesenreiches als wirksame Waffe gedient. Wie Ikonnikow in seiner Studie über die „Hauptrichtungen der Geschichte Rußlands im Zusammenhang mit der Kulturbewegung" mitteilt, hatte der Feldzug gegen Kazan einen eminent orthodox-religiösen Charakter. Iwan der Schreckliche hatte gesagt: „Ich kann den Untergang der mir ergebenen Christen nicht dulden, und ich will bis zum letzten Atemzuge für die orthodoxe Kirche kämpfen. In der Hoffnung auf Gott, auf die Muttergottes Maria und auf ihre wundertätigen Hei-

ligen wollen wir aufbrechen." Es war nur die Verschiedenheit der der orthodoxen Kirche gegenüberstehenden Religionen, die den Kampf bedeutend erschwert hatte und noch heute dem mächtigen Zarenreiche im Wege steht. Dort, wo die Russen mit den finnisch-ugrischen Völkern, die zumeist Heiden waren oder dem Schamanentum angehörten, in Berührung kamen, hat sich das Werk der Bekehrung verhältnismäßig leichter gestaltet, denn die orthodoxe Kirche hat dort, wenn auch anfangs bloß dem Scheine und der äußeren Form nach, dennoch allmählich das Terrain erobert. Die Bekehrung der Tschuwaschen, eines türkischugrischen Volksstammes,[1]) datiert aus dem Jahre 1743, die der Mordwinen oder, wie sie die Russen nennen, Mordwas hat, obwohl schon zur Zeit Iwans des Schrecklichen begonnen, dennoch erst zur Zeit der Kaiserin Elisabeth ihren Abschluß gefunden, wenn auch die Tschuwaschen selbst bis heute noch viele ihrer alten heidnischen Sitten und Gebräuche beibehalten haben. In ähnlicher Weise hat bei den aus Sibirien in ihre heutigen Sitze eingewanderten Wotjaken, von den alten Russen „weißäugige Finnen" genannt, die orthodoxe Kirche bald nach Eroberung Kazans Eingang gefunden, natürlich mit Beibehaltung vieler heidnischer Sitten und Gebräuche, sowie auch die Tscheremissen, ein starkes Gemisch ugrischtürkischer Elemente, allerdings nach einem äußerst harten Kampfe,[2]) namentlich mit Iwan dem Schrecklichen,[3]) erst in der Neuzeit Christen geworden

[1]) Rittich, Band I. Seite 93.

[2]) Siehe mein „Türkenvolk", Leipzig 1888, Seite 444—495.

[3]) In der Empörung gegen Iwan hatten sich Wotjaken und Tscheremissen besonders hervorgetan. Achthundert Russen blieben auf dem ersten Kampfplatze und später abermals fünfhundert unter Führung des Wojwoden Boris Salykow. Káramsin, Bd. VII. S. 354.

sind.[1]) Zum Glücke für die Russen waren diese einzelnen Stämme der Finn-Ugrier, obwohl ehedem, wie besonders die sogenannten „Waldtscheremissen", kriegerisch gesinnt, wild und unbezähmbar, dennoch schon sehr frühzeitig an feste Wohnsitze gewöhnt. Sie waren im schlimmsten Falle nur Halbnomaden, daher dem russischen Einflusse zugänglicher, als die dem Wesen nach dem Nomadentum anhängenden turko-tatarischen Elemente. Nach Aussage Rittichs[2]) haben sich die Tscheremissen von Kosmodemjansk schon fast ganz russifiziert und sind, was ihren Habitus betrifft, von den Russen kaum zu unterscheiden. Eine gänzlich oder auch nur halbwegs seßhafte Bevölkerung ist durch eine fremde Kultur viel leichter zu beeinflussen, als die dem Wanderleben ergebenen Nomaden, die nach dem Worte: „Auf dem rollenden Stein haftet kein Moos" äußeren Einflüssen auch schon deshalb schwer zugänglich sind, weil die Weltanschauung und die Sitten und Gebräuche ihnen fremdartig und für sie nicht anwendbar sind. Die Taufe — die erste und Hauptbedingung der Annäherung an das Russentum, fand, wie gesagt, nur sehr langsam Eingang, denn, wie berichtet wird, haben beispielsweise die Mordwinen den vom Patriarchen Nikon zu ihrer Bekehrung entsendeten Erzbischof Misail, da er Glaubenszwang anwenden wollte, erschlagen.[3]) Einen nicht minder heftigen Widerstand

[1]) Pauli, Band I, Seite 168, sagt: „Ihrer Religion nach gehören fast alle Tscheremissen der orthodoxen Kirche an, obwohl das eigentliche Christentum sich nur in sehr beschränkter Zahl vorfindet. Die übrigen Tscheremissen bekennen sich teils zum Islam, oder sie sind Götzenanbeter, beharren aber auch mitunter beim Fetischismus oder Schamanentum."

[2]) Rittich A. Ph. Materiali dlja etnografij Rossij. Kazanska Gubernija XIV-taga. Kazan 1870. Band II. Seite 130.

[3]) Pauli, Band I. Seite 122.

haben anfangs auch die Wotjaken und andere ugrische Völker im Gubernium von Kazan, jedoch ohne die den Moslimen eigentümliche Beharrlichkeit, geleistet. Die orthodoxe Kirche hat natürlich in so manchen Fragen ein Auge zudrücken müssen; indem man sich mit der äußeren Annahme des Christentums begnügte, sind manche dieser Ugrier noch heute ihren aus der Heidenzeit stammenden Festen, Gebräuchen und Aberglauben treu geblieben. Doch im Laufe der Zeit dürften diese letzteren Überbleibsel auch mehr und mehr abnehmen und in dem Maße, wie in den Schulen die russische Sprache Verbreitung findet, dürften auch diese Reminiszenzen aus alter Zeit verschwinden und die Russifizierung unter den Ugriern selbstverständlich immer größere Fortschritte machen.

IV.

Von den turko-tatarischen Elementen des europäischen Rußland kann nicht dasselbe gesagt werden, wie von den ugrisch-finnischen Elementen. Hier sind die kulturellen Bestrebungen der Russen auf zwei mächtige, miteinander engstens verbundene, oder richtiger gesagt, einander ergänzende Hindernisse gestoßen. Es sind dies die ethnischen und religiösen Beziehungen der Turko-Tataren, die der Assimilierung im Wege gestanden haben, auch noch heute im Wege stehen und, soweit sich auf die zukünftige Gestaltung schließen läßt, wohl auch noch weiterhin hemmend wirken dürften. Die Türken, die „natio militans" der mittelalterlichen Welt, haben auf dem Gebiete der kulturellen Bestrebungen sich nur dort bemerkbar gemacht,

wo sie, mit arischen oder semitischen Elementen untermischt, auf der Bühne der Weltbegebenheiten aufgetreten sind; so z. B. die Osmanen, die nach stattgefundener Amalgamierung mit den besagten Elementen unter dem Schutze des Islam im politischen, gesellschaftlichen und geistigen Leben eine spezielle Kultur geschaffen haben. Sonst lehrt uns die Geschichte, daß die Turko-Tataren, diese eingefleischten nomadischen Krieger, der seßhaften Lebensweise und friedlicher Beschäftigung nie einen besonderen Reiz abzugewinnen vermochten und überall nur durch Zwangsmittel an die Scholle zu binden waren. Wo der Türke aufgehört hat, mit der Waffe in der Hand zu herrschen, dort geht sein Volkstum auch bald zugrunde, oder es geht kläglich seinem allmählichen Aussterben entgegen. Nachdem das russische Doppelkreuz seinen Siegeszug begonnen, nimmt die bis dahin bedeutende Zahl der Türken im Norden des Kaspisees und des Schwarzen Meeres zusehends ab, und wenngleich Nogajer, Baschkiren, Krimtataren und Kirgisen zeitweise und sporadisch von sich reden machten, so war es doch mit ihrer politischen Existenz bald zu Ende; so haben auch die Osmanen nach dem letzten russisch-türkischen Kriege allmählich aus der Balkanhalbinsel sich zurückzuziehen begonnen und befinden sich noch fortwährend im migratorischen Zustande in der Richtung gegen Anatolien. Einzelnen, vom Glück begünstigten türkischen Kriegern ist es wohl gelungen, auf verschiedenen Teilen der alten Welt als Staatengründer aufzutreten, so z. B. den Ghaznewiden und Timuriden in Indien, den Sefviden und Kadscharen in Persien und den Osmaniden in der Türkei, doch ihre Herrschaft war überall an den Glanz ihrer Waffen gebunden und mit dem Erlöschen dieses Glanzes ging auch ihre Macht zu-

grunde. Die unter das Zepter der Zaren gelangten Türken haben daher infolge ihrer nationalen Charakteristik dem russischen Eroberer kein der kulturellen Umgestaltung günstiges Milieu geboten und, wenn wir einige Städtebewohner, die schon vor Ankunft der Russen Handel getrieben, wie z. B. die Tataren in Kazan, Astrachan, Tomsk und Tobolsk ausnehmen, sind die zeitweiligen zivilisatorischen Versuche der Russen erfolglos geblieben.

Es gibt nun einmal gewisse, der Naturbeschaffenheit des Bodens und der Ethik einer langgewohnten Lebensweise entlehnte Eigenschaften, deren sich der Mensch nur sehr schwer entledigen kann. Die Vorliebe zum Umherschweifen auf der grenzenlosen Steppenheimat steckt im Türkenblut und ein Turkomane hat mir gegenüber einmal ganz richtig bemerkt: „Eher mag es gelingen, jedes einzelne Sandkorn an den Boden anzunageln, als aus dem Turkomanen einen seßhaften Menschen zu machen." Durch die inmitten des eroberten Khanates von Kazan errichteten Festungen sind in erster Reihe die Ugrier an feste Plätze gebunden worden und dadurch, daß sich die Russen mit den getauften Tataren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen und Wotjaken vermengten, repräsentiert die heutige Bevölkerung des Guberniums von Kazan ein Amalgam, in welchem fast sämtliche bekannten Menschenrassen vertreten sind.[1])

Das kleinste Kontingent hierzu haben jedoch, wie bereits erwähnt, die Türken geliefert, bei denen außer der eingefleischten Liebe zum Nomadentum der Islam die Hauptursache dafür bildete, daß alle bisherigen

[1]) Rittich, Band I. Seite 103.

Zivilisationsversuche der Russen an ihnen scheitern mußten. Die Lehre Mohammeds, ein der Weltanschauung, dem Alltagsleben und den geistigen Zielen der Asiaten angepaßter Glaube, hat sich stets durch markante Sprödigkeit anderen Religionen gegenüber hervorgetan und auf ihre Überlegenheit und ihre alleinseligmachende Wirkung bauend, hat sie im Kampfe mit anderen Religionen sich felsenfest erhalten und nirgends die geringste Nachgiebigkeit gezeigt. Wir haben schon früher erwähnt, daß der Türke im nomadischen Zustande nur ein laxer Befolger der Lehre Mohammeds ist, aber selbst trotz dieses Mangels an Glaubensstärke und Begeisterung vermochte das russische Christentum unter den dem Zarenreiche unterworfenen Türken nicht den moslimischen Glauben zum Weichen zu bringen. Das russische Schwert, nicht das Doppelkreuz hat über den Islam gesiegt. Aus der gelehrten und ausgezeichneten Arbeit Weljaminow-Zernows[1]) über die Zare und Zarewitsche aus dem Hause Kasimow ersehen wir, daß selbst von jenen tatarischen Fürsten, die sich der Gunst des Zaren Wasil, des Geblendeten, erfreuten und, mit der Herrschaft mehrerer Orte belehnt, von der Mitte des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ihr Vasallentum aufrechterhielten, nur wenige vom Islam abgefallen waren. Als getauften moslimisch-tatarischen Prinzen verzeichnet die Geschichte Chudai-Kul, der am 21. Dezember 1505 a. St. das Sakrament der Taufe und den Namen Peter

[1]) Weljaminow-Zernow W. W. Izsljedowanije o Kasimowskich Czarach i Czarewitschach. St. Petersburg 1863—1866. Drei Bände. Von diesen ist der erste Band in deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel „Untersuchung über die Kasimowschen Zaren und Zarewitsche von W. Weljaminow-Zernow. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Julius Theodor Zencker, Leipzig, Leopold Voß, 1867".

erhielt[1]) und einen Monat später die Schwester des Großfürsten Wasilij Iwanowitsch, Eudoxia, als Gemahlin heimführte. Er war ein Sohn Schah-Alis — von den Russen Schigalej genannt —, dessen zweiter Sohn, Melik Tahir, bis an sein Lebensende dem Islam treu blieb, während andere seiner Söhne zum Christentum übertraten und die Namen Wasilij und Fedor erhielten.

Freiwillig hatten diese moslimischen Prinzen die Taufe allerdings nicht angenommen, denn das Christentum wurde den unter russischer Suzeränität stehenden Tataren, sobald sie eines Treubruches schuldig erklärt wurden, gewissermaßen als Rettungsmittel dargeboten. Als Schah-Ali wegen geheimer und verräterischer Verhandlungen mit Kazan in die Verbannung geschickt wurde, nahmen seine Frauen, Kinder und Angehörigen, um Qualen und Martern zu entgehen, die Taufe an. In Note 98 I B des früher erwähnten Werkes über die Geschichte der Zaren und Zarewitsche lesen wir folgende Einzelheiten: „In diesem Jahre (17043 = 1535) im Monate Juni (am 26. und 27.) wurden von den Tataren des Zaren Schigalej (Schah-Ali) dreiundsiebzig Mann ins Gefängnis geworfen, später zum Tode verurteilt und hingerichtet, unter ihnen auch sieben Kinder, die am Tage erwürgt, in der Nacht ins Wasser geworfen wurden. Acht von ihnen blieben im Gefängnisse, erhielten aber weder Speise noch Trank und wurden dann gleichfalls erschlagen." In einer anderen Chronik lesen wir, daß „der Großfürst Iwan Wasilijewitsch, über die Tataren erzürnt, in Nowgorod achtzig und noch mehr in den Kerker werfen ließ, die sämtlich in ihrer schlechten

[1]) O. a. W. Band I, Seite 181.

Religion schon am fünften Tage starben, desgleichen starben siebzig in Pskof und nur ein einziger von ihnen erkannte die heilige, rechtgläubige Kirche und man nannte ihn Michel anstatt seines früheren Namens Hasan." Es wurden damals insgesamt in Nowgorod dreiundvierzig Frauen und sechsunddreißig Kinder, in Pskof fünfzig Frauen und Kinder der orthodoxen Kirche gewaltsam zugeführt.[1])

Von anderen Prinzen aus dem Hause Kasimow wissen wir, daß Seid Burhan, der Sohn Arslan Schahs zwischen 1653 und 1655 zum Christentum übergetreten ist und den Namen Wasilij angenommen hat. Mit ihm zugleich traten seine Anverwandten, nämlich Prinz Altun-Aj, ein Sohn Kötschüm Chans, mit seiner Familie zum Christentum über. Während der Regierung des getauften Seid Burhan, der im Jahre 1680 mit Tod abging, scheint die Bekehrung der Moslimen von Kasimow besondere Fortschritte gemacht zu haben. „Die russische Propaganda," schreibt Weljaminow[2]), „hat den Wahrnehmungen nach schon früher begonnen. Das orthodoxe Element hat schon unter Arslan und Seid Burhan das Übergewicht gegenüber den Andersgläubigen behalten. Schon damals hat der Übergang zum Christentum, wenngleich äußerlich, so doch friedlich sich nach und nach vollzogen. Unter der Regierung Wasilijs begann der offene Kampf zwischen der orthodoxen Kirche und dem fremden Glauben seine Ausbreitung. Seitens der russischen Regierung wurden Maßregeln zur Bekehrung der Tataren und namentlich der heidnischen Mordwinen getroffen. Das auf die Stimme der Regie-

[1]) O. a. W. Band I. Seite 283.
[2]) O. a. W. Band III, Seite 425.

rung und der Geistlichkeit hörende Volk trat massenhaft zum Christentum über, und zwar ganze Dörfer, teils freiwillig, teils nach langem und heftigem Widerstand."

Wie der Autor der Geschichte des Hauses Kasimow hervorhebt, war dieser erste Schritt zur Verschmelzung des tatarischen Elementes mit dem Russentum nur dadurch möglich geworden, daß die Prinzen bei der Bekehrung mit gutem Beispiel vorangingen; so war dies auch nach der Einnahme von Kazan der Fall, wo nach vorangegangenem Übertritt Jadigiar Khans ein Teil der Moslimen das Christentum angenommen hatte. Russische Geschichtsschreiber wollen diese Bekehrung als eine freiwillige hinstellen, doch dagegen spricht die gewichtige Tatsache, daß die Zahl der vom Islam abgefallenen Tataren, deren Nachkommen noch heute den Namen „Kreschtscheni Tatar" (getaufte Tataren) führen, sich heute, nach Ablauf von nahezu 350 Jahren nur auf 30 000 Seelen[1]) beläuft. Die zur Zeit Iwans des Schrecklichen getauften Tataren werden von den Russen als Stari-kreschtscheni (Altgetaufte) im Gegensatz zu den Neugetauften (Nowo-kreschtscheni) bezeichnet. Daß erstere Jahrhunderte hindurch, trotz Beibehaltung so mancher Momente ihrer alten Bildungswelt, im Christentum verharrt sind, das kann, wie Rittich richtig bemerkt, der früher bestehenden Schwierigkeit des Verkehrs mit der übrigen islamitischen Welt zugeschrieben werden, und selbst heute noch verbindet sie nur ein lockeres Band mit der orthodoxen Kirche, und was die Neugetauften betrifft, so ist die Annahme berechtigt, daß sie in ihrer Gesamtheit mehr dem Islam als dem

[1]) Rittich, Band II, Seite 7, spricht nur von 27 901 Seelen.

Christentum zuneigen. Seitens der russischen Kirche ist alles angewendet worden, um diese getauften Tataren als eine Art aneiferndes Beispiel zur weiteren Bekehrung der Wolgatürken zu verwerten, und namentlich hat auf diesem Gebiete der gelehrte russische Orientalist Nikolai Iwanowitsch Ilminski[1]) sich außerordentliche Verdienste erworben; eine Tätigkeit, die eine ausführliche Besprechung verdient, da dieselbe ein Hauptmoment in den Bestrebungen des russischen Kultureinflusses beleuchtet.

V.

Die früher erwähnte Einteilung in Alt- und Neugetaufte datiert eigentlich aus dem Jahre 1740, als zum Behufe der Bekehrung der moslimischen Tataren eine spezielle Mission in Verbindung mit dem Kloster von Swijask errichtet wurde.[2]) Dort, wo die Neugetauften in unmittelbarer Nachbarschaft der Russen lebten, dort hatte das Christentum einigermaßen Wurzel gefaßt, waren sie jedoch weiter von den russischen Nachbarn entfernt, kehrten sie bald wieder in den Schoß des Islam zurück. Viele unter ihnen übten im

---

[1]) Ueber das Leben und Wirken dieses augezeichneten russischen Gelehrten liegen uns zwei Schriften vor: 1. Na Pamjat Nikolaje Iwanowitsche Ilminskom o dwadzatipjatiletiju Bratstwa Swatitelja Gurija. Bratschika N. Znamenskago. Kazan 1892. (Zur Erinnerung an N. I. Ilminski gelegentlich der Feier des 25jährigen Bestandes der Brüderschaft Sw. Gurija vom Mitgliede M. Znamenski.) 2. Nikolai Iwanowitsch Ilminski. Izbranija Mjeste iz pedagogitscheskich sotschinenij, njekotorija. (Ausgewählte Stellen aus den pädagogischen Arbeiten, samt Mitteilungen aus seiner Tätigkeit und aus den letzten Tagen seines Lebens.)

[2]) Na Pamjat Artikel III. Seite 327.

Geheimen moslimische Religionssatzungen aus, gingen verstohlen in die Moscheen, verkehrten im Verborgenen mit den Mollas und führten, wie dies bei den Pseudomohammedanern bei Trebisond und Salonik der Fall ist, christliche und mohammedanische Namen. Unter solchen Umständen konnte von einem engeren Anschluß der Bekehrten an das Russentum kaum die Rede sein. Die christlichen Tataren lebten zumeist ganz abgesondert von den Russen; Eheschließungen zwischen beiden kamen fast gar nicht vor, während eheliche Verbindungen der Russen mit getauften Tscheremissen, Wotjaken und Mordwinen nicht zu den Seltenheiten gehörten.[1]) Geraume Zeit hindurch hatte die Regierung diesen Zustand ruhig mit angesehen, ja man hatte sogar durch den Ukas von 1773, der die Religionstoleranz verkündete, der Verbreitung des Islam Vorschub geleistet. Im Jahre 1878 hatte die Regierung in Ufa eine Art russisches Scheich-ul-Islamat errichtet, und die Zahl der Moscheen nahm nicht nur auffallend zu, sondern der Islam breitete sich sogar unter den Kirgisen und Baschkiren, die bis dahin oft dem Schamanentum angehört hatten, ungestört aus. Dies hat den russischen Ethnographen Rittich zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Regierung Katharina II. der Verbreitung des Islam mehr Vorschub geleistet hat, als das Khanat von Kazan zur Zeit seiner Unabhängigkeit. Eigentlich wollte man mit der Begünstigung des Islam die feste Ansiedelung der Nomaden bezwecken, indem man von dem Gedanken ausging, daß diese Religion, die sich dem Geiste der Asiaten anschmiegt, sich besser als erste Bildungsstufe eignen würde. Diese Duldsamkeit schlug natürlich zum Nach-

[1]) Rittich, Band II. Seite 7.

teile der orthodoxen Kirche aus, eine Reaktion mußte notgedrungen eintreten und diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Der erste Schritt zu einer systematischen Bekehrung und Russifizierung der Tataren von Kazan und Umgebung ist eigentlich im Jahre 1854 gemacht worden. Man beschloß nämlich damals an der Akademie zu Kazan vier Missionsabteilungen zu errichten, und zwar 1. eine antimoslimische, 2. eine antiraskolnikische, 3. eine antibuddhistische und 4. eine antiheidnische, letztere gegen Tschuwaschen und Tscheremissen gerichtet, die ihrem alten heidnischen Glauben treu geblieben waren.[1]) An die Spitze der antimoslimischen Abteilung wurde der früher erwähnte gelehrte Orientalist N. I. Ilminski, ihm zur Seite Professor Sablukow gestellt. Ilminski, der belebende Geist dieser Abteilung, hatte in erster Linie darauf hingezielt, daß in der tatarischen Mundart der Kazaner anstatt der fremdartigen und den lautlichen Verhältnissen des Türkischen nicht angepaßten arabischen Schrift die russische, allerdings auch nicht völlig entsprechende Transskription zur Einführung gelange.[2]) Nebst dem sollten die überflüssigen arabisch-persischen Ausdrücke und Lehnwörter eliminiert und durch alttürkische ersetzt werden, wodurch das Tatarische vereinfacht, einen streng nationalen Charakter erhalten und später dem Werke der Russifizierung förderlich werden sollte. Abgesehen von der sprachlichen Reform hat Ilminski darauf geachtet, daß seine Zöglinge, die zukünftigen Missionare und Lehrer, auch mit den Lehren

[1]) Na Pamjat, Seite 95.

[2]) In den Lautverhältnissen des Russischen fehlt bekanntermaßen das Ö und Ü, welches in den Türkensprachen eine bedeutende Rolle spielt.

des Islam vertraut gemacht werden sollen, und deshalb hielt er Vorträge über Muchtassar ul Wukaje, Fikh, Feraiz und andere, auf den moslimischen Hochschulen vorgetragene Lehrgegenstände. Mit einem Worte — es ward eine Art polemischer Kurs geplant, durch welchen die in moslimischer Religionswissenschaft bewanderten Missionare sich mit den Mollas in Diskussionen einzulassen und die Satzungen des Korans und der Sunna zu entkräften befähigt sein sollten. Abgesehen von dem sehr problematischen Werte eines solchen Vorhabens — denn in Religionsdiskussionen sind unsere Geistlichen und noch dazu die russischen im Vergleiche mit den Mollas ganz erbärmliche Stümper — hat der Plan des gelehrten russischen Orientalisten bei der orthodoxen Geistlichkeit keinen Gefallen gefunden. Als der Kanonikus Iwan, später Bischof von Smolensk, 1857 die Leitung des Instituts übernahm, mußte sich Ilminski sogar eine Rüge gefallen lassen. Der ebenso fanatische als ignorante Rektor meinte: die zukünftigen Missionare brauchten vom Islam nichts zu wissen; ja, er hielt den gelehrten russischen Orientalisten für einen leichtfertigen, unphilosophischen Menschen, der in die moslimische Theologie viel zu tief eingedrungen wäre und von der Lehre Mohammeds sich besonders angezogen fühle. Charakteristisch für den Geist, der in diesem Seminar herrschte, ist der Umstand, daß von den 1858 inskribierten sechzig Hörern sich nur fünfzehn für die Vorträge am antiislamischen Kurs interessierten. Und dennoch war Ilminski mit der von ihm angewandten Methode vollkommen im Recht. Nur mit der genauen und eingehenden Kenntnis des Korans und der Sunna kann der Missionär sich bei dem Mohammedaner Gehör verschaffen, nicht aber mit Un-

kenntnis und gewaltsamen Maßnahmen, mit denen die russische Geistlichkeit ihr Werk begonnen. Es ist daher nicht zu bestreiten, daß die russischen Philologen Ilminski, Schestakow und Zolotnitzky mit ihren der Volkssprache gewidmeten Bemühungen zur Russifizierung des bunten Völkergemisches im Gubernium von Kazan mehr beigetragen haben, als die gewalttätigen Verordnungen der Synode. Die ersteren haben wenigstens das erreicht, daß bei den getauften Tataren heute der Rückfall viel seltener vorkommt, als früher, und daß die moslimischen Tataren sich das Russische in Wort und Schrift leichter anzueignen imstande sind, als in vergangenen Zeiten.

Der Mehrzahl der Kazaner Moslims ist das Russische geläufig, nur die Frauen machen hiervon eine Ausnahme; auch die Elementarschulen und die Gymnasien werden von der moslimischen Jugend besucht, allerdings nur unter einer gewissen Pression; die Eltern scheuen nämlich den Verkehr ihrer Kinder mit den Christen, weil die Jungen sich Gewohnheiten, die der Lehre Mohammeds zuwiderlaufen, aneignen. Der junge Tatare wird mit den Elementarbegriffen der Geographie, Geschichte, Physik und Arithmetik bekannt gemacht, ohne sich in seinem Glauben erschüttern zu lassen; denn den ersten Unterricht erhält er in dem Mekteb (mohammedanische Schule), das auf Kosten der Tataren unterhalten wird und fast bei jeder Moschee, selbst in der kleinsten Gemeinde anzutreffen ist. Wenn daher auch das von der Synode initiierte System zur Bekehrung der moslimischen Tataren fehlgeschlagen ist, so muß andrerseits anerkannt werden, daß die im Interesse der allgemeinen Bildung erfolgten Bemühungen des Unterrichtsministeriums, namentlich des Grafen D. A. Tolstoi, der zu diesem

Behufe 1866 und 1867 das Wolgagebiet und Odessa bereiste,[1]) nicht ohne Erfolg geblieben sind. Er hat das System Ilminski zur Geltung gebracht und, soweit es angesichts des von der Türkei und Mittelasien genährten Fanatismus der Wolga- und Krimtataren möglich war, das allgemeine Bildungsniveau bei den moslimischen Untertanen des Zaren im südlichen Rußland wesentlich gehoben. Trotz seines verborgenen, aber um so tiefer wurzelnden Hasses gegen alles Christliche, namentlich gegen seinen russischen Herrscher, überragt der moslimische Tatare des südlichen Rußland, insbesondere der Städtebewohner heute in gar vielen Punkten, was moderne Bildung betrifft, seinen Glaubensgenossen in Mittelasien und im östlichen Gebiet des Osmanenreiches. Die Wolga- und Krimtataren zeichnen sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Nüchternheit aus; sie sind tüchtige Kaufleute, zumeist Kleinhändler, und überall, wo sie auf dem weiten Gebiete des Zarenreiches auftreten, genießen sie den Ruf von zuverlässigen und redlichen Menschen. Es ist vielleicht ihrer Schmiegsamkeit und ihrer Kulturfähigkeit zuzuschreiben, daß die Zahl der Kazaner Tataren sich nicht vermindert, sondern im Gegenteil vermehrt hat, wie aus folgendem Vergleiche hervorgeht:

1858 (nach Laptew)	444 509
1868 (nach Rittich)	482 809
1897 (neuester Census)	625 847[2])

Diese Zunahme der Seelenzahl muß um so mehr auffallen, als in anderen Teilen Rußlands, wie z. B.

[1]) Na Pamjat, Seite 217.

[2]) Raspredjelenie Naselenija Imperii po glawnim wjeroizpowjedaniam. (Verteilung der Bevölkerung des Reiches nach den Hauptglaubensbekenntnissen.) Ob zu dieser Zahl auch die Meschtscherjaken, Tepteren und Babilen gerechnet werden, ist nicht ersichtlich.

bei den Krimtataren, im Kaukasus und auch in Sibirien die Zahl der moslimischen Tataren in ganz außerordentlicher Weise abgenommen hat. Als Hauptursache muß hier die geographische Situation der betreffenden moslimischen Gruppen in Betracht kommen, das heißt: je näher sich dieselben der Grenze des noch politisch unabhängigen osmanischen Moslimreiches befinden, desto leichter und desto stärker hat sich die Auswanderung aus Rußland, mithin die Verminderung der moslimischen Untertanen des Zarenreiches, vollzogen.[1]) Die Seelenzahl der moslimischen Tataren, der Krim oder Tauriens muß jedenfalls vor zwei Jahrhunderten eine bedeutend größere gewesen sein, als jetzt. Das türkische Element jener Gegenden umfaßte beinahe das gesamte, vom Pruth bis zur Wolga sich erstreckende Gebiet, welches sich im Süden an den Nordgestade des Euxinus und des Kaspisees anlehnte und sich nördlich in sporadischen Gruppen bis hart an die slawische Völkergrenze ausgedehnt hatte. Nur so war es möglich, daß die Chane der Krim jenen politischen Einfluß auszuüben imstande waren, den sie in ihren Beziehungen zu Rußland, Polen und der Türkei zeigten, und nur so ist es begreiflich, daß sie mit ihren, sich auf viele Tausende belaufenden Heereszügen die angrenzenden Länder bis tief in das Innere Polens und Ungarns überfluten konnten.[2])

---

[1]) Nach Angaben des Mohammed Fatih in seinem Werke Kirima Seahat — (Reise nach der Krim), Orenburg 1904 — sollen gegen 300 000 Tataren nach der Türkei ausgewandert sein.

[2]) Bei einem Überblick der Korrespondenz der Chane von Krim mit Rußland wie sie im Werke „Matériaux pour servir à l'Histoire du Chanat de Crimée. Par Weliaminof-Zernof. St. Petersbourg 1864" vorliegt, werden wir von Staunen erfaßt, wenn wir von zahlreichen Truppen lesen, die dem Aufgebote von Bagtschesarai zur Verfügung standen und in Rußland, Polen,

Heute natürlich lebt nur ein kleiner Bruchteil des ehedem mächtigen Völkerelementes teils in der Krim, teils im Nordwesten des Kaspisees. Derselbe Zersetzungsprozeß, der im Gubernium von Kazan das Nomadentum durch den Einschub von slawischen Kolonien zum Weichen gebracht, hat auch hier das türkische Element verdrängt und in die Steppe getrieben. Nogajer und Turkomanen sind die spärlichen Überreste jener Macht, die einst Südrußland in Schrecken versetzte, und die Zahl der eigentlichen Krimtataren, einer starken Mischung von Türken, Griechen und Kimriern, ist ganz besonders herabgeschmolzen. Das ethnographische Werk Paulis[1]) spricht von 276000, nach Telfer[2]) belief sich ihre Seelenzahl im Jahre 1874 auf 127682, nach Semenow (im geographisch-statistischen Wörterbuche des Russischen Reiches Band V, Heft I vom Jahre 1875) auf 100000, nach den offiziellen Angaben von 1864 auf 164900, nach den Angaben von 1884 auf 142000[3]) und nach dem russischen Zensus von 1897 betrug die moslimische Bevölkerung in der ganzen Provinz Taurien 190514 Seelen. In einigen russischen Beschreibungen der Krim, so auch bei Pauli,[4]) wird die Ansicht vertreten, daß die Krimtataren, sobald sie mit der seßhaften Lebensweise vollends vertraut gemacht sein werden, sich dem Russentum sehr nähern, ja mit demselben bald ver-

---

Siebenbürgen und Ungarn von Zeit zu Zeit einfielen. Selbst bei aller orientalischen Übertreibung muß das Nomadentum, das die Truppen lieferte, außergewöhnlich stark gewesen sein.

[1]) Pauli, Band I. Seite 277.

[2]) The Crimea and Transcaucasia, Band II. Seite 214.

[3]) Zamjetki ob etnitscheskom sostavje tjurkich plemen i narodnosteij i swjedenija ob ich tschislenosti von N. A. Aristow. St. Petersburg 1897. Seite 129.

[4]) Pauli, Band I. Seite 302.

schmelzen würden. Dies ist aber entschieden eine irrige Ansicht, denn als Rußland 1784 die Krim dem Zarenreiche einverleibte, sollen nach Angabe Sumarokows gegen 300 000 Tataren nach der Türkei ausgewandert sein. Nach dem Krimkrieg hat die Emigration aufs Neue zugenommen und auf der Taurischen Halbinsel allein die Zahl von 192 360 erreicht, so daß im Laufe des 19. Jahrhunderts die Zahl der aus Südrußland ausgewanderten Krimtataren und Nogajer zu mindest auf 500 000 Seelen veranschlagt[1]) werden kann, und die Emigration dauert heute noch fort, wie wir weiter unten noch sehen werden. Außer diesem infolge Auswanderung verminderten Zahlenbestand muß die gewaltsame Ansiedelung und die Erschwerung der nomadischen Existenz als bedeutsamer Faktor für den Niedergang des türkischen Elementes im Süden und Südosten des europäischen Rußland in Betracht gezogen werden. Heute schätzt man die Gesamtzahl der Tataren und Baschkiren auf 2½ Millionen Seelen und wenn wir erwägen, welch weltgeschichtliche Rolle diese Völker auf dem weiten Gebiet zwischen dem Ural und dem Pruth im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit, vor dem Eindringen des Slawentums gespielt, so muß sich uns die Überzeugung aufdrängen, daß das Tatarentum mindestens zwei Drittel seiner ehemaligen ziffermäßigen Stärke eingebüßt hat und an einzelnen Punkten dem Untergang geweiht ist. Wir sehen daher, daß der Prozeß der Slawisierung des östlichen Europa, dem Iwan der Schreckliche mit soviel Geschick und Energie Vorschub leistete, bis in die Neuzeit hinein rüstig fortschreitet, und daß zu der außer-

[1]) Aristow, Zamjetki 129.

ordentlichen Vermehrung des russischen Slawentums die ural-altaische Rasse das meiste beigetragen hat.

VI.

Im Anschlusse an die Schilderung des russischen Einflusses auf das türkische Element im europäischen Teile des Zarenreiches wollen wir uns nach ähnlichen Erscheinungen auf dem asiatischen Gebiet der Turkotataren umsehen und unsere Aufmerksamkeit vor allem der Einwirkung Rußlands auf die Kirgisensteppe zuwenden. Hier sind die Russen verhältnismäßig spät, und zwar erst in neuerer Zeit auf den Plan getreten, denn trotz der nominellen Unterwerfung des Kirgisenhäuptlings Albuchair Khan im Jahre 1734, hat das wirksame Eingreifen der russischen Macht auf der Steppe erst 1845 begonnen, zu welchem Zeitpunkte General Obrutschew durch die Errichtung einer Reihe von Forts eine beständige Aufsicht ins Werk setzte, wodurch trotz zeitweiliger Revolten die bisher unabhängigen Nomaden unter das russische Joch gebeugt werden konnten. Selbstverständlich ging dies nur äußerst langsam von statten, und die eigentliche Eroberung und Einverleibung der Kirgisensteppe in das Zarenreich ward erst dann möglich, als mit der Einnahme von Taschkend (1865) der eiserne Ring um das von den Kirgisen bewohnte Steppengebiet nach allen Richtungen hin geschlossen war.

Die Kulturbestrebungen der Russen auf der Kirgisensteppe hatten sich schon in den ersten Anfängen von den in früheren Jahrhunderten den Turkotataren und Ugriern gegenüber angewandten

Maßregeln bedeutend unterschieden; denn während man früher zur gewaltsamen Taufe seine Zuflucht genommen hatte und in der Ausbreitung der orthodoxen Kirche das einzige Heil sehen wollte, glaubte man in der Neuzeit auf einem Umwege zu dem erstrebten Resultate gelangen zu können, indem man sich an das Werk der Volksbildung machte und die Errichtung von Schulen in Angriff nahm. Generalleutnant Gluchow[1]) hatte schon im Jahre 1859 den Wunsch geäußert, russische Schulen für Kirgisen zu errichten, in welchen die Nomadenkinder in den Elementargegenständen, und zwar in kirgisischer Sprache unterrichtet werden sollten. Schulen bestanden unter den Kirgisen wohl schon früher, und zwar die sogenannten Mektebs in der Nähe der Moscheen, wo selbstverständlich unter Aufsicht der Mollas nur moslimische Gegenstände unterrichtet wurden. Diese Schulen standen unter der Leitung zumeist tatarischer Mollas aus Kazan, mitunter auch aus Buchara und Taschkend, und wurden, wie leicht erklärlich, eine Brutstätte des Fanatismus und des Hasses gegen das russische Gjaurentum, da ja nur durch derartige Mittel der Islam bei den wilden und dem Schamanentum zuneigenden Nomaden aufrechterhalten werden konnte. Die Tataren von Kazan und Orenburg hatten seit jeher

[1]) Meine hier über das russische Schulwesen auf der Steppe und in Russisch-Turkestan veröffentlichten Daten verdanke ich zumeist einer Arbeit des gelehrten russischen Orientalisten N. P. Ostroumow, die unter dem Titel: „K'istorij narodnago obrazowanija v'turkestanskom kraj. Konstantin Petrowitsch von Kaufman, ustrojitel turkestanskago kraja. Litschnija vospomenanija." (Zur Geschichte der Volksbildung in Turkestan. Konstantin Petrowitsch von Kaufmann, der Erbauer von Turkestan. Eine persönliche Reminiscenz. 1877—1881 in Taschkend im Jahre 1899 erschienen ist.) Diese Schrift wird auf dem nächsten folgenden Blättern unter dem Titel Ostroumow zitiert.

auf der Steppe Handel getrieben, doch nebstbei waren sie auch als eifrige Missionare des Islam tätig gewesen. Sie dienten als Vorbeter und Ausleger der Koran-gesetze und bildeten dermaßen eine heftige Opposition gegen die Bemühungen der Russen. Die für die Kinder der russischen Soldaten und Kolonisten errichteten Schulen in Rehimsko, Kazalinsk, Karmaktschi, Kamisch-Kurgan und Perowski hatten bei den Kirgisen keinen Anklang gefunden; denn die Eltern fürchteten, daß ihre Kinder dem Islam abtrünnig und zum Christentum übergehen würden. Als einzige Ausnahme hatte sich 1862 der zwanzigjährige Kirgise Kul-Mohammed Utaganow zur Schule gemeldet. Um diesem Vorurteile abzuhelfen, hatte der Generalgouverneur von Orenburg und Samara, Generaladjutant Katenin beschlossen, ein kirgisisches Pensionat zu errichten, in welchem 25 junge Kirgisen untergebracht, nach moslimisch-rituellen Gesetzen verköstigt und in eine spezielle Uniform mit Ausnahme der kirgisischen Töbetei (kleine runde Kappe) gekleidet werden sollten. Für den Unterricht wurde ein vierjähriger Kurs festgesetzt, nach dessen Vollendung die Jungen in der Kadettenschule in Orenburg Aufnahme finden sollten. Die Realiesierung dieses Planes verzögerte sich bis zum Jahre 1863. Alles in allem hatten sich jedoch nur vierzehn Kirgisen bereit erklärt, ihre Kinder ins Pensionat zu schicken, von denen zehn dem Stande der Bis, d. h. der Vornehmen, und vier den unteren Klassen angehörten.

Das Pensionat wurde durch den General Werewkin (sprich Werijowkin) mit folgender Rede eröffnet:

„Ihr Bis, Graubärte und Vornehme unter den Kirgisen!

Auf Befehl der Regierung eröffne ich hiermit die

erste Schule für die Kirgisen. Ich schätze mich glücklich, daß diese Pflicht mir zugefallen ist, da ich fest überzeugt bin, daß diese Schule euren Kindern zum Nutzen gereichen wird. Es ist zu bedauern, daß die Absichten der Regierung unter euch die der Sache gebührende Teilnahme bisher nicht gefunden hat, denn für die fünfundzwanzig höheren Orts bestimmten Freiplätze haben sich bloß vierzehn Schüler gemeldet. Ich kann euer Mißtrauen einigermaßen entschuldigen. Ich weiß, daß viele von euch im Gebiete von Chiwa und Chokand geboren sind und dort gelebt haben. Dort war't ihr gewohnt zu sehen, wie die Behörden nur ihren eigenen Nutzen vor Augen haben und sich um euer Wohl gar nicht kümmern. Doch eure dortigen Ansichten und Erfahrungen dürfen hier keine Anwendung finden. Ich bitte euch, nicht zu vergessen, daß ihr das Glück habt, die Untertanen des russischen Kaisers zu sein, dessen Hauptsorge und Freude es ist: alle seine Untertanen zu beglücken, ohne Unterschied, ob diese Christen oder Mohammedaner, Russen oder Kirgisen seien. Wir, die Diener Sr. Majestät, betrachten uns daher verpflichtet, euch nach Möglichkeit einer besseren und glücklicheren Zukunft entgegenzuführen und unter euch das zur Existenz notwendige und nutzbringende Wissen zu verbreiten. Zu diesem Behufe hat die Regierung es für nötig befunden, zur Bildung eurer Kinder Schulen zu eröffnen, und zwar auf ihre eigenen Kosten, ohne von euch Bezahlung oder sonstige Opfer zu fordern; ja sie will bei euch nur Zutrauen und Bereitwilligkeit begegnen.

Eure Kinder, die hier in die Schule eintreten, werden nach Beendigung das Lehrkurses frei und friedlich zu euch heimkehren. Das kündige ich euch als ganz bestimmt an und glaubet ja nicht denjenigen,

die anders reden. In der Schule werden die Kinder nur das lernen, was sie im Leben nötig haben; sie werden verständiger, besser und nützlicher werden und euch nur Trost und Freude spenden. Ich glaube, daß auch die Kinder, die hier ihren Kurs beenden, sich in späterer Zeit mit Freude der in der Schule verbrachten Zeit erinnern werden. Ich und meine Mitarbeiter, wir wollen alles anwenden, damit es so und nicht anders ausfallen möge.

Ich bitte euch, wenn nur irgendwie möglich, die Schule zu besuchen, damit ihr selbst sehet, wie und was eure Kinder lernen, wie man sie unterhält, wie man mit ihnen umgeht, und ihr werdet euch dann vollauf überzeugen, daß die Regierung mit diesen Schulen einzig und allein euer Wohlergehen bezweckt. Alle eure Bemerkungen, Bitten und Meinungen, die auf den Unterricht und den Unterhalt der Schüler Bezug haben, werde ich bereitwilligst anhören. Meine Tür ist für jedermann offen, ich empfange jeden gern und bitte euch, eure Wünsche mir mitzuteilen. Schließlich danke ich all denjenigen, die uns Vertrauen geschenkt; sie werden es nicht bereuen." [1])

Diese Rede eines tapferen Soldaten, der sich, wie General Werewkin, im Feldzuge gegen Chiwa 1873 mit Ruhm bedeckt hatte, verdient alle Achtung, doch sie beweist uns zugleich, welch hohen Grad von Mißtrauen die Steppenbewohner den auf die Volksbildung gerichteten Absichten der Regierung entgegenbrachten. Und tatsächlich hat die Aufwendung von Mühe und Kosten seitens der Regierung den Erfolg nicht gelohnt. Je näher den Khanaten sich eine Steppenschule befindet, desto geringer ist der Zuspruch, und umge-

[1]) Ostroumow, Seite 249.

kehrt, in der Nähe des ausschließlich von Russen bewohnten Gebietes ein um so größerer. So hatten sich z. B. in der Schule von Kazalinsk[1]) nur zehn Kirgisen gemeldet, während in Orenburg deren Zahl eine bedeutend größere war. Im allgemeinen scheint mir die russische Regierung in bezug auf das in die Kolonisierung und Zivilisierung der Nomaden gesetzte Vertrauen viel zu sanguinisch zu sein. Das Beispiel Frankreichs hinsichtlich seiner Erfahrungen mit den Kabylen in Algier ist keinesfalls sehr ermunternd. General Kaufmann, der eifrigste Zivilisator, der je an der Spitze der russischen Verwaltung in Turkestan gestanden, hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Kirgisen durch russische Schulen zu bilden und hat in diesen Volksstamm viel mehr Vertrauen gesetzt, als in die Sarten, die trotz ihrer Kulturfähigkeit infolge des intensiven Einflusses des Islam an einem engeren Anschluß an die russische Bildung verhindert sind. Diese Auffassung war jedoch keine richtige, denn der Nomade in Zentralasien steht schon seit mehr als fünf Jahrhunderten unter dem Einfluß des Islam, den er allerdings nur oberflächlich kennt und neben dem er noch an Überresten des Schamanentums festhält, doch selbst dieser islamitische Firnis übt auf den Orientalen pur sang einen so mächtigen Zauber, daß ihn der christliche Kultureinfluß nicht so leicht zu brechen vermag. Es sind nicht so sehr die Mollas, d. h. die

[1]) Ibid. Seite 258. Ostroumow schreibt diesen Umstand dem Fanatismus des dort angestellten kirgisischen Lehrers Gul Mohammed Baidschanow zu, der bald entlassen und durch einen anderen Kirgisen, den Molla Mumin Baidasow ersetzt worden war. Es ist jedoch schwer, dieser Auffassung beizustimmen, denn es wird wohl noch lange dauern, bevor sich ein kirgisischer Moslim für die russische Bildung begeistern wird.

Weltgeistlichen, die aus den Medresses (Kollegien) hervorgegangen und mit dem Islam einigermaßen vertraut sind, als vielmehr die Ischane (Ordensoberhäupter), Derwische und Kalenters, die auf den schlichten Nomaden den größten Einfluß ausüben. Ihre äußere Erscheinung in dem bekannten bizarren Fetzenkleide, ihr tolles Heulen und Brüllen und ihre angebliche Wunderkraft üben einen mächtigen Zauber auf den schlichten Steppensohn und erinnern ihn lebhaft an den vom Schamanentum noch übriggebliebenen, aber im Islam verpönten Bachschi (Troubadour, Zauberer, Arzt usw.). Abgesehen davon muß eine jede, und noch dazu eine fremde Kulturbestrebung dem ans Wanderleben gewohnten Kirgisen mißfallen und dort, wo sogar der Islam bisher ohnmächtig geblieben ist, dort wird die christliche Kultur noch weniger ausrichten können. Wir sehen nämlich, daß an den Schulen von Taschkend, Tschimkend, Aulia-Ata, Perowski und Kazalinsk, die seit dem Jahre 1878 bestehen, nur 63 Eingeborene studierten, während dieselben Schulen von 2193 russischen Kindern besucht worden sind,[1]) und dies auf einem Gebiete, wo die Zahl der Christen, einschließlich der Soldaten 42 819, die der Mohammedaner 1 466 248 Seelen ausmacht.[2])

Gegenüber diesem unwiderleglichen Beweise eines harten Widerstandes gegen jeden Versuch einer gewaltsamen Bekehrung muß es einigermaßen befremden, wenn man sich russischerseits fortwährend Mühe gibt, das Kirgisenvolk als ein in kultureller Beziehung jungfräuliches Terrain zu betrachten und alle möglichen Experimente in Anwendung zu bringen. General

[1]) Ostroumow, Seite 109.
[2]) Russischer Census von 1897.

Kaufmann[1]) wollte unter anderem die russische Geschichte ins Kirgisische und Sartische übersetzen lassen, in der Hoffnung, daß hierdurch die Annäherung und Liebe zu Rußland befördert werden würde. Auch mit dem Loyalitätsgefühl der Kirgisen, bei dessen Äußerungen es leicht ist, die offizielle Anregung zu erkennen, wird russischerseits allzuviel paradiert. Mein Gewährsmann[2]) berichtet, daß die Kirgisen des Syr-darja-Bezirkes dem General Kaufmann, als er 1878 sich zum Feldzug nach Dscham, worunter der geplante Zug nach Indien zu verstehen ist, rüstete, ein neues Zelt (Akoj) mit folgender Adresse zum Geschenke machten:

„Seiner Exzellenz, dem obersten Beamten in Turkestan, dem Generalgouverneur von Kaufmann I.

Auf unserer ebenen Steppe hat Gott hohe Berge erschaffen, von deren Höhen Bäche und Flüsse reinsten Wassers fließen. Diese Wasser leiten wir auf unsere Weiden und Steppen, damit wir von denselben Brot für unser Leben und reichliches Futter für unsere Tiere erhalten. — Der Kaiser hat Sie über alles erhoben, er hat Sie über uns als Jarim Padischah (Halbkaiser) gesetzt und wir sind überzeugt, daß unsere Felder und unsere Viehzucht durch Ihre gnädigen, wohlwollenden und barmherzigen Anordnungen sich vergrößern und uns zum Nutzen gereichen werden.

Wir haben gehört, daß der Kaiser Ihnen befohlen, einen weiten Weg zu gehen und auf diesem Wege werden Sie weite Steppen und hohe Berge überschreiten müssen. Nehmen Sie daher allergnädigt von uns, Ihren Untertanen, zum Schutze auf der Steppe

[1]) Ostroumow, Seite 104.
[2]) Ostroumow, Seite 60.

dieses Zelt entgegen, welches die Arbeit unserer Hände ist, dessen Holz auf unserer Steppe gewachsen, und das aus der Wolle unseres Viehs verfertigt ist. Dieses weiße Zelt wird Sie gegen die Glut der heißen Tage, gegen Regen und Wind schützen, gerade so wie die Macht und das Gesetz des weisen Zaren uns gegen das Feuer unserer Feinde, gegen Tränenvergießen, gegen Straßenraub und gegen den unter uns wütenden Zank und Hader schützt."

Als Unterschriften figurieren 46 Siegelabdrücke und 47 Namenszeichen.

Ob diese Manifestation seitens der Kirgisen auf wahren Sympathien beruht, ist wohl sehr zu bezweifeln. Man wollte lediglich damit einen Beweis liefern, daß Turkestan im Falle eines Krieges mit England nicht revoltieren und den Russen keine Verlegenheiten bereiten werde. In diesem Sinne ist auch die freiwillige Geldspende aufzufassen, die von den Steppenbewohnern für das Rote Kreuz gesammelt worden ist, um Rußland im Kriege gegen die Türken zu unterstützen. An dieser Geldspende haben sich die Kirgisen im Bezirke von Perowski mit 10 000, die von Kazalinsk mit 10 000 und die von Aulia-Ata mit 10 418 Rubel beteiligt; außerdem haben die Kirgisen Semirjetsche noch 2000 Pferde gespendet, wohlverstanden zur Bekämpfung des Chalifen, des heiligen Oberhauptes des Islams, der unter dem Titel Sultani-Rum in ganz Mittelasien sich einer außergewöhnlichen Achtung erfreut!

Offen gesagt, bedürfen die Russen bei ihren Kulturbestrebungen unter den Kirgisen nicht derartiger Trugbilder. Denn schon von allem Anfang her war man in St. Petersburg redlich bemüht, unter den Nomaden leidliche Zustände zu schaffen, ihre Lage zu verbessern und den bisher verschlossenen Teil der alten

Welt dem Handel zu öffnen. Die Geschichte der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gepflogenen Unterhandlungen mit den einzelnen Chanen der drei Horden, wie sie uns Lewchine[1]) auf Grund der von Rytschkow in dessen Geschichte Orenburgs gegebenen Daten mitteilt, legt ein glänzendes Zeugnis ab für die Kämpfe, für die friedlichen Bemühungen und auch für die Enttäuschungen der russischen Verwaltung. Man war in St. Petersburg gleich am Anfang zur Überzeugung gelangt, daß man diesen wilden und raublustigen Nomaden nur durch Einschiebung einzelner Kolonien, als welche die kleinen Festungen vorerst gedacht waren, beikommen könne, und daß auf die mit ihnen abgeschlossenen Verträge und auf ihre Ergebenheitsadressen wenig zu geben sei. Rußlands Pläne scheiterten damals in erster Linie an den geographischen Schwierigkeiten des Terrains, da der Vormarsch auf der weiten Steppe nicht so leicht zu bewerkstelligen war, wie seinerzeit vom Chanate von Kazan aus nach dem Süden. Zweitens stand die große Zahl der Kirgisen[2]) und ihr kriegerisches Temperament einer Zähmung und gewaltsamen Unterwerfung im Wege, und endlich wurden die Kirgisen nicht nur von den benachbarten Khanaten, die selbstverständlich in ihnen einen Schutzwall erblickten, sondern sogar von Konstantinopel aus zu Feindseligkeiten und zum Widerstand gegen den Erzfeind des Islam, wie Rußland schon

---

[1]) Lewchine, Description des Hordes et des Steppes des Kirghiz-Kazaks ou Kirghiz-Kaissak par Alexis de Lewchine. Traduite du Russe par Ferry de Pigny, Paris 1840, Seite 165 bis 300.

[2]) Nach Aristows Angabe (Seite 116) wird die Gesamtzahl der Kirgisen nicht nur unter russischer, sondern auch Chiwaer, Bocharaer und chinesischer Herrschaft auf 3 236 394 Seelen geschätzt.

genannt wurde, ermuntert und angespornt.[1]) Die Machtsphäre Rußlands konnte sich demzufolge nur äußerst langsam ausbreiten und erst nach jahrelangen Kämpfen und Widerwärtigkeiten gelang es Rußland, hier festen Fuß zu fassen und die Kulturarbeit in Angriff zu nehmen. Heute ist auf der Steppe an die Stelle der früheren Chane und „Weißbeinigen" (Aksöngek, wie der Geburtsadel genannt wird) die regelrechte russische Administration getreten,[2]) die trotz der großen Mängel, die dem russischen Beamtentume anhaften, dennoch einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Zivilisation bedeutet. Von der schauerlichen Sitte der Barantas (Raubzüge), in welchen einzelne Stämme sich gegenseitig aufrieben und ganze Landstriche verwüsteten, ist heute keine Spur zu finden, Ruhe und Sicherheit verbreitet sich immer mehr und mehr unter dem Schutze der Eisenbahn, die jetzt zwischen Orenburg und Taschkend erbaut worden ist, und vermittels der Linie, die von Taschkend aus unter Anschluß an die sibirische Bahn via Petropawlowsk geplant ist, wird das einst gefürchtete Gebiet zwischen dem Ural und dem Jaxartes wohl einer noch besseren und schöneren Zukunft entgegengehen.

[1]) Sehr charakteristisch ist das von Lewchine (Seite 380)) veröffentlichte Schreiben Schah Murads, des Fürsten von Bochara, in welchem die Kirgisenchane einzeln genannt und aufgefordert werden, die Russen zu bekriegen, weil der Sultan der Türkei, der Stellvertreter Gottes auf Erden (Zil illahi fil arzi) dies angeordnet habe. Der Emir von Bochara wirft den Kirgisen Nachlässigkeit in der Befolgung der Lehre des Propheten vor und meint, daß die Hochschulen von Bochara, die von weit und breit besucht werden, von den Kirgisen nicht beschickt würden.

[2]) Das aus zehn Kapiteln und 319 Artikeln bestehende Reglement bezüglich der Verwaltung der Kirgisensteppe ist noch zur Zeit Katharina II. entstanden und hat selbstverständlich zeitgemäße Verbesserungen und Ergänzungen enhalten. Siehe Lewchine, Seite 467.

Um hier das vorgesteckte Ziel nach Möglichkeit zu erreichen, muß Rußland in erster Linie jenes Beispiel befolgen, welches wir an den Kuramas im sogenannten Bezirke von Kuraminsk vor uns sehen. Diese Kuramas, der Wortbedeutung nach Mischvolk,[1]) bestehen eigentlich aus Ganz- oder Halbnomaden, die infolge ihres längeren Verkehrs mit der seßhaften Bevölkerung, namentlich durch den Eintritt in die moslimische Bildungssphäre, an eine seßhafte Lebensweise gewöhnt worden sind. Um die Kolonisation des Nomaden herbeizuführen, muß daher der Islam und nicht, wie mancherseits behauptet wird, die Christianisierung herbeigezogen werden. In diesem Sinne haben die Toleranzedikte Katharinas II., durch welche der Islam geschützt und in Orenburg, wie auch auf der Steppe Moscheen und moslimische Schulen errichtet wurden, den richtigen Weg betreten. In den Augen des Nomaden ist der Begriff Türke und Moslim ebenso identisch, wie die Begriffe Russe und Christ und nur in der seiner Weltanschauung mehr entsprechenden Lehre Mohammeds ist das beste und geeignetste Mittel zu seiner Kolonisation vorhanden. Was die russischen Schulen bisher an Erfolgen aufzuweisen haben, ist zu klein und zu unbedeutend, um ins Gewicht zu fallen; denn der aus derselben hervorgegangene Kirgise wird im späteren Lebensalter, im regen Verkehr mit seiner Familie und seinen Stammesgenossen, die Jugendeindrücke gar bald vergessen und ein treuer Sohn des unverfälschten Nomadentums bleiben. Einzelne Ausnahmen sind nur bei jenen zu finden, die, aus dem Stammesverband herausgerissen, immer unter Russen gelebt haben. Zu den letzteren gehören unter anderen die Kirgisen Altinsarin

[1]) Siehe „Mein Türkenvolk", Seite 312.

Ibrahim, ein Jünger Ilminskis, der 1859 dem Orientalisten W. W. Grigoriew vorgestellt, längere Zeit als Dolmetsch in der Verwaltung Orenburgs Verwendung gefunden, später Petersburg besucht hat und dort freundlich aufgenommen auch der kaiserlichen Familie vorgestellt wurde; Jakob Petrowitsch Jakowlew, ein russifizierter und getaufter Kirgise, der mit Altinsarin gemeinsam gewirkt und der Unterrichtsabteilung beigegeben worden ist; der Forschungsreisende Kapitän Welichanow, der 1859, als Chokander Kaufmann verkleidet, Ostturkestan bereist und beschrieben hat; W. Naliwkin, der verdienstvolle Autor mehrerer philologischer, historischer und ethnographischer Arbeiten über Mittelasien, der — wie er mir selbst mitgeteilt hat — kirgisischen Ursprungs, von seiner ursprünglichen militärischen Laufbahn in die literarische übergetreten ist; Katanow, ein gründlicher Kenner der osttürkischen Mundarten und der ural-altaiischen Sprachen, der dieses Wissensgebiet durch wertvolle Beiträge bereichert hat. Es gibt deren gewiß noch viele andere, die mir unbekannt geblieben sind, aber die Zahl der russifizierten oder getauften Kirgisen ist verschwindend klein, ja kaum nennenswert, gegenüber der Zahl der Nomaden, die sich seit der russischen Eroberung Turkestans freiwillig angesiedelt haben, und von denen weiter unten, bei der Synopsis des Erfolges der russischen Kulturbestrebungen die Rede sein wird. Was in dieser Hinsicht besonders befremden muß, ist der Umstand, daß unter den sogenannten Dschigiten,[1]) das sind solche Kirgisen, die den Russen

[1]) Dschigit oder Jigit, der Wortbedeutung nach Jüngling, Held, ist die Benennung jener Nomaden, die früher als Eskorte von einem Aul zu dem andern den Reisenden auf der Steppe beigegeben wurden.

als Wegweiser, Begleiter und Schutzwache dienten und noch dienen und mit Sprache, Sitten und Gebräuchen der Eroberer vertraut geworden, nur sehr wenige im Russentum aufgegangen sind. Der Nomade ist ein laxer Befolger der Lehre des Propheten, aber zum Abfall von derselben ist er fast nie zu bringen.

VII.

Sowie der russische Siegeszug von der Kirgisensteppe ins Innere von Turkestan, d. h. in den drei Chanaten, als die natürliche Folge eines lange früher vorgesteckten Zieles zu betrachten ist, ebenso konnte der vom Norden her eingebrochene fremde Kultureinfluß auch in der bisher von jeder Regung des Abendlandes verschlossen gebliebenen zentral-asiatischen Welt nicht aufgehalten werden. Zwei ganz eigentümliche, voneinander weit getrennte, mit grimmiger Feindschaft sich gegenüberstehende Kulturbegriffe gerieten hier aneinander. Wenn im orthodoxen Christentume der Russen eine starke Portion von orientalischem Fanatismus und asiatischer Glaubensstärke vertreten ist, so präsentiert der Islam Turkestans die allergrellste Blüte des mohammedanischen Zelotentums, den die Lehre des arabischen Propheten je erzeugt hat, und die selbst weder in Bagdad, während der Glanzperiode des Chalifates, noch in den heiligen Städten von Mekka und Medina je zu einer solch exzentrischen Entfaltung gelangt war. Größere Gegensätze, als die hier einander gegenüberstanden, sind kaum denkbar. Von dem Augenblick ab, als General Tschernajew 1865 in der Nacht vom 14. zum 15. Juni (a. St.) mit 1501 Mann und

12 alten Kanonen die Stadt Taschkend gegen eine hundertfach überlegene Feindesmacht eingenommen,[1]) von diesem Augenblick ab beginnt jenes interessante Schauspiel der Berührung zweier ganz fremder Kulturen, das sich gegenwärtig vollzieht, und dessen einzelne Phasen wir hier beleuchten wollen. Was Russen und Turkestaner in den vorhergegangenen Jahrhunderten voneinander gewußt, das beschränkt sich auf gegenseitigen Abscheu, Furcht und Haß. Turkestanischen Kaufleuten war der Eintritt in Rußland wohl gestattet, und schon von altersher waren die Jahrmärkte von Mesku (Moskau) und Mekeria (Nizhni Nowogorod) besucht; doch dem Russen waren die Chanate als das Schreckensbild ewiger Sklaverei bekannt, und selbst die Gesandten der Zare konnten nur unter Lebensgefahr ihrer Mission sich entledigen. Zwei Jahre noch vor der Einnahme Taschkends sagte man mir in Samarkand: „So viele Fromme ruhen im Boden dieser Stadt, so geheiligt ist jede Scholle vom Staube der Seligen, daß der hier eindringende Ungläubige sofort umkommen muß." —

In Taschkend hegte man eine ähnliche Zuversicht, und als nun das für unmöglich Gehaltene dennoch eintrat, so darf es keinesfalls wundernehmen, wenn die Eingeborenen erzählen, sie hätten befürchtet und als ein unabwendbares Schicksal es betrachtet, daß die Russen nach der Einnahme ihrer Stadt sämtliche Einwohner hinschlachten oder mindestens zum Christentume gewaltsam bekehren würden.

---

[1]) Franz von Schwarz (Turkestan, die Wege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt. Freiburg im Breisgau 1900. Seite 147) gibt die Zahl der chokandischen Trupen mit 15 000, die der Einwohner mit 90 000 Seelen an.

Nach Auffassung der Eingeborenen hielt man die Russen für leibhaftige Ungeheuer mit einem Auge auf der Stirne und mit vielen anderen teuflischen Abzeichen,[1]) und man war angenehm enttäuscht, als keine dieser schreckensvollen Ahnungen sich verwirklichte, sondern im Gegenteil die Russen sich freundlich benahmen und General Tschernajew noch am ersten Tag in Begleitung von bloß zwei Kosaken das Stadtbad besuchte und einige Tage später dem Kazi-Kelan (Oberrichter) Hakim Chodscha einen Besuch abstattete.[2])

Wenn wir den Erfolg der tollkühnen, an ein Wunder grenzenden Waffentat Tschernajews näher ins Auge fassen, so werden wir leicht begreifen, daß dieselbe die Turkestaner im höchsten Maße überraschte, sozusagen ihnen das Blut in den Adern erstarren ließ, und daß die geringe Zahl der russischen Helden vor der erdrückenden Mehrzahl der Eingeborenen sich nur deshalb sicher gefühlt hatte, weil der Ruf von der Macht der weißen Zaren schon Jahrzehnte früher stufenweise in die Oasenländer vorgedrungen, jede energische Gegenwehr von vornherein unmöglich gemacht hatte. Es fällt uns nicht im Entferntesten ein, die Tapferkeit und Todesverachtung des beherzten russischen Häufleins in Zweifel zu ziehen; doch darf andrerseits die beispiellose Feigheit der Turkestaner, namentlich der Sarten und Tadschiken, die durch eine Jahrhunderte alte Tyrannei mürbe und herzlos gemacht worden sind, nicht außer Acht gelassen werden. Der

[1]) N. P. Ostroumow. Sarti. Etnografitscheski materiali. izdani wtoroe popolnenoe, s'portretami Sartow, Taschkent. 1896. Seite 141. Die Sarten. Ethnographische Materiale. In zweiter vermehrter Ausgabe mit sartischen Porträten.)

[2]) Ibid. Seite 142.

Mittelasiate, mit Ausnahme der Turkomanen und Kirgisen, darf keinesfalls mit den kriegerischen Radschputen, Sikhs und Maharatten oder mit den Osmanen und Arabern verglichen werden; er wäre jedem erstbesten regulären Heere unterlegen. Und als nun dieser Sieger, im Gegensatze zu den Begriffen des Mittelasiaten, der alles erbarmungslos hingeschlachtet hätte, Gnade walten ließ und sich leutselig zeigte, da wurden die Taschkender notgedrungen vom Staunen und Verwunderung übermannt. Als General Kaufmann 1873 Chiwa eingenommen hatte und den Chan behufs Unterhandlung zu sich lud, war dieser ganz sicher, daß er samt den Seinigen dem Henkersbeil verfallen werde. In Taschkend standen die Gemüter unter dem Eindruck ähnlicher Befürchtungen, und als man sah, daß der christliche Eroberer an Hab und Gut der Einwohner keine Hand legte, die Landessitten achtete und die Institutionen des Islam nicht nur nicht antastete, sondern vollen Schutz gewährend, die Mollas, den Reis, den Kurbaschi und die Aksakale in ihren früheren Stellungen beließ, so mußten selbstverständlich Gefühle der Sicherheit und eines ruhigen Sichfügens in die unerforschlichen Anordnungen des Fatums (Kismet) um sich greifen.

Ein türkisches Sprichwort sagt: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse bescheiden und lege sie auf dein Haupt.“ Und die Taschkender befolgten diesen weisen Rat. Sie schickten gleich den zweiten Tag Huldigungsdeputationen an Tschernajew, boten ihm hilfreiche Hand bei der Unterbringung und Verpflegung seiner Soldaten und machten, wenigstens dem Anscheine nach, Mienen, als wenn gar nichts Außerordentliches sich zugetragen hätte. Übrigens hatten die Taschkender und mit ihnen die übrigen

Turkestaner gar keine Ursache den Russen gegenüber ein anderes Betragen, als das des ruhigen Abwartens, des Gehorsams und der stillen Einwilligung zur Schau zu tragen; denn die Herrschaft ihrer neuen ungläubigen Herren war ganz erträglich, ja viel milder und vorteilhafter als das Regime ihrer einheimischen Chane, Emire und deren Sipahis (Beamten). Die in feste Formen gefügte despotische Regierung ist immer erträglicher als die vom patriarchalischen Geiste durchwehte Gesetzlosigkeit eines launenhaften Herrschers; denn während die Strenge der ersteren wenigstens öffentliche Ruhe und Sicherheit gewährt, ist man unter dem Walten der letzteren steten Gefahren vor der persönlichen Willkür des Tyrannen ausgesetzt, und der noch so friedliche und arbeitsame Bürger weiß nicht, was ihm von heute auf morgen zustoßen kann. So arg, wie ich seinerzeit die Herrschermacht in Persien und in den Chanaten wüten gesehen, so arg und verheerend hatte es selbst der gewissenlose und bestechliche russische Pristaw oder Natschalnik nie treiben können. Ich habe es mit angesehen, wie schuldlose Menschen, deren Reichtum die Habgier der Fürsten oder obersten Beamten erweckte, ohne weiteres beraubt, in Kerker geworfen und getötet wurden. Der einzige Schutz, den diese armen Opfer erhoffen konnten, war das Schreckensgespenst der Revolution oder das Wort einflußreicher Priester und Gelehrten; doch wie oft haben nicht die Kazi-Kelans in Turkestan und die dickbeturbanten Mutschtehids in Persien mit der raublustigen Obrigkeit unter einer Decke gesteckt?

Unter dem Regime der Russen in Zentralasien haben diese traurigen und anarchistischen Zustände der einheimischen Regierung mit einem Schlage aufgehört. Anstatt die heimischen Gesetze urplötzlich über den

Haufen zu werfen, ist die russische Verwaltung im Polizeiwesen, in der Gerichtsbarkeit und in der Bemessung der Steuern und sonstigen Abgaben, sowie mit der Einführung russischer Institutionen stufenweise vorgegangen und hat so den Übergang von einer Administration in die andere erleichtert. Nach Versicherung turkestanischer Mohammedaner, mit denen ich in Konstantinopel in der Neuzeit verkehrte, ist die Steuerlast der russischen Regierung minder drückend, als die der ehemaligen einheimischen Fürsten. Die Zekiat- und Tanabsteuer ist geregelt, obwohl leider gar oft durch die Bestechlichkeit der russischen Beamten beeinträchtigt, und wenn in der Rechtspflege der Kazi-Kelan die Verordnungen des Scheriats (Religionsgesetz) zu seinem oder seines Schützlings Vorteil verdrehen will, ist ein Appell an das russische Gesetz als Rettungsseil vorhanden. Was dem Zentralasiaten von heute besonders wohltut, ist die freie Bewegung, die Sicherheit im Handel und Wandel; die weiten Reisen, zu denen man früher in Karawanen im steten Kampfe mit Menschen und Elementen mehrere Wochen brauchte, werden heute mit kaum geahnter Bequemlichkeit im Eisenbahncoupé in ebensoviel Tagen zurückgelegt, und zwar ohne Furcht vor Räubern und ohne Gefahr, von Durst, Sand- oder Schneestürmen getötet zu werden.

Dieser erleichterte Verkehr wird natürlich weniger im Interesse des Handels mit der Außenwelt, als vielmehr zur Pilgerfahrt nach den heiligen Städten Arabiens verwertet, denn die Zahl der mittelasiatischen Hadschis hat seit Eröffnung der transkaspischen Bahn stark zugenommen.[1]) In den Han-

[1]) Wie ich von türkischer Seite erfahre, variierte in den letzten Jahren die Zahl der turkestanischen Mekkapilger zwischen

delsbeziehungen zwischen Turkestan und dem Ausland spielen noch immer russische Kaufleute die Hauptrolle, denn ob Sart oder Tadschik, der Mohammedaner Turkestans fühlt sich zum Besuche der Christenwelt nie besonders angezogen. Die vermehrte Produktionsfähigkeit des Bodens, namentlich der starke Aufschwung der einzelnen Produkte, besonders der Baumwolle, ist daher vorzugsweise den Russen zustatten gekommen, was auch noch in Zukunft lange der Fall sein wird, denn der schläfrige, fatalistisch gesinnte, mit Vorliebe religiösen Schwärmereien zuneigende und im laisser aller sich am besten gefallende Orientale kann nicht gleichsam als Deus ex machina in einen Okzidentalen umgestaltet werden. Am allerwenigsten aber wäre dies durch Vermittlung des Russen möglich, der selbst noch in vielen Zügen seiner Denkungs- und Handlungsweise unter dem Einflusse des Asiatismus steht und zum Propagator des europäischen Geistes nur halbwegs geeignet ist.

Wenn wir daher dem russischen Einflusse in

---

zehn- und fünfzehntausend, während ehedem, infolge der steten Lebensgefahr und der großen Reisespesen, die Zahl sich kaum auf einige Hundert belief. Wahrscheinlich mit Berücksichtigung dieses stark zunehmenden Verkehres zu den heiligen Städten Arabiens, hat es die russische Regierung für gut befunden, Herrn Isch Mohammed, auf gut russich Ischajew genannt, beim russischen Konsulat in Dschedda anzustellen, nachdem schon früher daselbst der wirkliche Staatsrat Schahimerdan Ibrahimow in der Eigenschaft eines russischen Konsuls tätig gewesen ist. Das Ministerium des Äussern an der Newa hat es für nötig erachtet, hier, um etwaige antirussische Propaganda seitens der Pforte zu verhüten, einen regelrechten Muselman mit der Überwachung seiner Glaubensgenossen zu betrauen. Eine ganz überflüssige Mühe, denn die trägen türkischen Behörden haben nie daran gedacht, ihrem Erzfeinde auf diese Weise schädlich zu werden. Rußland hat hiermit seine Toleranz dokumentiert, indem es einem Muselman die diplomatische Weihe verliehen hat.

Zentralasien die auf so manchem Gebiete erwiesenen Vorteile gern anerkennen und bereitwilligst eingestehen, daß im allgemeinen eine wesentliche Besserung in den früher unglückseligen Zuständen der dortigen Bevölkerung eingetreten ist, so dürfen wir andrerseits es wieder nicht verschweigen, daß der soeben erwähnte halbasiatische Charakter des Russentums schuld daran ist, daß die drei Oasisländer Turkestans nach vierzigjähriger Verwaltung noch lange nicht jenen Grad des geistigen und materiellen Fortschrittes erreicht haben, der Kraft der zu Gebote stehenden Mittel und mit Hinblick auf die Kulturfähigkeit der dem russischen Zepter unterworfenen Völker zu erreichen gewesen wäre.

Vor allem hat die Regierung im Grundprinzipe ihrer bisher in Anwendung gebrachten Maßregeln das Hauptgewicht auf die Sicherung und Vermehrung ihrer eigenen Machtstellung gelegt, ohne dabei für das Wohlergehen und den Fortschritt der Eingeborenen sich wenigstens in solchem Maße bemüht zu haben, wie dies andere europäische Eroberer auf asiatischem Gebiete getan. Keiner von letzteren war von rein altruistischem Geiste beseelt, doch in gar vielen Dingen haben sie den Pflichten des modernen, auf Humanität, Freiheit und Bildung pochenden Abendlandes mehr Rechnung getragen als dies seitens Rußlands geschehen ist. Die russischen Eisenbahnen sind aus strategisch-militärischen Rücksichten und behufs Realisierung zukünftiger Eroberungspläne erbaut worden; für Landstraßen, die den Verkehr zwischen den einzelnen Orten erleichtern sollen, ist so gut wie gar nichts geschehen, und man fährt noch immer, wie zu meiner Zeit, auf der schwerfälligen Arbas über holprige Wege, im

Winter, in tiefem Kot und im Sommer in fußtiefem Staub.[1]) Nicht viel mehr ist bezüglich der Brücken geschehen. Von Schwarz berichtet,[2]) daß die Russen bis in die letzte Zeit nur vier Brücken zustande gebracht haben, die mehr als einmal zur Zeit des Hochwassers von den Fluten fortgerissen worden sind. Während England z. B. in Indien schwere Millionen auf Kanalisierung und Bewässerung des Bodens ausgegeben hat, und auf diesem Gebiete als würdiges Beispiel angeführt zu werden verdient,[3]) hat Rußland diese für die zentral-asiatische Agrikultur allerwichtigste Lebensfrage in den Händen der Aryk-Aksakale (Kanal-Graubärte) gelassen, ohne sich die Mühe zu geben, die neuesten Behelfe der Hydrotechnik hier zu verwerten. Ja im Gegenteil, wo die russischen Behörden intervenieren wollten, haben sie nur Schaden angerichtet.[4])

Wie unbeholfen, leichtsinnig und verschwenderisch die Russen bei so manchen bisherigen Versuchen zur Kanalisierung vorgegangen sind, ist am besten bei der geplanten Bewässerung der Hungersteppe, von den Einwohnern Bet-pak dala, d. h. garstige Ebene, genannt, erwiesen. Ohne die gehörigen Nivellierungen vor-

[1]) v. Schwarz, Seite 168, schreibt: „In Taschkend sind die Straßen in der sartischen Stadt bedeutend besser als in vielen anderen zentralasiatischen Städten, aber doch sind auch hier die Zustände derart, da unter anderem einmal in der Hauptstraße elf Frauen ertranken infolge des unglücklichen Zufalles, daß gerade beim Durchfahren durch eine unergründliche Pfütze ihr Wagen zerbrach und sie nicht imstande waren sich aus dem zähen Schlamme herauszuarbeiten." Wenn es in der Hauptstadt Turkestans so aussieht, wie muß es erst in anderen Städten sein?

[2]) Ibid. Seite 418.

[3]) Henri Moser, der aus seinen Sympathien für Rußland kein Hehl macht, sagt in seinem Buche: L'Irrigation en Asie Centrale. Paris, 1904, S. 276: „Ce que fait dans l'Inde le rival de la Russie sur le domain de l'irrigation, est digne d'admiration."

[4]) v. Schwarz, Seite 342.

genommen zu haben, wollte man aus dem Syrderja unterhalb Chodschend einen Kanal nach der zwischen letztgenanntem Orte und Dschizzak liegenden Steppe führen. Das Unternehmen soll bis heute schon über 20 Millionen Rubel verschlungen haben, und diese Wüste durstet und hungert noch immer. Wenn wir in Erwägung ziehen: von welch großer Wichtigkeit die Kanalisierung für den Ackerbau in Turkestan ist, und wie der Lößboden sich in vorzüglicher Weise für die Anlage von Kanälen eignet, so kann die Fahrlässigkeit der russischen Regierung nicht genug gerügt werden, während doch selbst die eingeborenen Fürsten trotz ihrer Raubwirtschaft auf das Instandhalten der Kanäle die größte Sorge verwendeten. Die russische Regierung hat bisher helfend nur dort eingegriffen, wo sie von ihren eigenen unmittelbaren Interessen geleitet wurde, so z. B. in der Baumwollkultur, die dermaßen ermuntert und unterstützt worden ist, daß an manchen Punkten Turkestans heute das zum Unterhalt nötige Getreide mangelt, und die Regierung damit sich tröstet, daß nach Fertigstellung des Anschlusses an die sibirischen Bahnen der Brotsamen aus jenen fernen Gegenden zugeführt werden kann.

Desgleichen belastet die russische Regierung die Schuld, daß sie während vierzig Jahren in einem Lande, wo sie blindem Gehorsam und Unterwürfigkeit begegnet, gar nichts getan hat, um die Vorurteile und den Aberglauben der Eingeborenen zu bannen und durch nützliche Neuerungen den mannigfachen Mißbräuchen und Irrungen abzuhelfen. Diejenigen, die in der Bauart ihrer Häuser und in ihren Einrichtungen das Beispiel der Russen befolgt haben, können selbst in Taschkend und in Samarkand an den Fingern hergezählt werden. Dagegen hat der Alkoholismus und die Prosti-

tution, zu meiner Zeit noch ganz unerhörte Dinge in Mittelasien, erschreckende Dimensionen angenommen. Vor einem halben Jahrhundert war Branntwein in Turkestan ganz unbekannt und Wein hätte man nur bei den Juden finden können, die solchen zu rituellen Zwecken bereiteten. Heute ist die Zahl der Branntweinbrennereien in Turkestan bedeutend angewachsen. Nach einem offiziellen Ausweis[1]) beläuft sich die Einfuhr des 40° Spiritus in einem Jahre auf 308 924, die Ausfuhr auf 75 327 Eimer und daß an dem Konsum Mohammedaner teilnehmen, ist von vielen Reisenden berichtet worden; namentlich sind es die Kirgisen, die an dem russischen Nationalgetränk einen besonderen Geschmack finden.[2])

Mehr noch als die Verbreitung des Alkoholismus muß den ehemaligen Kennern Zentralasiens die stark um sich greifende Prostitution befremden, eines Lasters, das ehedem mit dem Tode bestraft wurde und nun im Schutze der russischen Regierung freien Lauf genommen hat. „An die Stelle des Köknar (Opium)" — schreibt Friedrich Duckmeyer[3]) — „treten Bier und Branntwein, und der Knabenliebe und lesbischen Verirrung arbeiten mit einigem Erfolge die zahlreichen modernen Bordelle ent-

---

[1]) Sputnik Turkestanza. Karmanni Kalendar i sprawotschnaja Knischka turkestanskago General Gubernatorstwa, na 1900 god. (Der Reisegefährte des Turkestaners. Taschenkalender und Direktionsbuch der turkestanischen Generalgubernatorschaft für das Jahr 1900.) Seite 29.

[2]) Wie bedeutend der Fortschritt auf dem Gebiete der Branntweinerzeugung ist, ergibt sich, wenn wir frühere Angaben den heutigen gegenüberstellen. Nach Dr. Max von Proskowetz „Vom Newastrand nach Samarkand." Wien und Olmütz 1889, Seite 361, sind in Turkestan im Jahre 1885—1886 555.5 hl. Schnaps fabriziert worden.

[3]) Siehe Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1901, Nr. 250.

gegen — — — während der Festzeit betrinken sich nicht wenige Anhänger Mohammeds in Schnaps und Bier, seltener in Wein, taumeln tobend durch die Straßen, besuchen schlechte Häuser, verüben allerlei Unfug, und kommen noch vor dem Ende des Festes auf einige Tage in Polizeigewahrsam —" Der russifizierte Kirgise Naliwkin berichtet,[1]) daß die öffentlichen Häuser nicht nur von Russen, sondern auch von Sarten frank und frei besucht werden und noch dazu meistens im heiligen Monat Ramazan. Namengan hat nach dem Einzug der Russen den Anfang gemacht, und heute hat die Prostitution selbst im Familienkreise sich verbeitet. Was wohl der Reis (Chef der Sittenpolizei) zu dieser Neuerung sagen mag, in einem Lande, wo ehedem der kleinste Verdacht eines unerlaubten geschlechtlichen Verkehres in grausamster Weise bestraft wurde?

Es ist übrigens bezeichnend, daß so manche, selbst russenfreundliche Reisende die Fahrlässigkeit der russischen Behörden in so manchen mit der Bildung und Moralität zusammenhängenden Fragen tadeln. F. H. Skrine[2]), der sich bemüht, res russicae in rosiger Farbe zu schildern, schreibt: „Rußland hat die Politik des laiser-faire in der Angelegenheit der Bildung des Eingeborenen bis zur äußersten Strenge getrieben und dieselbe in den Händen einer solchen Klasse gelassen, die die erbittertsten Feinde der ungläubigen

---

[1]) Otscherk bita zhentschini osjedlago tuzemnago naselenija. Fergani. Kazan 1886. Seite 236/237. (Skizze aus dem Frauenleben der ansässigen Bevölkerung Ferganas) von W. Nalivkin und Frau M. Nalivkina.

[2]) The Heart of Asia. A History of Russian Turkestan and the Central Asian Khanates from the earliest times by Francis Henry Skrine and Edward Dension Roß. Poh. D. London 1899, Seite 411.

Herrscher sind . . . Prachtbauten, das Thema orientalischen Dichter, hat man in hoffnungslose Ruinen verfallen lassen usw." Besagter Engländer rügt ferner, daß Rußland auf die ihm untergeordneten Chanate von Bochara und Chiwa gar keinen kulturellen Einfluß übt, sondern hier Barbarei, Tyrannei, Sklavenhandel ungestört fortbestehen läßt, um sie dann um so leichter einverleiben zu können. In ähnlicher Weise äußert sich das englische Parlamentsmitglied Henry Norman[1]) bei seiner Schilderung der Schrecken der Gefängnisse in Bochara, trotz seiner russophilen Ansichten, die im folgenden Satze kulminieren: „The twentieth century must count Russia as one of the greatest factors in the movement of human society."[2]) Wenn man den Russen noch so freundlich gesinnt ist, wird es doch unmöglich, die schädliche Gleichgültigkeit zu ignorieren, die sich die Regierung in ihrer zivilisatorischen Rolle in Turkestan bisher hat zuschulden kommen lassen, in einem Lande, wo ihr Machtspruch hinreichend wäre, um so manchen barbarischen Gesetzen der feudalen Fürsten ein Veto entgegenzustellen.

VIII.

Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß selbst die besten Absichten der russischen Regierung sehr oft an der Unzuverlässigkeit, Bestechlichkeit und Ge-

---

[1]) All the Russias. Travels and Studies in contemporary European Russia, Finland, Siberia, The Caucasus and Central Asia. London 1902, Seite 314—315.

[2]) Ibid. Seite 457.

wissenlosigkeit ihrer Organe scheitern müssen. In der Beamtenhierarchie des Zaren, unter diesen im schimmernden Gewande europäischer Formen auftretenden Repräsentanten asiatischer Verkommenheit, finden sich sehr wenige, die vom Kulturberufe durchdrungen, für die ihnen zustehende Rolle eines Reformators auch nur einen Funken von Liebe und Begeisterung mitbringen. Vielen fehlt selbst der Begriff der ihrer harrenden Aufgabe. Jagd nach Orden und Rangeserhöhung, Karten und Zechgelage sind die höheren Ideale, die ihnen vorschweben und ihre Sinne umgaukeln, was vielleicht dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Gesamtverwaltung Turkestans sich in Militärhänden befindet. Ehedem wurde eine Anstellung in Turkestan als eine Art Exil betrachtet, und selbst ein kaiserlicher Prinz mußte seine tollen Jugendstreiche in Taschkend abbüßen. Anfangs war es der Tummelplatz zweifelhafter Existenzen und unter Taschkenetz (Taschkender) verstand man im Reiche selbst einen Charlatan ärgster Gattung.

Wenn wir die Reihe der in Turkestan in den Vordergrund gelangten Offiziere oder Beamten — was bei der militärischen Administration das Landes ein und dasselbe ist — Revue passieren lassen, so werden sich wohl wenige finden, die die zur zivilisatorischen Tätigkeit nötige Vorbildung, Ausdauer und Liebe mitgebracht haben. Von den leitenden Persönlichkeiten, die im Laufe der vierzigjährigen russischen Herrschaft tätig gewesen, verdienen die Generalgouverneure Kaufmann, Rosenbach und Wrewski, sowie die Generale Abranow und Iwanow als solche erwähnt zu werden, deren humanes Betragen gegenüber den Eingeborenen, sowie ihr Bestreben, die geistige und materielle Lage der letzteren zu fördern, volle Anerkennung verdient.

In dieser Beziehung hat sich besonders General Kaufmann während seiner fünfzehnjährigen Verwaltung (1867—1882) hervorgetan und den von den Russen ihm verliehenen Titel „Ustroitel Kraja" (Begründer des Landes) in vollem Maße verdient. Wenn wir den Bemerkungen seines Biographen und Lobredners, des verdienstvollen Orientalisten Professor N. Ostroumow[1]), auch nicht in allen Punkten beistimmen, so muß doch zugestanden werden, daß dieser gebildete deutsche Offizier, allerdings oft russischer als die Russen selbst, mit viel Takt, Geschicklichkeit und Menschenliebe seines Amtes gewaltet hat. Schon der Umstand, daß er den erwähnten Professor, einen früheren Dozenten an der Universität von Kazan, zu seinem Vertrauten gemacht, spricht in beredter Weise für das lebhafte Interesse, welches der Generalgouverneur dem Schulwesen entgegengebracht hat Wenn noch so beschäftigt, hat er Ostroumow sofort empfangen und seinem Rapport die größte Aufmerksamkeit gespendet. Vor allem hat er es als leitendes Prinzip aufgestellt und es oftmals betont: „Wir wollen in Zentralasien europäische Zivilisation und nicht russische Orthodoxie einführen."[2]) Demzufolge hat er der Missionsarbeit keinen Vorschub geleistet, sondern im Gegenteil den moslimischen Geistlichen und Gelehrten sich besonders freundlich gezeigt. Gelegentlich eines Empfanges der Chodschas in Taschkend fragt er: ob sie ihre neue Heimat kennen? und verspricht, ihnen Lehrer zu schicken, damit sie in der Geschichte und Geographie Rußlands sich unterrichten mögen. Ein anderes Mal ladet er die aus Mekka heimgekehrten Hadschis zum Frühstück, läßt sich mit denselben in politische Ge-

[1]) Siehe die früher auf Seite 24 zitierte Note.
[2]) Ostroumow K'istorij usw. Seite 44.

spräche ein, wobei natürlich immer Rußlands Macht und Größe hervorgehoben, England hingegen auf jegliche Weise herabgesetzt wird.[1]) Seine Leutseligkeit ist sprichwörtlich geworden. In seinen bei den öffentlichen Prüfungen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten gehaltenen Ansprachen wird immer die unendliche Liebe und Fürsorge des weisen Zaren für seine moslimischen Untertanen betont, und sehr oft nimmt er letztere gegenüber den Russen in Schutz. Sehr bezeichnend ist der Fall einer sartischen Prostituierten, die vom russischen Geistlichen Wisotzki gegen den Willen des Generals getauft wurde, denn Kaufmann meinte: „Die Russifizierung kann nur auf dem Wege der Schule vor sich gehen." [2])

Die warmen Gefühle für die Lage der Eingeborenen in Turkestan haben auch noch einige andere höhere Offiziere geteilt, doch beim Gros der russischen Beamtenwelt haben diese Gefühle fast nie Anklang gefunden. Nach einer im Abendlande stark verbreiteten Ansicht könnte die Assimilierung zwischen dem Russen und dem eingeborenen Asiaten auch schon deshalb leichter vor sich gehen, weil ersterer infolge des niedrigeren Bildungsgrades letzterem gegenüber keine

---

[1]) Wie arg er es in dieser Beziehung getrieben, und welch wilde Feindseligkeit ihn gegen die Engländer beseelte, tritt an vielen Stellen der früher erwähnten Biographie zutage. Gelegentlich seines Empfanges der afghanischen Mission Schir Ali Chans (1878) sagte er: Es täte ihm leid, daß der Zar ihn nicht nach Afghanistan gelassen, denn er hätte gewiß die Engländer vernichtet. Er erzählte: man hätte ihm erlaubt mit einer kleinen Truppe dahin zu gehen, doch er sei kein Jermak und seine eventuelle Niederlage hätte dem russischen Prestige geschadet. General Kaufmann meint: Nur die Druzei Albiona. d. h. die Freunde Alboins am Hofe von St. Petersburg hätten ihn angeschwärzt, daher seine Pläne vereitelt wurden usw.

[2]) Ostroumow. Seite 107.

schroffe, abstoßende Haltung einnimmt und die Geselligkeit zwischen Herrscher und Beherrschten sich leichter bewerkstelligen ließe. Die neueren Berichte nichtrussischer Augenzeugen, die jahrelang in Turkestan gelebt haben, widersprechen jedoch ganz entschieden dieser Annahme. Der deutsche Astronom F. von Schwarz, der fünfzehn Jahre lang in Turkestan gelebt und das Land in allen Richtungen durchreist hat, äußert sich diesbezüglich folgendermaßen:[1]) „Am schlimmsten werden die Eingeborenen gerade von den gemeinen Russen, den Bedienten, Soldaten und Kosaken traktiert, wie ja immer die kleinen Tyrannen die schlimmsten sind, und die Sarten, Tadschiken und Kirgisen scheinen für diese nur dazu bestimmt zu sein, beständig hin und her gestoßen und mit Reitpeitschen traktiert zu werden. Jeder Eingeborene, der einem Russen nicht zeitig genug ausweicht, erhält sofort die Nagaika (Peitsche) um die Ohren, und von dieser Regel sind selbst die Arbakesche (Kutscher) nicht ausgenommen, die mit ihren schwer beladenen Arbas (Wagen) nicht bloß Fuhrwerken und Reitern, sondern selbst russischen Spaziergängern ausweichen müssen, wenn sie nicht mit der Reitpeitsche oder mit dem Spazierstocke Bekanntschaft machen wollen . . ."

„Am besten wird die Verachtung, mit der die Russen auf die Eingeborenen sehen, durch folgende zwei Fälle dokumentiert, welche mir von einem der angesehensten turkestanischen Generale, der es wissen mußte, als authentisch mitgeteilt worden ist. Als General Grodjekow, bald nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur des Syr-darja-Distriktes, das Taschkender Staatsgefängnis inspizierte, fand er da-

[1]) v. Schwarz, Seite 488—489.

selbst eine Anzahl Sarten vor, welche schon vor mehreren Jahren freigesprochen, aber bis dahin noch nicht aus der Haft entlassen worden waren, lediglich deshalb, weil der Stadthauptmann seinerzeit zu faul gewesen war, um einiger Sarten willen nach dem Gefängnisse zu fahren und deren Freilassung zu verfügen, und später die ganze Angelegenheit vergessen hatte. Daß Eingeborene jahrelang in Untersuchungshaft gehalten werden, bis es endlich dem Untersuchungsrichter gefällig ist, sie zu verhören, soll nicht selten vorkommen und sogar zur Regel gehören. Noch gravierender ist folgender Fall, der sich gleichfalls im Taschkender Gefängnisse abgespielt hat. Die zur Deportation und zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrecher werden jedes Frühjahr in größeren Trupps aus Taschkend nach Sibirien abgefertigt. Als einmal ein aus 32 Arrestanten bestehender Transport aus dem Taschkender Gefängnisse abgeschickt werden sollte, stellte es sich bei der Verlesung heraus, daß zwei Arrestanten fehlten. Um nun für seine Nachlässigkeit in der Beaufsichtigung der Gefangenen nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, schickte der Gefängnisverwalter sofort einen Soldaten nach dem Basar und ließ von dort zwei Feldarbeiter holen, die sich in der freudigen Erwartung eines guten Verdienstes schleunigst mit ihren Ketmenen (Hauen) einstellten. Bei ihrer Ankunft auf dem Gefängnishofe wurden diese Arbeiter sofort statt der fehlenden zwei Arrestanten eingereiht und wanderten stante pede in die sibirischen Bergwerke an Stelle der durchgebrannten Räuber und Mörder. Als später die Sache höheren Ortes bekannt wurde, war das Unrecht nicht mehr gut zu machen, weil die Namen der betreffenden Arbeiter niemand bekannt waren.[1])

[1]) v. Schwarz, Seite 489.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem Beispiel russischer Humanität liefert der geistreiche Schriftsteller Friedrich Duckmeyer, der jahrelang als Gymnasiallehrer in Taschkend tätig gewesen ist. In seiner Schilderung der Feierlichkeiten während des Krönungsfestes im Mai 1896 lesen wir folgendes:[1]) „Die kirchliche Prozession nahte dem von Bäumen umgebenen Platze, wo in der Mitte die Tribüne für die obersten Vertreter der Regierung errichtet war. Rings wogte das Volk. Ich stand unter den Bäumen an einem Aryk (Kanal). Die Stimmen der Kirchensänger erschallten, und Kränze und Fahnen wurden sichtbar. Da stürtzten sich ringsherum die Russen auf die Asiaten, rissen den Greisen die weißen Turbane von den würdigen Häuptern, schleuderten die Kopfbedeckung in die Wassergräben und stießen die Männer nach. Beschmutzt, beschämt entwichen die Mohammedaner aus der Stadt der Christen, von diesen zum Geleite mit Schlägen und Tritten bedacht. Ich sah den Überfall und hielt nicht an mich: wütend trat ich vor und schrie: ‚Seid ihr Christen? Seht ihr nicht die Kreuze über euch?' Doch sie dachten nur an ihr eigenes Kreuz, und hielten mich für verrückt; ein Studierter unter ihnen rief: ‚Seht den Don Quixote!' Und wahrhaftig, mein Paradegen war aus weichem Eisen, ein Bratspieß. Doch dem gemeinen Volke jagte mein Rock nebst der Waffe nicht geringeren Respekt ein, als den Arabern die französische Uniformsmütze des heldenmütigen Prinzen Gregor,

[1]) Siehe Friedrich Duckmeyers Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nummer 257. Es ist dies die Fortsetzung Nr. III seiner prachtvoll geschriebenen Aufsätze, die unter dem Titel: „Unbefangene Beobachtungen aus Russisch-Turkestan" erschienen sind. Schade, daß der treffliche Mann, zugleich ein verdienstvoller Dichter, das Treiben der Russen in Mittelasien nicht ausführlicher geschildert hat.

dessen Bekanntschaft mein tapferer Vetter, Herr Tartarin von Tarascon, in Algerien machte." Das turkestanische Regierungsblatt berichtete über die Feier dieser Krönungstage in Taschkend in der Nummer vom 18. Mai 1896 also: „Unsere Stadt ist mit Girlanden, Flaggen und Namenszügen und anderem ungewöhnlich ausgeschmückt. Ununterbrochen läuten die Kirchenglocken. Überall bemerkt man belebte Scharen von Russen und Eingeborenen. Alle einen sich in freudiger Erregung. Die Feierlichkeit und hohe Bedeutsamkeit dieses Festes des vom Volke unzertrennlichen Zaren kommt stark zum Ausdruck."

Übrigens ist die Regierung selbst mit Beispielen der Geringschätzung der Eingeborenen vorangegangen, namentlich durch die karge und knauserige Art, mit welcher sie die unter russischen Schutz getretenen Prinzen und Fürsten besoldet. So lesen wir,[1]) daß die Kinder Chudajar Chaus, des letzten Herrschers von Chokand eine monatliche Pension von dreißig Franken erhalten, andere bekommen noch weniger und die Afghanen, die zuletzt nach dem Kriege zwischen Abdurrahman und seinen Vasallen zu den Russen sich geflüchtet, klagen bitter über die Hartherzigkeit des Urus.

Ausbrüche der tyrannischen Willkür und Roheit haben die Turkestaner allerdings auch in den vorrussischen Zeiten seitens ihrer eigenen Landesfürsten gar oft erfahren, mit dem Unterschiede jedoch, daß solche Ungeheuer in der asiatischen Welt zu den Ausnahmen gehören, daß ihre Grausamkeiten sehr oft vom patriarchalischen Geiste der Gesellschaft gerügt werden,

---

[1]) Friedrich Duckmeyer in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nr. 263.

und daß die Vorgesetzten dem Untergeordneten gegenüber nie mit jenem maßlosen Hochmut und Stolz aufzutreten wagen, den der Russe gegenüber seinem eigenen Landsmanne niederen Standes zu zeigen pflegt, bei dem ihm unterworfenen Asiaten aber immer erbarmungslos und in noch größerem Maße zur Schau trägt. Man muß eben die tiefe Verachtung und Geringschätzung kennen, mit welcher der Russe, ob Beamter, Geistlicher oder Kaufmann auf den miserablen Plebs herabsieht, und wie die verschiedenen Abstufungen in den bestehenden vierzehn Rangklassen (Tschin) miteinander verkehren, um sich davon einen Begriff zu machen, wie die durch Waffengewalt besiegten nichtchristlichen Fremdvölker (inorodzi) behandelt werden. Schimpf und Spott, Puffe und Rippenstöße harren des Sarten und Kirgisen in Turkestan auf jedem Schritt und Tritt, und wenn solch malträtierte Opfer bei der betreffenden Behörde sich beklagen wollen, werden sie nicht selten mit folgender Antwort abgewiesen: „Und meinst du, daß wir einen rechtgläubigen Christen eines räudigen Hundes wegen bestrafen werden?" In den allerhöchsten Kreisen der Beamtenwelt mögen solche Unmenschlichkeiten wohl seltener vorkommen, doch bei der Mehrzahl der Behörden sind sie an der Tagesordnung, denn nichts ist schrecklicher, als einen solchen Vorgesetzten zu haben, der als Sklave geboren, in Servilismus erzogen, später zur Herrschaft über andere gelangt ist.

In der asiatischen Welt, soweit ich sie kennen gelernt habe, sind Hochmut und Arroganz bei den Behörden gänzlich ausgeschlossen. Sowie der türkische Offizier im osmanischen Heere mit dem gemeinen Soldate auf kameradschaftlichem Fuße steht, mit ihm in Gemeinschaftlichkeit ißt, raucht und spielt,

und sowie der Chan oder Mirza in Persien im Verkehre mit dem Kasib (Handwerker) und Dihkan (Bauer) keinen Zwang kennt, ebenso habe ich dies seinerzeit in Mittelasien gefunden. Man kann sich vorstellen, wie tief verletzend und erniedrigend die Handlungsweise der Russen auf den Asiaten wirken muß. Professor Ostroumow hat daher vollkommen Recht, wenn er in seiner Denkschrift über General Kaufmann[1]) sagt: „Die Russen begehen einen Fehler, bei den Sarten nur Untertänigkeit zu entdecken. Der Sarte ist ungleich dem russischen Muzhik. Scheinbar erträgt er geduldig Peitschenhiebe; er schweigt, doch sein Ehrgefühl fühlt sich tief verletzt, viel mehr, als wenn er früher von seinem moslimischen Herrn geschlagen wurde. Auch ist es ein großer Fehler, wenn die Russen die Mollawelt nicht gehörig beachten, denn dieselbe ist sehr stolz und dünkt sich viel höher stehend als die orthodoxe niedere Geistlichkeit." Diesbezüglich schreibt Fr. Duckmeyer:[2]) „Die wohl nur vereinzelte Nichtachtung gebildeter Mohammedaner gegen die russische ‚Intelligenz' vergilt diese um so allgemeiner mit gänzlicher Verachtung der Asiaten. Der kleinste und schäbigste russische Beamte dünkt sich bei weitem mehr zu sein, als der Emir von Bochara oder der Chan von Chiwa, obwohl solche Russen an Bildung nur dasselbe sind, was ein asiatischer Fuhrknecht. Und auch die studierte nichtoffizielle russische ‚Intelligenz' trägt zumeist denselben Bildungsdünkel gegenüber den würdigsten orientalischen Gelehrten zur Schau, ‚sie erkennt überhaupt keinen Asiaten an', und die Herren aus Kazan, das dem Europäer schon als Asien gilt, sprechen nur mit tiefster Verachtung von einem ‚Asien in Turkestan'."

[1]) K'istorij usw. 206.

[2]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nr. 257.

Sind dies die Beweise der brüderlichen Schmiegsamkeit, der Ideenverwandtschaft und der größeren Annäherung zwischen Russen und Asiaten?

Wenn es daher leicht zu beweisen ist, daß die russische Verwaltung in Asien weder durch liebevolle Behandlung, noch durch Gerechtigkeitssinn sich auszeichnet; ja noch obendrein des mildernden Zustandes patriarchalischer Umgangsformen entbehrt — daher, streng genommen weder europäisch, noch asiatisch ist, woher kann wohl die Mär entstanden sein: daß Russen als Halbasiaten zur Bildung des Ganzasiaten wie geschaffen, zur Verbreitung der abendländischen Kultur im Morgenlande am geeignetsten seien?

IX.

Wenn die russische Administration in Zentralasien die in den Augen des Asiaten verpönten und als Attribute des Unglaubens bezeichneten Eigenschaften, als: Stolz, Hochmut und Arroganz durch anderweitige, den Ungläubigen nachgerühmte Tugenden, als: Gerechtigkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit wieder gut machte, so würde die durch die Hand des fremden Herrschers zugefügte Unbill weniger drückend empfunden werden. Nun geht aber die russische Beamtenwelt unglücklicherweise in vielen Dingen mehr asiatisch vor, als dies früher seitens der einheimischen Regierung der Fall gewesen. Vor allem ist die Korruption in Turkestan die große Landplage, unter welcher die Eingeborenen das meiste zu leiden haben; denn den großen Aufwand des verhältnismäßig schlecht besoldeten russischen Beamten muß der friedliche Bürger, namentlich der Mohammedaner, bezahlen. Dieses geschieht ganz frank und frei; ja die Bestechung wird

als eine legale Sportel betrachtet, und wer nicht bezahlt, bekommt kein Recht. Diese Unsitte, welche selbst der russenfreundliche Franzose, Herr v. Cholet, rügt,[1]) hat allerdings einen ausgesprochen orientalischen Charakter,[2]) doch während der Osmane z. B. das dem Beamten gebrachte Geschenk Kapy-alty = „unter dem Tore" nennt, weil es verstohlen hinter dem Tore niedergelegt wird, muß der Zentralasiate sein Silau, d. h. Liebesgabe dem Pristaw oder Natschalnik eigenhändig überreichen, und wenn es nicht für ausreichend befunden wird, mit Zugaben vermehren. Bei uns in Europa findet sich bisweilen die Ansicht vertreten, daß im Verkehr mit Asiaten eine gewisse Inmoralität, namentlich die Korruption, nicht als Unsitte aufgefaßt wird.[3]) Dieses Argument ist jedoch nicht stichhaltig, denn, wenngleich die Bestechlichkeit in Asien gang und gäbe ist, so wird andrerseits der Koransatz: „Laanet ullah al'ar raschi w'alal murtaschi," — „Gottesfluch über den Bestecher und den Bestochenen" gar oft als Mahnung angeführt. Die allbekannte Unredlichkeit der Beamten im Innern des russischen Reiches macht sich hier in der entfernten Provinz um so ärger fühlbar, da es an Kontrolle gänzlich fehlt, und da nach Ansicht der Russen die Eingeborenen nur dazu da sind, um geschoren und geplündert zu werden. So erzählte mir ein Hadschi in Konstantinopel, daß sein Paß ihm so viel gekostet habe wie die Hälfte seiner Reisespesen von Chodschend nach den Ufern des Bosporus, und

[1]) Siehe: Excursion en Turkestan et sur la frontière Russo-Afghane. Paris 1889. Seite 103.

[2]) So sagt ein türkisches Sprichwort: Erscheinst du mit leerer Hand vor der Türe des Vorgesetzten, so sagt man: „er schläft"; erscheinst du aber mit voller Hand, so ruft man dir entgegen: „Belieben euer Gnaden!"

[3]) Siehe: Curzon. Russia in Central Asia. Seite 392.

jeder Gang zu der Behörde sei mit viel größeren Kosten verbunden als ehedem. Unter solchen Umständen darf es nicht wundernehmen, wenn der eingeborene Kläger den Richterspruch des Kazis dem des russischen Gerichtes vorzieht, so wie der Turkestaner in vielen anderen Dingen zu dem Gebaren der russischen Behörde gar kein Vertrauen hat, und sich um so glücklicher fühlt, je weniger er mit ihr zu tun hat. Diese Ansicht wird selbst von den in Turkestan ansässigen oder bediensteten Europäern geteilt, und Fr. von Schwarz erzählt, daß er vom Polizeibeamten, bei dem er anzeigte, daß ihm seine Teemaschine gestohlen worden sei, mit folgenden Worten angeschnauzt wurde: „Du bist ein sonderbarer Kauz; mir sind in meinem Bezirke heute nacht 68 Samoware, ein Dutzend Pferde, ein adeliges Fräulein und noch vieles andere gestohlen worden, und du schlägst Lärm wegen einer einzigen Teemaschine."[1])

Was die nicht genug zu rügende Korruption der russischen Beamten betrifft, so kann dieselbe allerdings oberflächlichen Touristen nicht auffallen, umso mehr aber solchen Europäern, die, von Rußland in Turkestan angestellt, als Augenzeugen in die dortigen Verhältnisse tiefer hineinblicken können. Und fürwahr, das von ihnen entworfene Bild ist schauerlich und abschreckend in allen seinen Zügen. Ein reicher Kaufmann, namens Iwanow, hielt eine Zeitlang sämtliche hohen Beamten Turkestans in seiner Tasche. Der Postintendant wohnte jahrelang in seinem Hause ohne Pacht zu bezahlen, und selbst General Tschernajew zählte zu seinen Schuldnern. Oberst Janow, der Leiter der ersten Pamirexpedition, machte infolge seines Amtes 40 000 Mark[2]) Schulden; der Major Gerasimow, der frühere Kom-

[1]) Turkestan. Seite 521.
[2]) Ibid. Seite 494.

mandant in Kuldscha, gab jährlich für Champagner allein zweimal soviel aus, als sein Gehalt betrug. Andere fallen dem Kartenspiel zum Opfer, mit einem Worte, die Verschwendungssucht und Zügellosigkeit der Beamten in Turkestan spottet jeder Beschreibung, und diese Seite des russischen Charakters ist keinesfalls danach angetan, um den Eingeborenen als Beispiel zu dienen, in den meisten Fällen haben letztere sogar dafür zu leiden. Man kann daher mit Recht fragen: sind das die Eigenschaften, durch welche der eingeborene Asiate sich zum Russen hingezogen fühlen soll, und sind dies die Wege, auf welchen der Kultureinfluß bei den Asiaten rascher und leichter Eingang finden soll als durch Vermittlung andrer europäischer Mächte? Ohne Leidenschaftlichkeit und Voreingenommenheit wird niemand diese Frage bejahen können, am allerwenigsten aber vermögen die bisherigen Erfolge der russischen Kulturmission in Asien diese allgemein verbreitete irrige Ansicht zu kräftigen. Übrigens hat sich die den Russen so oft nachgerühmte größere Geschicklichkeit im Umgang mit Asiaten nicht nur in Zentralasien, sondern selbst in der von den Russen jüngst okkupierten Mandschurei nicht bewahrheitet. Wie der Reisende B. L. Putnam Weale[1]) mitteilt, sind die Beziehungen zwischen Russen und Chinesen heute viel gespannter als sie ehedem waren. Der Chinese nimmt den russischen Lohn für die Arbeit gern an, er hat auch eine Art Pidschin-Russisch erlernt, doch er haßt und verabscheut seinen neuen Herrn; er dünkt sich ihm geistig überlegen und wird ihn nie als Muster einer höheren Kultur ansehen.

[1]) Manchu and Muscovite. By B. L. Putman Weale, Being Letters from Manchuria written during the autumn of 1903. London 1904.

Daß das russische Regime an so manchen Punkten der alten Welt, wo ehedem Anarchie, Raubwirtschaft und Verkommenheit herrschte, Ordnung geschaffen, den friedlichen Verkehr ermöglicht und so manche, früher hermetisch verschlossene Gegenden dem Abendländer zugänglich gemacht hat, das muß jedermann bereitwilligst zugestehen. Aber es wäre schwer, in diesen und in anderen hauptsächlich der russischen Herrschaft zugute kommenden Vorteilen jene Grundlage zu entdecken, auf welcher die geistige Erhebung und die wirtschaftliche Kräftigung der unter russische Vormundschaft gelangten Asiaten bewerkstelligt werden kann und soll. Nur durch das Anbahnen einer geistigen Bildung und nur durch unverdrossene und stete Bemühung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens könnte hier Ersprießliches geleistet werden. Hier aber hat die russische Regierung sich viele Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Während geographische Forschungen aus politisch-strategischen Rücksichten, eifrige Unterstützung gefunden haben, ist z. B. die Ethnographie und Philologie Zentralasiens fast ganz unberücksichtigt geblieben. Wenigen russischen Beamten sind die Sprachen der Eingeborenen bekannt, und die sie kennen, wollen sich derselben nicht bedienen, um nicht in den Augen der Eingeborenen den gebührenden Respekt zu verlieren, da letztere den Gebrauch der Landessprachen als ein Zeichen der Einschmeichelei und des Hofierens auslegen würden.[1]) Die Kunstdenkmäler des Landes werden vernachlässigt, und was das so oft gerühmte Schul-

[1]) So berichtet v. Schwarz (Seite 473), daß General Kolpakowski, obwohl dem Ursprunge nach ein Kirgise, es immer vermieden hat, im Umgange mit den Eingeborenen sich seiner Muttersprache zu bedienen.

wesen anbelangt, so ist dabei mehr für die Erziehung der in Turkestan lebenden Russen als der Eingeborenen Sorge getragen worden.

Das Schulwesen in Turkestan besteht aus den nachstehend angeführten Unterrichtsanstalten, denen ein Oberinspektor mit einem Sekretär und zwei Gehilfen vorstehen, während die Überwachung der einheimischen Schulen in drei Rayons geteilt und drei Staatsräten anvertraut ist. Um einen Überblick über das Schulwesen zu erhalten, wollen wir hier die im offiziellen Kalender für das Jahr 1904 unter Tabelle IV gebrachte Liste der Schulen, sowie auch die Zahl der Lehrer und Schüler mitteilen.

Benennung der Lehranstalten	Zahl der Lehranstalten	Zahl der Lehrer	Zahl der Schüler
Knaben-Gymnasien	5	86	1269
Realschulen	1	17	363
Mädchen-Gymnasien	5	149	1599
Lehrerseminar	1	12	68
Handwerkerschulen	1	6	123
Städtische Schulen	19	122	2407
Pfarrschulen (nach Ustaw 1828) . .	10	24	671
„ für Knaben und Mädchen	95	193	4747
Schulen nach Instruktion vom Jahre 75	19	36	826
Eisenbahnschule einklassig für Männer	8	15	280
„ zweiklassig „ „	6	13	492
Russische Schule für Eingeborene .	80	186	2427
Privatschulen II. Ordnung	1	7	44
„ III. „	2	6	102
Beamtenschule für Frauen	1	1	24
Taschkender Marienschule	1	7	125
Pfarrschule für Mädchen	25	113	1838
Eisenbahnschule für Frauen	4	17	343
Summa	284	1010	17748

Der örtlichen Verteilung nach befindet sich:

in Taschkend: ein Gymnasium für Knaben, ein Gymnasium für Mädchen, eine Realschule, deren Protektor der Emir von Bochara ist, ein Lehrerseminar, eine Marienschule, eine städtische vierklassige Schule, eine Handwerkerschule, eine Pfarrschule für Knaben, eine Pfarrschule für Mädchen, eine Schule für Eingeborene, eine russisch-jüdische und eine russisch-tatarische, nebst einigen Privatschulen;

im Syr-darja-Bezirk: in Aulia-Ata, Dschulek, Kazalinsk, Karmaktschi, Kaufmansko und anderen kleineren Orten gibt es überall Pfarrschulen und Schulen für Eingeborene; in Petro-Alexandrowsk eine städtische Schule und Pfarrschule, in Perowska und in Turkestan gibt es eine dreiklassige städtische Schule, eine Pfarrschule und eine Schule für Eingeborene;

in Samarkand: ein Knabengynasium, ein Mädchengymnasium, eine Pfarrschule, zwei Schulen für Eingeborene und eine russisch-jüdische Schule. Ferner in Dschizzak, Kette Kurgan, Ura tepe, und Chodschend je eine Pfarrschule, eine städtische Schule und eine Schule für Eingeborene;

im Fergana-Bezirk: in Mergolan ein Knaben- und Mädchengymnasium, eine vierklassige Stadtschule, eine Eingeborenen- und eine Pfarrschule. Ferner in Endidschan, Chokand, Namengan, Osch und Alt-Mergolan je eine Stadt- und Pfarrschule, sowie Schulen für Eingeborene;

im Semirjetsche-Bezirk: in Wjerny ein Knaben- und Mädchengynasium, mehrere Volksschulen und eine russisch-dunganische Schule. Ferner in Lepsinsk, Narinsk, Pischpek, Przhewalsk, Sergiopol und Tokmak Schulen für Russen und Kirgisen;

im transkaspischen Bezirk: in Aschkabad

ein Knaben- und ein Mädchengymnasium, eine dreiklassige städtische Schule, eine zweiklassige Mädchenschule und eine Kinderschule bei der Turkomanendivision in Koschi. Außerdem gibt es noch in jedem größeren Garnisonsort Gemeindeschulen, so z. B. Kizil Arwat, Kahka, Merw, Sarachs usw.

Was die Unterrichtsgegenstände anbelangt, so herrscht in den Gymnasien das in Europa übliche System vor. Dasselbe gilt auch von den Realschulen. In den Mädchenschulen wird das Hauptgewicht auf moderne Sprachen, Musik, Gymnastik und Tanz gelegt, während in den für Eingeborene bestimmten Schulen die Kenntnis der russischen Sprache in erster Reihe angestrebt wird, weil aus diesen Schulen die Dragomane und Übersetzer hervorgehen sollen. Im allgemeinen werden die höheren Lehranstalten nur von Russen und sehr selten von den Eingeborenen besucht. Wenn von 5 260 000 Eingeborenen nur 2427 die sogenannten Nationalschulen besuchen, so spricht dies offenbar nicht für die Beliebtheit der von der Regierung ins Leben gerufenen Anstalten. Den Russen kann natürlich in dieser Beziehung keine Versäumnis vorgeworfen werden, denn das Ministerium für Volksaufklärung hat keine Kosten gescheut und in den letzten zehn Jahren (von 1893—1903) hat das Unterrichtswesen in Turkestan 3 432 200 Rubel gekostet, wobei die lokalen Einkünfte nicht einberechnet sind. Ob nun der bis heute zutage getretene Erfolg dem Kostenaufwande entspricht, namentlich, ob diese Schulen auf die Eingeborenen jenen bildenden Einfluß ausgeübt haben, den die Regierung zu erwarten berechtigt wäre, das ist bisher noch nicht ersichtlich geworden. Ich hege starken Zweifel daran, denn merkwürdigerweise finde ich in der mir vorliegenden Liste der Lehrkräfte sehr wenig

Lehrer mohammedanischen Glaubens, d. h. nur selten einen solchen Eingeborenen, der, zum Lehrer herangebildet, zur Vermittlung der abendländischen Kultur am besten geeignet wäre. In diesen Fehler sind auch andere europäische Kulturträger in Asien verfallen, indem sie absichtlich oder unabsichtlich außer acht gelassen haben, daß der Lehrer fremden Glaubens und fremder Nationalität auf den Eingeborenen, der einer fremden Bildungswelt zugeführt werden soll, nie denselben Einfluß auszuüben imstande ist wie der Glaubensgenosse und Landsmann der betreffenden Schüler.

Von dieser Wahrheit war, soweit mir bekannt, Reschid Pascha, der patriotische und ausgezeichnete türkische Staatsmann, am meisten durchdrungen, indem er anfangs der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beim Beginn des Reformwerkes in der Türkei zwei Softas[1]) zu ihrer Ausbildung nach Frankreich schickte, um sie später als Lehrer in den neu errichteten Schulen Stambuls anstellen zu können. Ihnen folgten bald andere wissensdurstige Laien osmanischer Abkunft und drei Jahrzehnte genügten, um an den Hoch- und Mittelschulen der Türkei einheimische Lehrer anstellen zu können. Was in der mit dem Abendlande in regem und stetem Verkehre stehenden türkischen Hauptstadt sich als Notwendigkeit erwiesen, das ist in Mittelasien, wo der Fanatismus und Haß gegen alles Fremdartige

[1]) Softa, richtiger Suchte = der Verbrannte, d. h. ein vom Feuer des Wissens Ergriffener, ist in der Türkei die Bezeichnung für theologische Schüler, die zumeist durch Fanatismus sich auszeichnen. Die in Frage stehenden Softas, Schinassi Efendi und Emin Efendi habe ich persönlich gekannt. Sie sind allerdings als Freidenker heimgekehrt; doch ersterer ist dadurch berühmt geworden, daß er die Vereinfachung des osmanischen Dialektes angebahnt und zur Nationalisierung des Osmanentums viel beigetragen hat.

sich am heftigsten erhalten, noch weit mehr der Fall. Hier müßten erst aus der Reihe der Mollas Lehrer erzogen und herangebildet werden, was allerdings keine leichte Sache ist, und nur solche modernisierte Mollas, die als fromme Mohammedaner auch die äußerlichen Abzeichen ihres Glaubens und der Landessitten strengstens bewahren, könnten auf die moslimische Jugend wirken, den Haß und Abscheu gegen das Wissen des Abendlandes vermindern und das schwierige Werk der geistigen Umgestaltung beschleunigen.

Wenn ich mich jener Ausdrücke der tiefsten Verachtung erinnere, welche die dickbeturbanten Chodschas Zentralasiens gegenüber der abendländischen Bildung gebrauchten, wie sie alles, was von Europa kam, nur verspotteten und verhöhnten, und wie sie die moslimische Gelehrsamkeit hoch über unsere europäische Wissenschaft stellten, so kann ich den hartnäckigen Widerwillen und die Furcht vor den russischen Schulen leicht begreifen. Da die Schule im Oriente hauptsächlich und fast ausschließlich im Dienste der Religionswissenschaft steht, und da das Lernen eigentlich nur auf Religionsgegenstände Bezug hat, so mußte ganz natürlich die russische Schule als ein Mittel zur Bekehrung zum Christentume betrachtet und ihr Besuch für Apostasie angesehen werden. Diese Anschauung hat auch vieles für sich, denn unter den modern gebildeten Mohammedanern fallen die meisten der Skepsis anheim oder werden Agnostiker und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, weigern sich sartische oder tadschikische Eltern ihre Kinder der russischen Schule anzuvertrauen. Die wenigen, die dies bisher getan, sind teils von den Behörden hierzu ermuntert und durch materielle Vorteile verleitet worden, und selbst dann hat man dieses Schrittes sich geschämt und ihn vor den Glaubens-

genossen geheim gehalten. So erzählt man,[1]) daß der reiche und vornehme Muhji-ed-din Chodscha, der Kadi des Taschkender Stadtviertels Sibzar, 1895 sein jüngstes Kind ins Gymnasium schicken wollte, aber aus Furcht, unter den Gläubigen als Abtrünniger verschrien zu werden, zu folgendem Ausweg seine Zuflucht nahm. Der Sohn des Kadis ritt jeden Morgen als Muselman vors Gymnasium, legte dort in einem Zimmer den Turban ab, kleidete sich zum russischen Gymnasiasten um, da diese eine besondere Uniform tragen müssen, und ritt nach dem Unterricht, wieder zum Muselman umgeschaffen, nach Hause.[2])

Daß die Scheu der Eingeborenen vor dem Besuche russischer Schulen eine allgemeine sei, berichtet auch der russische Schuldirektor Ostroumow[3]) und mit Hinblick auf die tiefe Kluft, welche die beiden Religionen, d. h. die orthodoxe Kirche vom Islam Zentralasiens trennt, ist dies auch erklärlich. Was bisher auf dem Gebiete des Schulwesens für Eingeborene geschehen ist, das ist eigentlich nur dem Zwange der Behörden und den Verlockungen materieller Vorteile zuzuschreiben. Anfangs waren es die Spitzen der sartischen Gesellschaft, die mit ihrem Beispiele auf die Massen ermunternd wirkten.

---

[1]) Siehe „Unbefangene Beobachtungen aus Russisch-Turkestan" von Friedrich Duckmeyer, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nr. 257. Ferner N. P. Ostroumows Sarti. Etnografitscheski Materiali. Seite 104.

[2]) Einen ähnlichen Fall erlebte ich selbst in Konstantinopel, als gegen Ende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Mädchenschulen eröffnet wurden. Da deren Besuch obligatorisch war, kleidete ein frommer Vater seine Tochter in Knabenkleider und schickte sie lieber in die Knabenschule, nur um der gottlosen Sitte, ein Mädchen in die Öffentlichkeit zu schicken, ausweichen zu können.

[3]) K'istorij narodnago obrazowania. Seite 215.

In der 1884 nahe am russischen Stadtviertel von Taschkend eröffneten Schule für Eingeborene hatten sich anfangs nur 39 Schüler einschreiben lassen, trotzdem der reiche und angesehene Kaufmann Seid Azim Bai seinen beiden Söhnen Seid Kerim und Seid Gani schon früher in der russischen Sprache Unterricht erteilen ließ. So hatte auch der 1892 verstorbene Sarte Abulkasim Chan zum Bau einer russischen Schule im Viertel Bischagatsch (in Taschkend) 30 000 Rubel gespendet, und den Verfall der moslimischen Gelehrsamkeit beklagend, sagte er: „So wie die Menschen ohne Nahrung sterben, so stirbt auch der menschliche Geist in Ermangelung von Wissen.“ [1]) Auch Arif Chodscha, der Schwiegersohn des früher erwähnten Azim Bai trat beharrlich für russische Bildung ein und schickte seine Kinder in die russische Schule.

Doch bei alledem blieb die Annäherung auf einzelne Fälle beschränkt, und im allgemeinen sind es nur Nomaden, bekanntermaßen laxe Befolger des Islam, die leichter zum Besuche der russischen Schulen zu bewegen sind. Im Jahre 1896 sind im Syr-darja-Bezirk, wo die kirgisische Bevölkerung überwiegend ist, 506 Schüler eingeschrieben worden,[2]) und in der städtischen Schule von Kizil-Arwat in Transkaspien lernen 62 Turkomanen gegenüber der Gesamtzahl von 184 Schülern.[3]) „Zahlreicher sind die Mohammedaner in der Realschule und im Volksschullehrerseminar“ — schreibt Duckmeyer.[4]) „Einst führten die Seminaristen Puschkins Drama ‚Boris Godunow‘ in ihrer Schule auf, wobei ein Kirgise

[1]) Ostroumow. Sarti. usw. Seite 127.
[2]) Ostroumow. Sarti. Seite 177.
[3]) Skrine. The Heart of Asia. Seite 335.
[4]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nr. 257.

als Schauspieler mitwirkte. Das Taschkender Regierungsblatt vom 8. Januar 1898 widmete — ‚mit einem begreiflichen Gefühle des Stolzes diesem Ereignis einen eigenen Leitartikel. Ein modernes russisches Drama wurde in demselben Jahre in Taschkend in der Familie eines Offiziers kirgisischer Abkunft von lauter Mohammedanern und Mohammedanerinnen aufgeführt.“ Ja, Kirgisen haben, wie wir dies schon hervorgehoben, den russischen Kulturbestrebungen gegenüber sich minder spröde gezeigt als die seßhaften, im Islam streng erzogenen Turkestaner; doch diese winzig kleinen Tropfen im großen Meere berechtigten keinesfalls zu Gefühlen des Stolzes über die bisher erlangten Resultate. Es sind dies bloß gewaltsam hervorgebrachte einzelne Lichtfunken in der pechschwarzen Dunkelheit, von welcher das Gros der turkestanischen Bevölkerung noch immer umhüllt bleiben wird. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß die seitens russischer Privatpersonen eingeleitete Aktion humanitärer Bestrebungen auf den Eingeborenen von tieferer Wirkung ist als die amtlich propagierten Kulturmittel. Russische Frauenärzte und Akkoucheusen, die den leidenden Sartenfrauen[1]) beistehen, oder der Arzt, der unentgeltlich Medizinen verabreicht, tun viel mehr zur Beseitigung des Aberglaubens und Fanatismus als alle auf eine gewaltsame Bildung hinzielenden Ukase. Doch um hier erfolgreich wirken zu können, müssen die Russen vor allem mit Sprache, Religion, Sitten, Geschichte und Charakter der Eingeborenen sich besser

[1]) Über das Schicksal der Frauen in Turkestan hat C. Duckmeyer von Kienitz in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 18. April 1904 unter dem Titel: „Die Frauen im Orient und Occident einen interessanten Aufsatz gebracht.

bekannt machen und viel intimer mit ihnen verkehren, als dies bis heute geschehen ist.

Es ist allerdings höchst lobenswert, daß die höhere staatliche Intelligenz sich bisweilen alle erdenkliche Mühe gibt, die Massen ihrer Landsleute und der Eingeborenen aufzuklären, doch beruht hier vieles auf Blendwerk und auf Nachäffung des Westens. In diese Kategorie der Kulturarbeit gehören die in Nachahmung der englischen Sunday Schools veranstalteten öffentlichen Vorlesungen für die Eingeborenen. — Dazu erscheinen die höchsten russischen Würdenträger und Generale. Die vornehmsten und gelehrtesten Asiaten, Kadis und Mollas, sind vorher von der Polizei benachrichtigt worden, daß sie sich vollzählig und pünktlich mit ihren wißbegierigen (?) Sprößlingen zu der Vorlesung einzufinden haben, und so sind denn auch alle „freiwillig" da. Nun erklären ihnen die europäischen Gelehrten (natürlich in der russischen Sprache, die nur wenige halbwegs verstehen) die Entstehung unserer Erdkugel, und zeigen einen Globus, der sich auch meistenteils richtig dreht, wenn so ein orientalischer Weiser mit dem Finger daran tippt. Dann werden einige physikalische Experimente vorgeführt, etwa ein elektrischer Isolierschemel; die interessierten Asiaten schütteln die beturbanten Köpfe und murmeln etwas Unverständliches in die grauen Bärte. Zum Schluß hält der oberste General eine Rede, die wiederum mit der Entstehung der Welt beginnt und mit einem Hoch auf den Weißen Zaren endet. Alle schreien Hurra! und begeben sich tief befriedigt nach Hause."[1]) Wie gesagt, die Absicht der Russen ist lobenswert; doch ist

[1]) Siehe: Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrgang 1901. Nr. 257.

dies im Grunde genommen nur ein Trugspiel, eine Kulturkomödie, mit der sie niemanden täuschen und von ihrer bevorzugten Befähigung zur Zivilisierung der Asiaten überzeugen werden. Angesichts des harten Kampfes, den die abendländische Kultur auch in anderen Teilen der Islamwelt zu führen hat, müssen solche Kulturkomödien uns nur lächerlich und kindisch erscheinen. Nur wer sich selbst am Borne der Bildung und Aufklärung gesättigt, nur der kann als Vermittler einer neuen Kultur Großes und Erhebliches leisten!

X.

Wer daher mit nüchternen Augen und ohne Voreingenommenheit urteilt, der wird wohl bald zur Einsicht gelangen, daß die vierzigjährige Herrschaft der Russen in Zentralasien, wie es wohl auch nicht anders zu erwarten ist, im Kulturleben der Mittelasiaten bisher höchstens an der Oberfläche gerüttelt, nur in den äußeren Formen schwache Spuren zurückgelassen hat, im Innern aber fast noch gar nicht eingedrungen ist. Alles, was sich bis jetzt im Leben des Turkestaners als Reform oder Neuerung zeigt, ist nur scheinbar und erzwungen, nur ein Abfluß der Furcht vor dem Eroberer und beruht zumeist auf der Absicht, dem fremden Herrn zu gefallen und ihn freundlicher zu stimmen. In ihrem innersten Wesen hat die streng asiatische Weltanschauung der moslimisch-turkestanischen Gesellschaft wenig Einbuße erlitten, ja im Gegenteil. Der Druck von außen und die drohende Gefahr einer fremden Ingerenz hat den alten Bau asiatischer Denkungsweise noch mehr befestigt und seine Widerstandsfähigkeit vermehrt. Russische Stimmen sind natürlich bemüht das Gegenteil zu beweisen,

denn man ist bestrebt, dem Europäer Sand in die Augen zu streuen und außer den früher angeführten problematischen Kulturerfolgen wird auf solche Turkestaner hingedeutet, die durch eine nähere und häufigere Berührung mit Russen oder durch Reisen ins Innere des russischen Reiches, von den Vorzügen der christlichen Bildung überzeugt, ohne ihrem Glauben abtrünnig zu werden, Adepte der russischen Kultur geworden sind. Außer dem früher genannten Muhjieddin Chodscha und Azim Bai samt Familie, werden als Paradestücke der russischen Bildungserfolge noch angeführt:

1. Der russische Beamte Sattar[1]) Chan der Sohn Abdul Gaffars, der seine Autobiographie 1891 in den Spalten der auf Regierungskosten in Taschkend herausgegebenen Zeitung „Turkestan Gazeti"[2]) veröffentlicht hat. Er schildert mit Begeisterung die Eindrücke seiner Reise nach Petersburg, sowie die Wunder der modernen Welt, die er in den russischen Städten kennen gelernt. Er erzählt, wie ihm alle Welt, vom Zar bis

---

[1]) Siehe: Sarti. Etnografitscheski Materiali. Wipusk perwi (erste Ausgabe) von N. P. Ostroumow. Taschkent. 1890. S. 98. Sattar ist mir als mohammedanischer Personenname unbekannt. Ob es nicht etwa eine Verdrehung von Sadr = höchste Würde, oberster Sitz ist?

[2]) Turkestan Wilajetini Gazeti (Die Turkestaner Zeitung), ist eine von Ostroumow redigierte Wochenschrift, die 1870 gegründet, als Beilage zur Turkenstanskija Wjedmosti wöchentlich viermal erscheint, zweimal in sartischer und zweimal in kirgisischer Mundart. 1887 wurde es eine selbständige Zeitung, eine Art offizielles Organ für die Eingeborenen, welches in 725 Exemplare gedruckt, jedoch mehr auf höheren Befehl als aus Neugierde bezogen wird. Bezeichnend ist der Umstand, daß viele Sarten dieses Blatt deshalb boykottierten, weil es einer scharfen Kritik gegen die mohammedanischen Hochschulen in seinen Spalten Raum gegeben hat. Ein Zeichen, wenngleich ein schwaches, für das erwachende Selbstbewußtsein der Zentralasiaten.

zum niedrigsten Russen, liebevoll begegnet sei, und wie er auf dem Orientalistenkongreß von 1876 in St. Petersburg bewundert und gefeiert worden sei. Sein Staunen über die Leutseligkeit der Christen, über das friedliche Zusammenleben von Menschen verschiedener Nationalität und verschiedenen Glaubens, sowie über die großen Kenntnisse der Europäer in bezug auf die Geschichte und die Sprachen des Ostens, nimmt kein Ende und er ruft aus: „Wir Turkestaner haben bis zur Ankunft der Russen in voller Unkenntnis über Europa gelebt, doch nun, dank der russischen Vermittlung, können wir uns Europa nähern und an der Kulturarbeit der Gesamtmenschheit Anteil nehmen." Sehr interessant ist die Schilderung dieses ehemaligen Muftis[1]) von Tschimkend, selbst der Sohn eines Muftis, der ersten Eindrücke, welche die Erstürmung und Einnahme Taschkends durch Tschernajew bei den Eingeborenen hervorgerufen und wie der russische Erfolg als Allahs Strafe für die Sünden der Einwohner bezeichnet wurde. Sattar Chan ist selbstverständlich bald eines Bessern belehrt worden, seine Fügsamkeit den Russen gegenüber ward zur Quelle seines materiellen Wohlergehens und entzückt über die Behandlung seitens der fremden Herrscher, ruft er seinen Landsleuten zu: „Ja, so geht es jedem, der nur zu Hause bleibt und nicht sieht, wie seine nächsten Nachbarn leben. Wir Turkestaner haben ganze Jahrhunderte hindurch zurückgezogen gelebt, und geglaubt, daß niemand besser, klüger und mächtiger sei als wir. Aus dieser Ansicht hat sich bei uns der Eigendünkel herausgebildet und

[1]) Mufti darf nicht im europäischen Sinne des Wortes genommen werden, sondern es bedeutet ganz einfach einen Molla, der berechtigt ist, eine Fetwa zu erlassen, d. h. eine auf das Scheriat = Religionsgesetz beruhende Entscheidung.

dieser Eigendünkel hat den Rückschritt herbeigeführt. Ja wir glichen unmündigen Kindern. Ich erinnere mich, wie einige Turkestaner und Bocharaer, die als Gesandte Rußland besucht hatten, nach ihrer Heimkehr uns einreden wollten, daß Rußland schlechter als Bochara und Turkestan sei. Nun, liebe Landsleute, hoffe ich, daß niemand von euch an der Macht und Ordnung des russischen Reiches zweifelt. Besonders lehrreich ist es aber für uns zu erfahren, daß Rußland diese Macht und diese Ordnung nur durch den Verkehr mit den gebildeten Völkern Europas erlangt hat.." [1])

2. Mirza Bucharin, ein Kaufmann aus Samarkand, der seine Erlebnisse auf einer Reise nach Rußland beschrieben hat,[2]) und, wie sein Vorgänger trotz des strengen Verbotes des Islam sein Bildnis mit zwei russischen Medaillen geschmückt, erscheinen läßt. Mirza Bucharin, seines Zeichens ein Seidenhändler, besucht auf seiner Reise in Moskau und in St. Petersburg alle Kunstdenkmäler, Schätze und Antiquitätensammlungen, mit einem Worte alle Sehenswürdigkeiten, und ist sehr überrascht über alles, was er sieht und erfährt. Er wundert sich über die Aufmerksamkeit, die man russischerseits den aus Mittelasien stammenden Denkmälern spendet, er wird auch dem Zar und der Zarin vorgestellt und weint Freundentränen über das Glück, das ihm zuteil geworden. Dieses muß dem Kenner des ehemaligen Zentralasiens, wo der Name des christlichen Fürsten nur mit Schimpf und Fluch begleitet wurde, jedenfalls auffallen; ja der Mirza meint selbst,

---

[1]) Ibid. Seite 109.

[2]) Siehe: Turkestan Wilajetini Gazeti. Jahrgang 1883. Nr. 4—7.

daß, wenn er heimkehrt, sein Bericht über Pracht, Herrlichkeit und Güte der Russen bei seinen Landleuten nur schwer Glauben finden wird. So wie alle Orientalen, ist er besonders in Verwunderung versetzt durch die Kenntnisse russischer Gelehrter, wie Radloff, Georgiewski u. a., in der Literatur und Geschichte seiner Heimat, und die Erfahrungen, die er 1887 gesammelt, sollen die Turkestaner zum Besuche des herrlichen Rußlands aneifern.

Aber nicht nur Kaufleute und Beamte, sondern selbst turkestanische, richtiger sartische Dichter werden uns vorgeführt, die ihre Muse im Dienste des fremden Herrschers ertönen lassen, und in einer, allerdings wässerigen Poesie Rußlands Ruhm und Größe besingen. In einer Elegie auf den Tod Alexanders III. lesen wir:[1])

„Komm' herbei, du Volk von Taschkend, und weine,
Der Weltenfürst ist tot, legt Trauer um ihn an,
Er war dein Beschützer, und du setztest dein Leben für ihn ein,
Gleich dem russischen Volke, vergieße auch du Tränen,
Weine Tag und Nacht, und bete stets für ihn".

In steten Sorgen für dich, hat er nie Ruhe genossen,
Besorgt um dein Wohl, hat er im Leben nie geruht,
Besorgt um dich, hat sein Herz keine Freuden und Lust gekannt,
Außer dem Heil seiner Untertanen hat er keine anderen Gedanken gehabt.
Bete daher immer für den Seelenfrieden dieses Fürsten.

Alle Fürsten haben ihre Künstler versammelt und die Anfertigung von Kränzen befohlen,
Aus Silber und Gold und darauf ihren fürstlichen Namen geschrieben.
Ihr Beispiel hat auch der Emir von Bochara befolgt,
Auch der König von Persien hat einen Kranz geschickt,
Auf den schönen Kränzen stehen die Namen des Schahs und des Emirs
Während Turkestan speziell einen Kranz gespendet.

[1]) Ostroumow. Sarti usw. Seite 9.

Die zweite Elegie stammt aus der Feder des Dichters Nihani und lautet:[1])

„Wer in dieser Welt bekommt nicht einen Trunk aus dem Todesbecher?
Es sei dies ein Zar, ein Herrscher oder Bettler,
Er mag auf dem Throne oder auf Schilfmatte ruhen,
Er mag gut, schlecht oder ein Heiliger gewesen sein,
Alle sind wir dem grimmen Tode anheim gegeben."

Habt ihr nicht gesehen, daß auch an Alexander dem Dritten,
Dessen Herrschaft dem Monde am Himmel glich,
Dessen Regierung den Taten Alexander des Großen ähnlich gewesen
Daß auch an ihm, der Tag und Nacht für seine Untertanen gesorgt,
Gottes Anordnung sich vollführte, und daß auch er den Todesbecher getrunken?

O Welt! Das Leben des Kaisers hat frühzeitig geendet.
Ihn betrauern alle Fürsten und auch der Chalife,
Seine Untertanen haben Tränenströme vergossen,
Ob seines Todes hat der Mond sich verdunkelt
Und die ganze Welt hat in schwarze Trauer sich gehüllt.

Als dritte Elegie sei hier noch ein Chronogramm des Taschkender Dichters Kiani erwähnt:[2])

„Der Tod Seiner Majestät des Kaisers
Hat die Welt in tiefe Trauer versetzt.
Denn alle seine Untertanen
Haben unter ihm in Ruhe und Freuden gelebt.
Seine Huld hat zwischen Moslimen und Russen
Auch nicht den kleinsten Unterschied gekannt,
Und als er dieses irdische Dasein verlassen,
War das Herz seines Volkes von tiefer Trauer erfüllt.
Alle großen Fürsten der Welt
Hat der Tod des Kaisers bestürzt.
Und wenn wir nach Seinesgleichen suchen,
Was ist Alexander, Darius und Dschemschid?

---

[1]) Ibid. Seite 13.
[2]) Ibid. Seite 15.

Was ist Behram, der Eroberer der sieben Welten?
Was der Kaiser von Rom und der Herrscher Chinas?
Was ist Chosru, Perwiz und Hormuz?
Was der gerechte und redliche Nuschirwan?
Alle sind der Reihe nach in der Welt aufgetreten,
Einige sind früher, andere später abgegangen.
Wißt ihr, wohin sie gegangen?
So höret denn, ihr Nachkommen Adams,
Alle haben sie den Becher des Todes geleert,
Alle haben in Vernichtung ihr Dasein beendet.
So hat auch der Friedensfürst
Alexander Alexandrowitsch
Schließlich dieses irdische Dasein verlassen
Und ist ins ewige Reich hinübergezogen."[1])

Es würde allzu weit führen, wollten wir noch der Autobiographie und der dichterischen Ergüsse des Chokander Poeten Zakir-Dschan Erwähnung tun, der unter dem Pseudonym Firkat, d. h. Trennung, Bälle, Konzerte, Schulprüfungen, denen er beigewohnt, metrisch verherrlicht. Der gute Mann beschenkt uns mit Einzelheiten aus seinen Jugendjahren, wie er vom Kaufmannsstande zum Schreiber, Dichter und russischen Staatsbeamten avanciert, und wie er in freudiger Erregung über russische Einrichtungen, Sitten und Gebräuche sich glücklich gefühlt, und zum Schlusse ermahnt er seine Landsleute, sich den Russen zu nähern, „denn Allah habe es so bestimmt, daß wir mit Russen zusammen leben sollen".

Es ist jedenfalls bezeichnend, mit welcher Beharrlichkeit das offizielle Rußland diesem Loyalitätsschwindel Vorschub leistet. Man will sich in der Welt einreden, daß die Mittelasiaten, diese schon im Mittelalter in der ganzen Islamwelt verrufenen Repräsen-

[1]) Im Original deuten die Worte: سال فوت شاه اعظم sali fowti schahi aazam = Tod des größten Fürsten auf die Jahrzahl 1317 der Hedschra, d. h. 1899.

tanten des allertollsten Religionsfanatismus'[1]), im Schutze des christlichen Siegers überselig, nun so leichter Dinge, ja sogar mit Begeisterung von der islamischen Weltanschauung zur modernen Kultur übertreten werden. Um den Leser hiervon zu überzeugen, bringt der oft erwähnte gelehrte Professor N. P. Ostroumow[2]) eine Abhandlung unter dem Titel „Annäherung des Sarten an die Russen und der russische Einfluß auf die Sarten", in welchem hervorgehoben wird, daß die Annäherung der Eingeborenen in Annahme vieler russischer Sitten und Gebräuche sich bemerklich macht, daß ihnen der Reis und Kurbaschi (Religionspolizei) keine Furcht mehr einjagen, daß Eingeborene im russischen Stadtviertel Taschkends sich ganz frei bewegen, kirchlichen und militärischen Paraden beiwohnen, Bälle, Konzerte und andere Unterhaltungsorte besuchen und in so mancher Beziehung wie ausgewechselt erscheinen. Es wird den Eingeborenen gar zugemutet, daß sie die russische Eroberung ihres Landes als ein Glück schätzen.

Bei der 1886 in Taschkend abgehaltenen Feier zu Ehren der bei der Erstürmung Taschkends gefallenen russischen Soldaten drängen sich die Mohammedaner, besonders sartische Frauen, als Zuschauer heran, auch die Gesandten Bocharas sind zugegen, und der damalige Generalgouverneur, Generalleutnant Rosenbach, hielt an die Eingeborenen folgende Ansprache: „Vor

[1]) Schon Mewlana Dschelaleddin Rumi, der Gründer des Mewlewi-Ordens und der hervorragendste Vertreter des Sufismus, sagt in seinem Mesnewi:

„Bochara mirewi, diwanei,
Laiki zendschiri zindanchanei."
d. h.
Nach Bochara gehst du? du bist ein Narr!
Du verdienst in Ketten gelegt zu werden.

[2]) Sarti. Seite 102.

21 Jahren befand sich dieses Land noch in steten Wirren. Die hier gefallenen und am Leben gebliebenen Russen haben den Frieden in Turkestan hergestellt, daher auch ihr das Andenken dieser Toten ehren sollt." Hierauf antwortete der zeitweilige Kadi von Taschkend, der schon früher genannte Muhjieddin Chodscha, folgendermaßen: „O Muselmanen Taschkends! Auch für uns ist dieser Tag, an welchem wir unter den Schutz des Weißen Zaren, des mächtigen Herrschers der Welt gelangt sind, denkwürdig. Nach Einnahme der Stadt ist uns unsere Religion und unsere Rechtspflege nach den Gesetzen des Scheriats (Religionsgesetz) belassen worden. Vollkommene Ruhe und Sicherheit herrscht überall, und wir haben unsere städtische Selbstverwaltung bekommen. Infolgedessen führen wir ein freies und ruhiges Leben, und Handel, Industrie und Ackerbau haben sich zusehends entwickelt. In Erinnerung dieses Festes, und diese feierliche Gelegenheit ergreifend, bitten wir Euer Exzellenz, die Gefühle unserer Untertänigkeit bei Seiner Kaiserlichen Majestät verdolmetschen zu wollen. Wir beten für das stete Wohlergehen des Zaren, dieses Beschützers der hundert Millionen Untertanen des großen Russischen Reiches." Auch die anwesenden Gesandten Bocharas Rahmetullah Bi, und der Großstallmeister Mohammed Nassir gratulierten im Namen des Emirs, worauf Rosenbach antwortete: „Es freut mich sehr, daß ihr, Repräsentanten Bocharas, hier gegenwärtig seid. Ihr seid Zuschauer dessen, wie das Band zwischen den Russen und den Eingeborenen sich befestigt. Ihr sehet, wie in Turkestan jeder seine Religion befolgen, in voller Ruhe leben, und ungestört für sein Wohlergehen arbeiten kann. Was ihr hier gesehen, das könnt ihr euren Landsleuten berichten."

Selbst als Ausdruck einer offiziell bestellten Ergebenheit und Loyalität muß eine Sprache, wie sie Muhjieddin Chodscha und andere führen, den Kenner des früheren Zentralasiens aufs äußerste befremden. Es kann und wird niemandem einfallen, diese Äußerungen für echt und unerheuchelt zu halten, und das Befremden wird sich nur so erklären lassen, wenn wir bemerken, daß diese Dolmetscher der russischen Sympathien und Verherrlicher der Zarenmacht zu jenem Volksstamme Mittelasiens gehören, der von jeher am meisten durch Friedfertigkeit sich hervorgetan und mit Vorliebe mit Handel, Industrie und Ackerbau sich beschäftigt hat.

XI.

Es war ein glücklicher Zufall für die Russen in Zentralasien, daß sie bei ihrem Einzuge in die Chanate zuerst mit den Sarten in Berührung kamen, und nicht mit Özbegen oder Tadschiken, die, minder geschmeidig und minder biegsam, das Werk der Pazifikation bedeutend erschwert hätten. Die Sarten, ein Mischvolk iranischer und turko-tatarischer Provenienz[1]) waren schon im Altertume als ein handeltreibendes Volk berühmt, und unter den Uiguren waren S a r t und K a u f m a n n identische Begriffe. Wenn nun diese friedlichen Beschäftigungen sich zuneigende Fraktion der Eingeborenen, seitens der heimatlichen Behörden allen erdenklichen Schikanen und Räubereien ausgesetzt, nach Ankunft der Russen sich im Genusse der Sicherheit und Ordnung tatsächlich wohlfühlen mußte, so ist ihre Anhänglichkeit an das neue Regime, wenngleich unter

[1]) Siehe mein „Türkenvolk", Seite 370.

christlicher Oberherrschaft, wohl verständlich. Ja, das sartische Element Mittelasiens hat mit der russischen Herrschaft sich leicht abgefunden, und so wie sie in der moslimischen Kultur über ihre Nachbarn türkischer Nationalität sich hervortaten, so scheint es auch in der Neuzeit, bei Einführung der russisch-christlichen Bildungswelt der Fall zu sein. Der Sarte war stets als fleißig, ausdauernd, nüchtern, unternehmend und sparsam bekannt, und infolge dieser Eigenschaften der abendländischen Kultur zugänglicher als die übrigen Mittelasiaten. Professor Ostroumow, der beste Kenner dieses Volkes, hat daher recht, wenn er sagt:[1]) „Die Sarten sind ein Volk der Zukunft, denn ihre Kulturbefähigung unterliegt keinem Zweifel. Wir (d. h. die Russen) dürfen auch nicht in Zweifel ziehen, daß die rauhen Züge ihres Nationalcharakters unter russischem Einfluß sich mit der Zeit glätten und zum Guten verändern werden; denn ebenso sicher ist es, daß mit der russischen Eroberung im Leben der Sarten eine neue Periode eingetreten ist. Wir sehen schon jetzt, daß die bessergesinnten Sarten sich nicht weigern, die Vorzüge der russischen Kultur über ihre eigene anzuerkennen. Bei uns, den Besiegern der Sarten, liegt die hohe geschichtliche Aufgabe, sie an uns heranzuziehen, nachdem wir sie mit den Waffen unterworfen haben. Hierzu haben wir genug Mittel, da eben die Sarten den besseren Seiten des russischen Lebens und den besten Seiten der gesamtmenschlichen Kultur, d. h. der Aufklärung, sich nicht verschließen.

Was die scheinbaren Gegensätze im Charakter der heutigen Sarten anbelangt, so ist es unsere Pflicht, nicht

[1]) Sarti usw. Seite 83.

außer acht zu lassen, daß die heutigen Sarten mit unseren Vorfahren aus der Zeit Iwan des Schrecklichen, verglichen wurden, und folgende Bemerkung unseres Historikers Solowiew auf sie angewendet werden kann: „Wir dürfen den Unterschied der Begriffe nicht vergessen, unter welchen wir heute erzogen werden, und unter welchen unsere Vorfahren erzogen wurden. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß uns heute feste Bildungsnormen als Richtschnur dienen und uns nicht gestatten, jene scharfen Übergänge zu zeigen, die früher bei uns vorgekommen sind. Die Menschen vergangener Zeiten haben diese künstlich erzeugten Eindrücke nicht gekannt, und sich auch nicht geschämt, von einem Gefühle zum entgegengesetzten überzugehen. Diese Schärfe des Überganges können wir auch heute noch bemerken bei solchen Leuten, deren Bildungsgrad mehr dem unserer Vorfahren zuneigt."

An einer anderen Stelle, wo Professor Ostroumow die Nützlichkeit der von ihm ins Leben gerufenen Zeitung für Sarten demonstriert, wird ganz treffend hervorgehoben, daß die Belehrung und Aufklärung der Sarten auch schon deshalb unumgänglich nötig sei, weil die Eingeborenen die europäische Kultur als unvereinbar mit der moslimischen Weltanschauung ansehen. Die Sarten gleichen in dieser Beziehung den Russen des 17. Jahrhunderts, die den Bestrebungen Peters des Großen sich widersetzten, alles vom Westen Kommende verdammten und sagten: „Die Macht des Geistes liegt nicht in der Kunst des allerhöchsten Unterrichtes und in den philosophischen Begriffen, sondern in der Ergebenheit in dem Glauben. Erkünstelte Reden schaden der Einfachheit, und solche Weisheit entehrt die Weisheit Gottes. Das Kreuz Christi wird verhöhnt. Die lateinische

Weisheit führt gerade zur Hölle. Die Rhetorik, Dialektik und andere heidnische (d. h. abendländische) Schlauheiten und Andeutungen sind Erfindungen des Teufels, und sie führen einen Kampf mit der slawischen Sprache, als mit der mächtigsten, fruchtbarsten und gottgefälligsten Sprache der Welt."

Die Sprache, welche fortschrittfeindliche Russen gegen den Geist der Neuerungen Peters des Großen geführt, erinnert mich lebhaft an ähnliche Bemerkungen, die ich in verschiedenen Teilen der Islamwelt gehört, so oft von der Schädlichkeit der Neuerungen und Reformen die Rede war. Auch die Sarten werden, wahrscheinlich im geheimen, derartigen Ansichten sich nicht verschließen; doch daß es Männer unter ihnen gegeben, wie Sattar Chan, der Kadi Muhjieddie, Abulkasim Chan, u. a., die es wagen, mit althergebrachten Vorurteilen zu brechen, das ist jedenfalls zu bewundern und ist auf die Rechnung der eminenten Kulturfähigkeit der Sarten zu schreiben. Geht doch der letzterwähnte Abulkasim Chodscha so weit, in einem an den Generalgouverneur Rosenbach gerichteten Bittgesuch zu betonen: „wie unheilvoll die Regierung der einheimischen Fürsten gewesen, wie unter ihrer Herrschaft nur Anarchie, Raub und Tyrannei existiert habe, und wie jetzt unter russischem Regime, im Gegensatz zu früheren Zeiten, überall Ruhe und Zufriedenheit obwaltet."[1]) Diese an den christlichen Herrscher gerichtete Anklage gegen die eigenen Fürsten gibt jedenfalls ein beredtes Zeugnis von der Schmiegsamkeit der Sarten und von der Leichtigkeit, mit welcher selbst die Mollawelt mit dem

[1]) Sarti. Seite 127.

Christen sich in Transaktionen einläßt. Soweit hat es selbst die so fortgeschrittene Mollawelt Indiens noch nicht gebracht, und auch in der Türkei und Persien habe ich unter den eifrigsten Reformfreunden nur wenige gefunden, die europäisches Wesen auf Kosten ihrer eigenen nationalen Kultur gerühmt haben würden. Wie schon erwähnt, hat die maßlose Tyrannei und Willkür der einheimischen Fürsten den Sarten, der national-patriotische Gefühle nie gekannt, derartig gestimmt, daß er dem russischen Regime seine Anerkennung nicht vorenthält, und angesichts eines solch günstigen Kulturmateriales ist es jedenfalls schwer, jenen Lobeserhebungen beizustimmen, mit welchen die Russen ihre bisherigen Kulturerfolge in Zentralasien zu begleiten pflegen. In den diesbezüglichen Äußerungen Professor Ostroumows wie auch des Herrn Ljikoschin[1]), wird besonders hervorgehoben, daß die Sarten nicht nur ihren früheren Fanatismus abgelegt haben, sondern gar viele wichtige Religionsvorschriften vernachlässigen. Das täglich fünfmalige Beten, die frommen Waschungen, das Fasten im Monate Ramazan und andere Gebete werden nur selten gehalten, und auch die Ischane und Derwische genießen lange nicht mehr den Einfluß und die Achtung, deren sie sich früher rühmen konnten.

Auch im Alltagsleben soll sich mehr als eine Neuerung bemerklich machen. In den früher nach der Außenseite zu geschlossenen Häusern werden Fenster geöffnet, und in den inneren Wohnungsräumen haben bei den Wohlhabenden abendlän-

[1]) In einem im großen turkestanischen Kalender von 1904 unter dem Titel „Resultati sblizhenija russkich s tuzemtzami (Resultate der Annäherung der Russen an die Eingeborenen) erschienenen Aufsatze.

dische Möbel, Geschirre und Nippsachen Eingang gefunden. Die Kleidertracht nimmt allmählich einen abendländischen Zuschnitt an, und die Frauen der Vornehmen haben nicht nur daheim den Schleier abgelegt, sondern sie gehen unverschleiert auch auf die Straße und besuchen frank und frei russische Familien. Wenn wir den russischen Berichten Glauben schenken dürfen, so beginnt in Taschkend, Samarkand und Mergolan ein ganz neues Leben zu vibrieren, und die russische Sprache soll, infolge des über ganz Turkestan sich verbreitenden Netzes von russischen Schulen, rapid Verbreitung finden. Auch die Vermögensverhältnisse sollen sich bedeutend verändert haben; denn während man früher einen Kaufmann mit zehn- oder fünfzehntausend Rubel für reich gehalten, so gibt es heute deren viele, die über eine Million verfügen, was bei dem stetig zunehmenden Handel auch begreiflich ist.

Dieses alles klingt ja recht schön; der Irrtum der Russen besteht nur darin, daß der mit schmetternden Fanfaren ausposaunte Kulturfortschritt in Zentralasien sich im Grunde genommen nur auf eine äußerst beschränkte Zahl reicher Kaufleute und auf die vom Staate bediensteten Eingeborenen höheren Ranges erstreckt, und daß die große Masse der Bevölkerung, vom fremden Einfluß wenig berührt, unter der geistigen Leitung der Mollas ihre frühere Existenz weiter fristet. Nichts in der Welt vermag die Apathie und Indolenz des seßhaften Turkestaners zu stören. Das Hauptgewicht hat er von jeher auf den ihm seltenen Genuß des Friedens gelegt und in der üblichen Begrüßungsformel: „Aman mi = gibt's Frieden?“ ist dies am besten ausgedrückt. Der russische Kafir (Ungläubige) hat ihm nun permanenten Frieden gebracht, auch das

Maß der Steuern und Abgaben ist nicht so drückend, wie früher, und von diesem seinem Standpunkte aus kann der Mittelasiate mit der russischen Herrschaft daher zufrieden sein.

Wir begreifen es vollständig, wenn unter solchen Bedingungen die Einwohnerzahl in Russisch-Turkestan im Verlaufe der vergangenen vierzig Jahren bedeutend zugenommen hat. Nach dem vom Oberst Kostenko (Band I, Seite 326) veröffentlichten Ausweis betrug die Gesamtzahl der Bevölkerung Russisch-Turkestans im Jahre 1880 2 807 974 Seelen, in welcher Zahl allerdings auch die Bezirke von Semirjetsche, Syr-Darja, Fergana, Zerefschan und Amudarja inbegriffen sind. Demgegenüber finden wir in einem von General Wrewski, dem vierten Generalgouverneur von Turkestan, veröffentlichten Berichte, daß der Zensus 1880 2 269 520 Seelen ausgemacht habe und 1895 auf 3 120 385 Seelen gestiegen sei, folglich um 37% zugenommen habe, während der allerneueste Zensus von 1897 mit Einschluß Transkaspiens die Gesamtzahl der Bevölkerung in Turkestan auf 5 260 000 veranschlagt.[1]) Es entfallen somit:

im Bezirk von Transkaspien auf 1 Werst 0.8 Seele
„ „ „ Samarkand „ „ „ 10.5 „

[1]) Nach diesen Angaben müßte mehr als eine Verdoppelung der früheren Einwohnerzahl Turkestans angenommen werden, was beinahe unglaublich dünkt. Wenn ich nicht irre, so scheint sich die Angabe Kostenkos nur auf die Zahl des männlichen Geschlechts zu beziehen, oder die damaligen statistischen Daten waren nicht ganz zuverlässig. Daß die Städtebewohner sich vermehrt, und daß die Zahl der Gehöfte (Dwor) bedeutend zugenommen, unterliegt keinem Zweifel, doch in diesem Falle hat das Plus sich aus der früher nomadischen Bevölkerung rekrutiert und der Zuwachs der Seßhaften müßte beim Zensus der Nomaden in Abzug gebracht werden.

im Bezirk	von	Syr Darja	auf	1	Werst	3.3	Seelen
„	„	„ Fergana	„	„	„	11.1	„
„	„	„ Semirjetsche	„	„	„	3.0	„

Turkestan hat daher alles, nur keine dichte Bevölkerung und kann in dieser Beziehung nur etwa mit Südamerika verglichen werden, während bei einem Vergleiche mit anderen Orten, Afghanistan, die Türkei und Ägypten dreimal, China hingegen zehnmal dichter bevölkert ist.

Bei dieser außerordentlichen Zunahme der turkestanischen Bevölkerung muß in erster Linie die Verbreitung der christlich-russischen Elemente auffallen, die nach dem neuesten Zensus in den fünf Bezirken (Oblasten), inklusive der Katholiken und Protestanten, 219658 Seelen ausmachen, wozu der Gubernialsitz allein, nämlich die Stadt Taschkend, das größte Kontingent liefert; denn unter 156506 Seelen sind heute daselbst 40000 Christen anzutreffen. Diese Zunahme der christlichen Bevölkerung in Russisch-Turkestan muß aber umsomehr auffallen, wenn wir erwägen, daß nach Kostenko das christliche Element vor 1880 in den Bezirken von Semirjetsche, Syr-Darja, Fergana und in den Kreisen von Zerefschan und Amu-Darja zusammen auf nur 59283 Seelen sich belaufen hat. Nach den neuesten Angaben beläuft sich die Zahl der russischen Ansiedelungen Turkestans auf ca. 152 mit über einhunderttausend Einwohnern, wovon die meisten auf den Distrikt von Syr-Darja entfallen. Nach Eröffnung der Bahn Orenburg—Taschkend wird die Einwanderung der Russen in Turkestan jedenfalls größere Dimensionen annehmen. In zweiter Reihe verdient hervorgehoben zu werden, daß der Flächeninhalt des bebauten Bodens sich zusehends vermehrt, denn 1893 zählte man schon 2079370 Desjatine urbaren Landes,

auf welchem 48 Millionen Pud amerikanische Baumwolle erzeugt worden ist.

Objektiv beurteilt wird uns die Wahrnehmung nicht entgehen, daß Rußlands Erfolge in Zentralasien bisher hauptsächlich auf dem Gebiete des materiellen Lebens zu suchen sind, d. h. es ist vieles geschehen, um den Besitz des turkestanischen Landes zu sichern und bei zukünftigen politischen Absichten verwerten zu können. Doch es erübrigt noch vieles, um die reichen Schätze des Landes gehörig ausbeuten zu können, denn was ich vor 36 Jahren betont, nämlich daß Turkestan, was die Produktivität anbelangt, ein in Sand gefaßter Edelstein sei,[1]) wird heute, wo das Land in allen Winkeln durchforscht worden ist, von vielen Reisenden bestätigt. Die drei Chanate werden in der Zukunft ein reicher Quell der Ergibigkeit für den russischen Staatsschatz werden, und wäre die Beamtenanarchie des Zarenreiches nicht so durch und durch verkommen und mit allen Fehlern und Gebrechen eines absolutistischen Regierungssystems belastet, so würde das jährliche Defizit von mehreren Millionen sich bedeutend vermindert haben. Nach der mir vorliegenden statistischen Tabelle über Einnahmen und Ausgaben waren die Kosten der Verwaltung Turkenstans von 1869 bis 1903 fast jedes Jahr noch einmal so groß, wie die Summe der Einnahmen, so daß während der letzten zehn Jahre allein, d. h. von 1893 bis 1903, das Defizit die Summe von 143 962 665 Rubel und 55 Kopeken erreicht hat. Demgegenüber meint Herr Stetkewitsch in einer in St. Petersburg veröffentlichten Schrift, daß man vom Defizit die für die Armee in Turkestan verwendeten Ausgaben abziehen müsse, da die Soldaten auch sonst bezahlt

[1]) Siehe meine „Skizzen aus Mittelasien", Seite 181.

werden müßten, demzufolge der Staat anstatt eines Defizites noch einen Überschuß bekäme. Dieser Kalkül hat aber viele Widersacher, und selbst Russen halten Turkestan für eine Akquisition, deren große Kosten nur durch anderseitige politische und wirtschaftliche Vorteile aufgewogen werden können. Es ist, wie bekannt, dieses Defizit die Ursache, daß die russische Regierung die Chanate von Bochara und Chiwa noch nicht einverleibt hat, da ein solcher Schritt die Mehrausgaben noch bedeutend erhöhen würde. Vorderhand liegt auch kein Anlaß vor, der Rußland zu einem solchen Schritte nötigen würde, denn seine Machtstellung in Zentralasien steht felsenfest, und so wie von außen her ihm keine Gefahr eines Angriffes droht, so ist er auch im Innern gegen jeden Aufstand seitens der Eingeborenen[1]) sicher.

Die Russen könnten daher ganz getrost auch zur geistigen Umgestaltung Turkestans schreiten, wenn die russische Gesellschaft einer solchen Aufgabe gewachsen wäre und eine solche Tendenz in den Gesamtrahmen

---

[1]) Bisher waren es nur zwei Versuche zu einer Erhebung oder Revolte, die in Mittelasien vorgefallen und von den Russen stark übertrieben wurden. Die eine ereignete sich am 18. Mai 1898 in Ming-Töbe, nicht weit von Eudidschan, wo der halbtolle Fanatiker Mehemed Ali Ischan die ihres unruhigen und kriegerischen Geistes halber in Mittelasien längst berühmten Kiptschaken Chokands zu einem meuchlerischen Überfall auf die Russen verleitete, bei welcher Gelegenheit 22 Soldaten getötet und 16 verwundet wurden. Der fromme Ischan mit vier seiner Genossen büßte das Wagestück mit dem Galgen, und 45 Teilnehmer wurden mit Exil in den sibirischen Bleiwerken bestraft. Seither herrscht Ruhe unter den Kiptschaken. Diesem zuvor gab es 1892 in Taschkent einen Aufstand gelegentlich der gegen die Cholera getroffenen hygienischen Maßregeln, der aber im Keime unterdrückt worden ist. Jahrhunderte alte Tyrannei hat den Turkestanen allen Mut genommen, und ein Regiment Soldaten kann Tausende in Schach halten.

jener Bestrebungen paßte, die das Zarenreich in seiner Eroberungs- und Kolonialpolitik bisher geleitet haben.

Leider hat aber Rußland sich ganz andere Ziele vorgesteckt, wie wir dies weiter unten noch darlegen werden.

XII.

Um den russischen Kultureinfluß auf Asien in einem möglichst vollständigen Bilde zu schildern, wollen wir auch Sibiriens gedenken, wo die Bekenner der Lehre Mohammeds sich zwar in der Minderzahl befinden, wo der Islam aber infolge des Auftretens Rußlands schon früh das Terrain verloren hat. Mit den westlichen Grenzen Sibiriens ist das Russentum vom alten Nowogorod aus schon früh in Berührung gekommen, obwohl es zu dessen Besitz erst am Ende des 16. Jahrhunderts allmählich gelangt war. Schon dieser unmittelbaren Nachbarschaft halber darf Sibirien nicht als russische Kolonie betrachtet werden, wie dies in der Neuzeit geschieht, denn der russische Sprachgebrauch selbst widerspricht einer solchen Annahme. Während z. B. im Russischen die Eingeborenen eines fremden Gebietes als t u z e m t z i, d. h. Eingeborene benannt werden, führen die Ureinwohner Sibiriens fast immer den Namen i n o r o d z i, d. h. Fremdvölker oder Ausländer, was darauf hindeutet, daß die Russen das Land als ihr eigenes, d. h. die dortigen Menschen als Fremdvölker betrachten. Als Jermak gegen Ende des 16. Jahrhunderts Sibirien erobert hatte, und 1582 sein Gesandter Iwan Kolzo mit Geschenken am Hofe Iwan des Schrecklichen erschienen war, da herrschte große Freude in Moskau. Die Worte: „Ein neues Reich ist

Rußland von Gott verliehen", wurden mit lebhaftester Freude im Palaste und auf dem roten Platze wiederholt. Wie in den glücklichen Zeiten der Jugendjahre Johanns, der Eroberung von Kazan und Astrachan, läutete man die Glocken und verrichtete Dankgebete. Das Gerücht vergrößerte den Ruhm des Unternehmens; man sprach von unzählbaren Kriegshaufen, die die Kosaken geschlagen, von der Menge von Völkern, die sie unterjocht, von den unermeßlichen Reichtümern, die sie gefunden hätten. Es schien, als wäre Sibirien für die Russen gleichsam vom Himmel gefallen; man vergaß, daß es uns schon längst bekannt und untertan gewesen war.[1]) „Bekannt war Sibirien den Russen jedenfalls, doch die Behauptung betreffs der Untertanenschaft muß fraglich erscheinen, denn der Islam war als geistiger Eroberer jener Gegenden den Russen zuvorgekommen, indem, wie bekannt, Tobol zu jener Zeit als das ultima Thule des Islam von den Ufern des Zerefschans geistig beherrscht wurde. So wie der Missionseifer Bocharas bis in die Neuzeit, jahraus, jahrein eine Anzahl Schüler aus den dortigen Medresses (Kollegien) in die Steppe zu den Kirgisen nördlich vom Jaxartes zur Kräftigung und Verbreitung des Islam ausgeschickt, ebenso war dies in nordöstlicher Richtung geschehen, namentlich seitdem es Kötschüm Chan,[2]) dem Sohne Murtezas vom Scheïbanizweige der Dschingiziden, gelungen war, am Isker ein Reich

---

[1]) Káramsin. Geschichte des Russischen Reiches. (Deutsche Übersetzung.) 9. Band. Seite 27.

[2]) Abulghazi nennt denjenigen Teil Sibiriens, den Kötschüm inne hatte, Turan, denn er sagt: „Tarichi ming taki ütsch jilda Kötschüm channing kolindin Turani Uros aldi. (Im Jahre 1003 hat der Russe Turan aus den Händen Kötschüm Chans genommen.) Edition Desmaisons Tome I. Seite 177.

zu gründen. Unterstützt einerseits von Bochara und Chiwa, andrerseits von Kazan aus, hätte der Islam in Sibirien wohl leicht ebenso Wurzel gefaßt, wie in den Chanaten Mittelasiens, wenn der nach dem Falle von Kazan und Astrachan flügge gewordene Geist des orthodoxen Slawentums, nachdem er seine bisherigen Fesseln gesprengt, nicht ununterbrochen neue Gebiete der Eroberung gesucht hätte. Die von Jermak geführten Vorposten des Slawentums sind daher zur rechten Zeit in Sibirien eingebrochen, denn einige Jahrzehnte später wäre es nicht so leicht gewesen den mittlerweile erstarkten Islam zu besiegen.

War es Iwan dem Schrecklichen möglich gewesen, mit jenen Vorteilen, die er den abendländischen Staatseinrichtungen abgelauscht und mit der Kraft, die eine modernere Bewaffnung ihm verlieh, die Macht der goldenen Horde zu brechen, so war es einem Jermak um so leichter, mit Feuerwaffen dem mit Pfeil und Bogen ihm gegenüberstehenden tatarischen und ugrischen Kriegerhaufen beizukommen. Es ist nämlich aus der Geschichte bekannt, daß Jermak mit drei Kanonen, mit Pulver und Blei ausgerüstet seinen abenteuerlichen Zug angetreten. Pulver und Flinten haben auch an einem anderen Teile Asiens, nämlich an der Ostgrenze Persiens den Lauf der Weltgeschichte verändert, denn wäre der Özbegenfürst Scheïbani Chan[1]) nicht von den, allerdings primitiven Feuerwaffen Schah Ismaels angegriffen worden, wer weiß, ob sein Siegeslauf, wie der Timurs, sich nicht weiter westlich erstreckt hätte? In den Augen der schlichten Kinder der Steppe ist der Erfinder des

[1]) Der Kampf zwischen dem Özbegenfürsten Scheibani Mehemmed Chan und dem Perserkönig Schah Imail fand in der Nähe Herats im Jahre 916 (1510) statt.

Pulvers stets ein Scheusal gewesen. Schon Körglu, der Volksheld Westasiens, flucht ihm mit den Worten: „Giftige Schlangen mögen in seinem Gehirn nisten"; denn nach seiner Ansicht hat der schwarze Gries das wahre Rittertum vernichtet. Die bessere Bewaffnung war es daher, welche der kühnen Schar Jermaks zum Siege verholfen, und Rußland zum Herrn über Sibirien gemacht hatte.

Diese Herrschaft hatte anfangs sich nur auf den wenig wirtlichen, d. h. auf den nördlichen Teil Sibiriens erstreckt und betraf hauptsächlich solche Gegenden, wo mit Ausnahme einiger kleiner Orte und Festungen, die Gesamtbevölkerung eine nomadische Existenz fristete. Es waren dies teils Angehörige des ugrischen Volkes, als: Ostjaken, Wogulen und Syrjänen und teils Turkotataren, als: Jakuten im hohen Norden und die sogenannten südsibirischen Türken, als: Altaier, Teleuten, Kizilitzen, Katschinzen, Urjanchais, Barabas und westsibirische Tataren, sowie eine Anzahl von türkisch-ugrischen Mischvölkern, die der Zahl nach insgesamt nur kleine Gruppen ausmachten, sich entweder gegenseitig bekriegten, oder bald dieser, bald jener emporsteigenden Macht sich anschlossen.[1]) Ermutigt durch den ersten Erfolg drang die kleine siegreiche Schar der Russen unaufhaltsam vor, was um so leichter

[1]) Die Zahlenverhältnisse der sibirischen Türken der Neuzeit gestalten sich nach „Bemerkungen über den ethnischen Bestand der türkischen Stämme und Geschlechter Sibiriens, und Nachrichten über ihre Zahlenverhältnisse" (russisch), folgendermaßen:

Jakuten	221 776
Altaier und Teleuten	22 796
Kumandiner	3 580
Lebediner	514
Schwarztataren	3 464
Schoren	10 688
Tschulimtataren	500

war, da das türkische Element, welches die Kerntruppen Kötschüms gebildet, in Sibirien verhältnismäßig schwach vertreten war; die Hauptmacht bestand aus Ugriern, richtiger aus Wogulen und Ostjaken, die sich nie durch kriegerische Tugenden ausgezeichnet hatten, den Russen sofort tributpflichtig wurden, und wie Karamsin richtig bemerkt,[1]) in den fremden Eroberern übermenschliche, zauberkräftige Wesen sahen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, d. h. hätte Kötschüm die in Westsibirien damals noch mächtigen Kirgisen in seinen Interessenkreis hineinzuziehen vermochte, so wären die Russen unter Jermak mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden; doch mit ugrischen Hilfstruppen war nichts auszurichten, sie gingen sofort zu den Russen über. Auch was die spärlichen türkischen Elemente am Isker anbelangt, so waren sie für Kötschüm nur von zweifelhaftem Werte, denn sie bekannten sich der Mehrzahl nach zum Schamanentum, da ihre Bekehrung zum Islam sich damals noch im Anfangsstadium befunden hatte.

Das Proselytenwerk lag damals, wie schon erwähnt, ausschließlich in den Händen der Auswanderer aus dem Chanate am Zerefschan, Mollas und Kaufleute, deren Nachkommen noch heute im Kreise von Tobolsk, Tümen und Tara, sowie in den Orten Jalutrowsk, Semi-

---

Kuznetzer Abkömmlinge	3 298
Kizilzen	5 176
Katschinzen	11 363
Sagaier	18 701
Karagas	416
Urjanchai	45 000
Baraba	4 635
Westsibirische Tataren	37 148
Zusammen . . .	389 055

[1]) Band IX, Seite 28.

palatinsk und Petropawlowsk anzutreffen sind. Nach Jadrinzew[1]) beläuft sich noch heute ihre Zahl auf 8727 Seelen. Sie sind selbstverständlich hier ältere Einwohner als die Russen, und Handel sowohl als Religionslehrerschaft hat sie ins Land gebracht. Namentlich zur Zeit Kötschüm Chans hatten sie dieselbe Rolle gespielt, wie die Kazaner auf der Kirgisensteppe und wie die bocharaischen Mollas in Afghanistan und Indien. Sie hatten einen harten Kampf mit dem Schamanismus zu bestehen, denn noch 1639 soll die Majorität der sibirischen Tataren sich zu diesem Glauben bekannt haben. Diesen Sendboten aus Bochara und Chiwa ist auch die Islamisierung eines Teiles der sibirischen Kirgisen zu verdanken. Zur Blütezeit soll, nach Georgis Angaben, ihre Zahl sich auf 20 000 Seelen belaufen haben, und hätte ihr Missionswerk seitens Bochara dieselbe Unterstützung gefunden wie das Christentum seitens Rußlands, so wäre der Kampf der Russen wohl viel schwerer ausgefallen. Vernachlässigt und verwahrlost, war es den Moslimen Sibiriens kaum möglich, gegen das Andringen der russischen Missionäre standzuhalten. So sollen nach Jadrinzew[2] die Tura oder Turaliner Tataren teilweise schon vom Erzbischof Philotheus zwischen 1718—1720 getauft worden sein, und selbstverständlich früher, d. h. kurz nach den Erfolgen Jermaks, wurde die Bekehrung zur orthodoxen Kirche seitens der Regierung mit vollem Eifer ins Werk gesetzt; denn schon Iwan der Schreckliche befahl dem Bischof von Wologda zur Verrichtung des christlichen Gottesdienstes zehn Geistliche mit ihren Familien nach

[1]) Sibirskie Inorodzi, ich bit i sowremennoe polozhenie (Die sibirischen Fremdvölker, ihre Existenz und gegenwärtige Lage) von N. M. Jadrinzew. St. Petersburg 1891, Seite 34.

[2]) Ibid. Seite 25.

Sibirien zu senden,[1]) natürlich in Begleitung von 500 Schützen. So wie überall, haben auch hier Kreuz und Schwert, in treuer Bundesgenossenschaft, die Verbreitung der christlich-abendländischen Kultur angebahnt und jenen Abschnitt in der Geschichte des nördlichen Asiens eingeleitet, der eben jetzt in der Neuzeit seinem Abschlusse entgegengeht. Also nicht bloß der Islam war eine religio militans, sondern auch das orthodoxe Christentum hat die Waffengewalt nicht verschmäht!

Es ist nicht zu verkennen, daß Rußland bei seinem Erscheinen in Sibirien einer höchst schwierigen und mühsamen Aufgabe gegenüberstand. Es mußte daselbst den Kampf mit drei Religionen aufnehmen, und zwar mit solchen Religionen, die der Geistesrichtung, der Weltanschauung und den ethischen Bedürfnissen der Bekenner angepaßt, der zumeist nomadischen Bevölkerung in Fleisch und Blut übergegangen war. Von diesen drei verschiedenen Glaubensbekenntnissen war der Schamanismus am wenigsten widerstandsfähig und hat sich natürlich nur dort erhalten, wo der Islam und der Buddhismus es nicht der Mühe wert gefunden, Proselytentum zu treiben. Dies war unter den Ugriern im hohen Norden, Heiden im wahren Sinne des Wortes, der Fall, die wohl an ihren Himmelsvater (numi-Tarem) mit derselben Begeisterung hingen, wie die Moslimen an Allah; doch hatte dieser Naturglaube ein viel zu schwaches Gefüge, um den Verlockungen und dem Machteinflusse der russischen Missionäre widerstehen zu können.

Nach einem Berichte über die Missionstätigkeit der ersten russischen Geistlichen in Sibirien[2])

[1]) Káramsin. Band 9. Seite 27.

[2]) Siehe die im Journal des Unterrichtsministeriums vom Jahre 1854, Nr. 2—3, erschienene Schrift „Materiali dlja istorij

gab es schon zur Zeit des Erzbischofs Kiprian Staroruseníkow, d. h. im Jahre 1620 in seiner Diözese 30 Kirchen, 22 Klöster, 300 Geistliche und 50 Ordensbrüder und Nonnen. In besagtem Berichte ist die Tätigkeit von 17 russischen Kirchenfürsten in Sibirien geschildert; die Kirche ward aufs eifrigste von der Regierung unterstützt, und in einem Ukas vom 6. Dezember 1714 heißt es wörtlich: „Wo immer du Götzenbilder, Götzentempel und gottlose Kulturstätten vorfindest, sollst du dieselben im Sinne dieses unseres majestätischen Befehles verbrennen, und jene Wogulen, Ostjaken, Tataren und alle die, welche fremder Nationalität sind, mit Hilfe Gottes und durch deine eigenen Bemühungen zum christlichen Glauben bekehren. Gleichzeitig befehle ich dir, daß du ihnen Wort für Wort diese unsere Verordnung verkündest: Denjenigen Wogulen, Ostjaken, Tataren und Leuten anderer Nationalitäten, welche sich taufen lassen, wird auf unsere kaiserlichen Kosten Leinwand zum Taufhemd und Befreiung vom Jasak (Fellsteuer) bewilligt."[1]) —

Nun, die Prämie von einigen Ellen Leinwand für die Annahme der Religion Christi war nicht besonders hoch, aber auch das Resultat war dementsprechend; denn obwohl heute schon sämtliche Wogulen und Ostjaken dem Christentume angehören, hat

---

christianskago proswjeschtschenija Sibiri, so wrjemeni pokorenija jeja w' 1851 do natschala XIX Stoljeta" von A. Abramow, (Materiale zur Geschichte der christlichen Aufklärung Sibiriens zur Zeit der Eroberung bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts), Seite 10.

[1]) Siehe Ältere Berichte über das Heidentum der Wogulen und Ostjaken von Bernhard Munkácsi. (Dritte Mitteilung. Erschienen im Keleti Szemle, IV. Jahrgang 1903, Nr. 2, Seite 172.)

der Geist des Evangeliums bei diesen Kindern des hohen Nordens langsam und nur sehr schwache Wurzel gefaßt, und in dem Maße, daß sie sich bekehrten, sind sie auch allmählich in den Aussterbeetat gesetzt worden. Das Taufwasser hat den Neubekehrten weder geistige, noch materielle Vorteile gebracht, wie aus der Bemerkung eines alten getauften Tschuktschen gegenüber dem Missionar Argentow hervorgeht: „Ich war jung; die Russen haben mir geschmeichelt, und ich ließ mich taufen. Ich sehe nun mit altväterlichen Augen auf die Vergangenheit zurück. Was hat uns die Taufe gebracht? Das Volk ist verarmt, die Herden sind kleiner geworden, die Renntiere sind ausgerottet, auch die Menschen verschwinden, es gibt kaum mehr alte Leute, und die meisten sterben eines ungewöhnlichen Todes. Ah nein! Ich will nach heimischer, nach menschlicher Art sterben." [1])

Sowie die frommen spanischen Patres ihre mit Tafeleinbänden aus hartem Holz und mit schweren eisernen Schnallen versehene Bibel den amerikanischen Heiden an den Kopf schlugen mit dem Ausrufe: „Du Rindvieh! du weigerst dich die Heiligkeit dieses Buches anzuerkennen?", ebenso und noch ärger sind die Popen im Bekehrungswerke bei den Wogulen und Ostjaken vorgegangen. Wer sich nicht taufen ließ, über den wurden die härtesten Strafen verhängt, ohne daß das vorgesteckte Ziel erreicht werden konnte, denn alles beschränkte sich auf Äußerlichkeiten. An Stelle der Götzen wurden Ikone (Heiligenbilder) gesetzt, indem man den Leuten beweisen wollte, daß die in grellen Farben gemalten Bilder christlicher Heiligen mehr Wunderkraft besäßen, als die

[1]) Sibirskie Inorodzi. Seite 225.

von ihnen ererbten oder selbstverfertigten Götzen. Für die geistige Hebung des Volkes ist gar nichts geschehen. „Seit zwei Jahrhunderten" — schreibt Munkácsi — „geschah kein irgendwie erwähnenswerter Versuch zur Verbesserung der kulturellen Zustände; im ganzen Wogulenlande gibt es auch heute noch keine einzige Schule, und wenn es auch vorkam, daß jemand sich höhere Bildung aneignete, so wurde er vollständig russifiziert und trat mit seinen Landsleuten kaum in Berührung . . . Auf dem ganzen riesigen Gebiete, auf dem die Wogulen wohnen, gab es zur Zeit meiner dortigen Studienreise (1888—89) keinen Gewerbsmann, ja nicht einmal einen Schmied, obwohl die Südwogulen Pferde züchten. Bricht eine Seuche aus, sterben ganze Dörfer aus, da in der Nähe kein Arzt und auch kein Chirurg ist usw. usw." Dasselbe ist auch bei den Ostjaken der Fall — sagt Jadrinzew — obgleich man im Kreise von Berezow 14337 und im Kreise von Surgut 5923 Ostjaken getauft hatte. Die größte Schuld trifft natürlich die russische Geistlichkeit, bekanntermaßen die ungebildetste unter allen Priester der christlichen Kirche, die in jenen fernen Regionen anstatt der Seelsorge ein wahres Raubsystem inauguriert hat. Professor Ahlquist[1]) berichtet, daß die Pelymer Wogulen gegen ihren Geistlichen Klage erhoben, daß er sie durch allzuhohe Gebühren für seine Amtsverrichtungen drücke. Wer nicht zahlen kann, dem wird die kirchliche Einsegnung versagt oder nur gegen schwere Wucherzinsen gewährt, und außerdem hat Seine orthodoxe Hochwürden sich solchermaßen dem Trunke ergeben, daß er monatelang auch nicht einen einzigen Gottesdienst verrichtet hat.

[1]) Unter Wogulen und Ostjaken. Seite 13.

Aber nicht nur Ausländer, sondern selbst russische Reisende und Forscher geben ein düsteres Bild von der Lage der zum Christentume bekehrten Ugrier. Jadrinzew[1]) meint: Russische Missionare kümmern sich nicht um Humanität, sondern um Proselytentum. Sie sagen dem heidnischen Eingeborenen: „Russifiziere dich, und wir werden uns deiner annehmen. Taufe dich, wir werden dir Barmherzigkeit zeigen!" — Die große Armut und Hilflosigkeit dieser im hohen Norden lebenden Leute hat der orthodoxen Kirche zum Siege verholfen, wie dies aus der Missionstätigkeit Philoteus Leschtschinskis in den Jahren 1712—1714 ersichtlich ist, und nach Jadrinzew sollen gegen 54000 Ugrier dem Christentume zugeführt worden sein.[2]) Doch wie derselbe verdienstvolle russische Gelehrte hervorhebt, hat diese Bekehrung weder den Eingeborenen, noch den Russen besonders gefrommt. Die Heiden zu bekehren — heißt es in seiner Schrift über Sibirien[3]) — mit ihrem Aberglauben, ihren zahlreichen Einbildungen und phantastischen Weltanschauungen — ist nur dem Scheine nach eine leichte Aufgabe. Die Schamanisten willigen leicht in die Taufe, daher die größte Bekehrung unter Ostjaken, Wogulen usw.; doch darf nicht außer acht gelassen werden, daß diese Bekehrten eigentlich zweigläubige Heiden geworden sind. Die mythologischen Vorstellungen und Aberglauben verschwinden nicht spurlos, wie dies selbst bei den ungebildeten Massen Europas wahrzunehmen ist. Und in der Tat hängen die schon vor 150 Jahren getauften Ostjaken im Verborgenen dem Heidentume an. Wenn

[1]) Sibirskie Inorodzi. Seite 155.
[2]) Jadrinzew. Sibir kak. Kolonia (Sibirien als Kolonie). St. Petersburg 1882. Seite 115.
[3]) Sibirskie Inorodzi. Seite 223.

der Pope die Diözese besucht, werden die Götzen beseitigt und die Ikone aufgestellt; doch kaum hat der Pope sich entfernt, als die Ikone unter die Bank geworfen und die Götzen wieder in Ehren aufgestellt werden. Ja, die Christianisierung des ugrischen Volkselementes in Sibirien hat dem Kultureinfluß der Russen wenig Ehre gemacht, wie wir dies weiter unten noch ausführlicher darlegen werden. Der Schamanismus war also, wie gesagt, kein besonderes Hindernis für die Ausbreitung des Russentumes, namentlich dort, wo er im Islam und im Buddhismus keinen Rivalen gefunden. Aus diesem Grunde sind die Jakuten im hohen Norden schon ganz dem Orthodoxentume zugeführt worden und auch unter den Altaiern hat die Altaische Mission schon gewisse Erfolge aufzuweisen. Aus der Reihe der Jakuten sind bis heute schon Patrioten mit Vorliebe für die Kultur hervorgegangen. Im Progymnasium von Jakutsk ist ein Übergangskurs für höheren Unterricht und ein gelehrter Jakute, namens Nikolajew, hat durch seine literarischen Arbeiten sich hervorgetan.

Die zweite Religion, welche den Russen in Sibirien Schwierigkeiten bereitet hat, war der Buddhismus, der von der mongolischen Steppe aus allmählich vorgedrungen war und nach Daten, die aus dem Jahre 1741 stammen, trotz der russischen Herrschaft auf Kosten des Christentumes Ausbreitung gefunden hatte. Die Burjäten, die bis dahin zum Schamanismus sich bekannten, sind sozusagen unter den Augen der Russen der Lehre Buddhas zugeführt worden. Bis zum Jahre 1741 existierten unter ihren Olos 11 Klöster und 150 Lamas, während hundert Jahre später, d. h. 1845 die Zahl der Buddhisten auf 85 060 und 1848 auf 125 000 sich belief. In selbem Maße wuchs auch die Zahl

der Klöster und der Lamas, von welch' letzteren man 1848 4546 zählte. Dieses ist um so mehr zu bewundern, da die Burjäten, deren Gesamtzahl auf zirka 200 000 Seelen veranschlagt wird,[1]) als friedliebendes Volk geschildert werden, namentlich der seßhafte Teil derselben, der dem unmittelbaren russischen Einflusse unterstanden und bisher allen Bekehrungsversuchen getrotzt hat. Jadrinzew[2]) sagt diesbezüglich, daß die von der Regierung erlassenen Einschränkungen gegen die Ausbreitung des Buddhismus ganz vergebens waren — was ich wohl dem stark entwickelten Nationalgefühl dieses Volkes zuschreiben möchte. — Der Chambo Lama am Baikal fügte sich nur scheinbar den Edikten der Zaren und der Druck erzeugte nur einen höheren Grad von Fanatismus. Andrerseits haben Missionare gewaltsame Mittel zur Bekehrung der Burjäten angewendet und die Gemüter noch mehr erbittert. Nicht viel besser erging es der englischen Mission, von welcher Cochrane berichtet. Die Engländer, unterstützt von Nikolaus I., gingen wohl systematischer vor, doch von 1821 bis 1829 konnten sie keinen einzigen Burjäten taufen, trotzdem sie die Bibel übersetzt und sich mit Sprache und Sitten der Burjäten so ziemlich vertraut gemacht hatten. Die Burjäten nahmen Traktätchen an, ohne dieselben zu lesen, sie traten in Dienst der Missionare, weil sie gut besoldet und beköstigt wurden, doch im geheimen lachten sie über die Einfalt und Glaubensseligkeit der christlichen Fremden. Dieser Widerwillen gegen das Christentum ist um so auffallender, als die Burjäten sich bekanntermaßen durch eine eminente Bildungslust und Bildungsfähigkeit her-

[1]) Pauli. Narodi Rossij, II. Seite 493, schätzt ihre Gesamtzahl auf 190 000 Seelen.

[2]) Sibirskie Inorodzi. Seite 214—214.

vortun. Viele von ihnen besuchen die russischen Normal- und Mittelschulen und einige haben sogar die Universitäten erfolgreich absolviert. Als Gelehrte haben sich bemerklich gemacht u. a. der berühmte Orientalist Dardschi Banzarow[1]), und die Lamas Gombojew, Changalow, Dorozhejew usw. die, ohne zum Christentume sich zu bekehren, der modernen Bildung mit Leib und Seele zugetan sind, als Mitglieder in der Geographischen Gesellschaft Sibiriens sich einreihen, für die Wissenschaft materielle Opfer bringen und als Forschungsreisende sich auszeichnen, so z. B. Tzybikow, der kürzlich Lhassa besucht und beschrieben hat. Wie lange nun die Burjäten den Bekehrungsversuchen widerstehen und diesem ersten Schritt zur Russifizierung ausweichen werden, ist schwer vorauszusagen. Ihr Nationalgefühl und die von Tibet aus eifrigst gepflegte Propaganda werden jedenfalls nicht so bald ihre Wirkung verlieren. Vorderhand leistet der Bildungstrieb der Burjäten der Sache der Russen gute Dienste, so auch der ethnographischen und philologischen Wissenschaft; doch der Buddhismus selbst wird noch lange den kirchlichen und nationalen Bestrebungen Rußlands Widerstand leisten.

Als dritten Widersacher begegnet der russische Kultureinfluß in Sibirien dem Islam, der Lehre Mohammeds, die dort ein verhältnismäßig kleines Terrain erobert hat, dasselbe jedoch mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit gegen alle Angriffe bis heute bewahrt hat, und trotz der herrschenden Kirche noch immer

---

[1]) Neuestens hat der Burjäte Dordschiew, wahrscheinlich der Sohn dieses Gelehrten, in seiner Eigenschaft als Ratgeber des Dalai Lama in Lhasa sich berühmt gemacht, und der jüngst erfolgte englische Feldzug in Tibet muß als Folge der Intrigen dieses Mannes betrachtet werden.

fortfährt, Proselyten zu machen. Wie Abramow mitteilt,[1]) hat der Metropolit Sylvester Glowatski gegen Mitte des 18. Jahrhunderts in Tobolsk mit bewunderungswürdigem Eifer gewirkt und nebst Raskolniken viele Tataren zur orthodoxen Kirche bekehrt, obwohl zu jener Zeit, unter Katharina II., die Toleranzperiode gegenüber den Mohammedanern in Blüte war und genannter Metropolit von St. Petersburg den strengen Befehl erhalten hatte, von einer gewaltsamen Bekehrung der Eingeborenen abzustehen. Tobolsk war nun einmal der Hauptsitz der kirchlichen Missionen und im 19. Jahrhundert existierte daselbst eine Bibelgesellschaft zur Bekehrung der Tataren und Kirgisen. Die Regierung, die mittlerweile den Irrtum eingesehen, die turko-tatarischen Elemente durch Vermittlung des Islam der Zivilisation zuzuführen, hatte dieses Vorhaben durch Erbauung von Kirchen an der Mündung des Ischim und Tariflusses unterstützt, doch die Orthodoxie verbreitete sich nur sehr langsam und zwischen 1860 und 1868 wurden nur 331 Tataren getauft.[2]) So hartnäckig verhielten sich die moslimischen Tataren gegenüber den Russifizierungsversuchen der Kirche, daß selbst solche Tataren, die schon im 18. Jahrhundert getauft wurden und inmitten einer russischen Bevölkerung wohnen, wie z. B. das Dorf Jamakowo im Kreise von Tümen, noch immer tatarisch sprechen und im Russentume nicht aufgegangen sind.

Wie es sich herausstellte, ist der Übertritt nicht zum Wohle der Muselmanen ausfallen; denn durch den Verlust der früher mit den Moscheen verbundenen Schulen hatte sich in geistiger Beziehung ein Rückfall

[1]) Materiali dlja istorij christianskago proswjeschtschenija Sibiri. Seite 35.

[2]) Sibirski Inorodzi. Seite 25.

eingestellt, indem die Bildung mit der Religion engstens verbunden war, und auch der materielle Wohlstand war in steter Abnahme begriffen. Aber nicht nur dem seßhaften Teile der türkischen Bevölkerung Sibiriens, sondern selbst den Nomaden hat die gewaltsame Taufe nicht gut angeschlagen, denn mit Annahme des Christentumes mußte die nomadische Existenz aufgegeben und eine neue Lebensweise geschaffen werden. Wie überall hat die Berührung mit einer fortgeschritteneren Gesellschaft die Lage des auf einer niedrigeren Stufe stehenden Menschen verschlimmert; denn während die Seelenzahl bei den seßhaften Tobolsker Tataren, Karatataren und Barabinzen in letzter Zeit bedeutend abgenommen hat,[1]) soll die Zahl jener Altaier, Teleuten, Karatataren und Kirgisen, die dem russischen Kultureinflusse weniger zugänglich gewesen sind, zugenommen haben.[2]) Die Ursache liegt in dem Umstande, daß der Bildungsgrad des russischen Ackerbauers und Handwerkers in Sibirien viel zu niedrig war, um dem Eingeborenen als Kulturleuchte dienen zu können. Dort, wo er allein gelassen, hat er in

---

[1]) Nach Jadrinzew (Sibirskie Inorodzi. Seite 211), betrug die Zahl der Mohammedaner in den Gubernien von Tobolsk und Tomsk (im Iahre 1890) 47 326, die im Vereine mit den 78 8000 sibirischen Kirgisen 126 126 ausmachen würden. Demgegenüber nennt der allerneueste Zensus von 1897 in Tobolsk 64 152 und in Tomsk 40 833, folglich zusammen 104 985 Mohammedaner. Die Zahlenabnahme muß um so mehr auffallen, wenn wir erwägen, daß die Angabe Jadrinzews wahrscheinlich auf einem Irrtum beruht, da die Mohammedaner von Tobolsk und Tomsk zusammen doch auf mehr als 40 833 sich belaufen hatten.

[2]) Nach Aristow, Zamjetki ob entnitscheskom Sostawje turkich plemen i narodnostei, Seite 68, hat man 1 763 476 Altaier männlichen Geschlechts; in 1804 — 1204; in den 60er Jahren des XIX. Jahrhunderts nach Radloff 14—15 Tausend beiden Geschlechts, und nach Jadrinzew im Jahre 1880 17 014 Seelen beiderlei Geschlechts gezählt.

seiner früheren Existenz besser bestehen können, und was andrerseits die beim seßhaften Türken stattgehabte Russifizierung anbelangt, so wird behauptet, daß das friedliche Zusammenleben mit Russen einen günstigeren Einfluß ausgeübt hat, als die gewaltsame Bekehrung zur russischen Kirche.

Jadrinzew[1]) hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß dort, wo es keine Missionare gegeben und wo die russische Kolonisation eine ausgedehnte war, die Eingeborenen schneller und freiwillig zum Christentume übergetreten sind. Es ist das zahlenmäßig bewiesen für die Kuznetzer und Biisker Kreise im Gubernium von Tobolsk, während andrerseits in den moslimischen Schulen in den von moslimischen Türken bewohnten Teilen, wo der Religionsunterricht das Hauptstudium gebildet, trotz des gewaltigen Druckes der orthodoxen Kirche jeder Versuch zur Russifizierung und zur Einführung einer modernen Bildung sich als hoffnungslos erwiesen hat. Die russische Regierung hat natürlich aus leicht begreiflichen Gründen dort, wo sie ihren Kultureinfluß geltend machen wollte, hauptsächlich zur gewaltsamen Bekehrung der ihr unterstehenden fremden Völkerschaften ihr Zuflucht genommen, da ihr der höhere Kulturgrad der eigenen Bevölkerung, der andere Staaten beim Werke der Kolonisation zum Ziele geführt, abging, und da sie in Sibirien die Anwendung von Zwangsmaßregeln leichter gefunden hatte, als z. B. bei den Wolgatataren, im Kaukasus und in Turkestan. Daß die bisher befolgten Wege und die bisher angewendeten Mittel nicht dem Geiste der Humanität des gebildeten Westens entsprachen, das beweist selbst der russische Gelehrte Jadrinzew, der mit folgenden Worten

[1]) Sibirskie Inorodzi. Seite 223.

seinen Aufsatz über den „Einfluß der Kultur auf die Eingeborenen Sibiriens“[1]) schließt: „Das eigentliche Bildungsziel soll die Liebe zum Stamme vor Augen haben, und nicht die Entfernung vom nationalen Körper, die nur zu einem Verkommen und Aussterben führen kann. Bisher haben nur wenige der Eingeborenen die Beziehungen zu ihren Konnationalen aufrecht erhalten, die denn auch einen bildenden Einfluß auszuüben angestrebt haben. Als solche sollen erwähnt werden Banzarow, Piroschkow, Boldanow und Dorozheew bei den Burjäten; Nikolajew bei den Jakuten; Welichanow, Jakowlew und Altinsarin bei den Kirgisen. Diese sind nur zufällig aus der Masse hervorgetreten. Höhere europäische Bildung ist der Mehrzahl fremd geblieben, obwohl solche Persönlichkeiten ihren Landsleuten die größten Dienste hatten erweisen können. In der Erweckung der Wißbegier, im geistigen Erwachen und in der Erkenntnis der Verhältnisse zur Gegenwart und zur Zukunft liegt die Bürgschaft zur Erhaltung. Uns dünkt eine solche Aufklärung als die Quelle des Lebens und der Erlösung, welche selbst die legendären vor Elend und Hunger aussterbenden Samojeden erwecken kann. Der Geist des sibirischen Eingeborenen ist unterdrückt, eine tiefe Melancholie lastet auf ihm, eine finstere Hoffnungslosigkeit beengt sein Herz; er hat keinen Glauben an eine Besserung und keine Hoffnung auf die Zukunft. Und ein solcher Glaube an die Gesamtmenschheit allein wäre imstande, die Bildung der Eingeborenen herbeizuführen. Wenn der Eingeborene keinen Zwang und keine Gefahr in der Bildung erblickt, lernt er dieselbe auch schätzen. Wir sehen, wie die Eingeborenen bis-

[1]) Ibid. Seite 241.

weilen ihre Kinder in die Mittelschulen schicken, so z. B. ins Kadettenkorps von Omsk; ja Burjäten schicken ihre Kinder auch ins Gymnasium.

„Vorderhand sind die Beispiele einer höheren Bildung unter den Eingeborenen wohl selten, doch wir hoffen, daß die Lokaluniversität Sibiriens die obersten Spitzen anziehen wird. Eingeborene, als Dardshi Banzarow, Welichanow und Katanow haben der russischen Wissenschaft schon Dienste erwiesen. Ohne ihre eigene Sprache zu vergessen, haben sie als vorzügliche Orientalisten sich erwiesen und unschätzbare Beiträge für die Ethnographie geliefert durch die genaue Kenntnis ihrer Landsleute. Ein noch größeres Kontingent solch gelehrter Orientalisten kann die orientalische Fakultät Sibiriens liefern. Übersetzer und Dragomane können aus der Reihe der Eingeborenen herangebildet werden, und ein vorteilhaftes Einwirken auf die mit uns benachbarten Orientalen kann von dieser Vermittlung erwartet werden."

Übrigens ist es heute ganz überflüssig, an der Zivilisierungsmethode der Russen in Sibirien noch fernere Kritik zu üben. Ob gerecht oder ungerecht, ob billig oder unbillig, Rußland hat in Sibirien sein Ziel erreicht. Es hat nicht nur diesen ganzen Teil Asiens vom Ural bis zum Stillen Ozean und vom Eismeer bis zum Oxus und Thien-Schan, ein Riesengebiet von mehr als sechs Millionen englische Quadratmeilen, unter sein Zepter gebracht, sondern das eigentliche Sibirien mit den Fluten des slawisch-ethnischen Meeres dermaßen überschwemmt, daß die spärlichen Überreste der dortigen Ureinwohner nunmehr nur noch als einzelne macht- und kraftlose Insel hervorragen, indem von den heutigen sieben Millionen Einwohnern sechs Millionen zu den Slawen zählen und nur eine Million

von den Ureinwohnern ihre alte Nationalität behalten haben. In dieser alten Officina Gentium — denn Türken, Ugrier, Finnen und Mongolen sind aus dem südlichen Sibirien hervorgebrochen — herrscht heute Ruhe und Frieden, und der allgewaltige Machtspruch der Weißen Zaren an der Newa ist das Schibboleth, das im ethnischen, ethischen, religiösen und politischen Leben den Ton angibt. Es entstehen keine neuen, durch innere Kriege und Stammesfehden hervorgerufene Völkergruppen und Sprachenamalgame mehr; es finden fortan keine gewaltsamen Völkerverschiebungen und Verdrängungen, auch keine Ausrottung gänzlicher Stämme mehr statt, wie dies ehedem im Kampfe mit den Elementen und im gegenseitigen Zank und Hader um Weideplätze oder Jagdreviere der Fall gewesen. Die Zaubertrommel des Schamanen ist beinahe gänzlich verstummt; auch das Ezan des moslimischen Gebetausrufers läßt sich nur in zaghaft schüchternen Tönen vernehmen; denn die Ikone der rechtgläubigen Kirche üben einen achtunggebietenden Einfluß aus und werden als die einzig sicheren Mittel zu einer dies- und jenseitigen Glückseligkeit verkündet. Sowie die ungefähr 9000 Wogulen[1]) und 20 000 Ostjaken im hohen Norden, an ihre Sitze gebunden, durch das Weihwasser der Taufe und durch Erlernung der russischen Sprache einer allmählichen Russifizierung unterliegen, ebenso werden auch Burjäten, Kalmücken

[1]) Wie Dr. Munkácsi, der neueste ungarische Reisende in Sibirien, mir mitteilt, haben in Gubernium von Perm 1889 1934, im Gubernium von Tobolsk im Jahre 1868 4444 Wagulen existiert. Außerdem gibt es aber noch an der nördlichen Soswa ca. 2529 Seelen, so daß die Geamtsumme der Wogulen 8907 ausmacht. Ganz zuverlässig sind übrigens diese Daten auch nicht, da bei dem betreffenden Zensus keine genaue ethnische Klassifikation stattgefunden hat.

und später Kirgisen gegen eine Umgestaltung ihres kulturellen Lebens sich mit der Zeit nicht wehren können. Bei letzteren, d. h. bei Buddhisten und Mohammedanern, wird die Evolution nicht so leicht vonstatten gehen, denn beide lehnen sich an glaubensverwandte Nationalkörper an, und Lhasa sowohl als Mekka senden in einer fast ununterbrochenen Linie ihre Strahlen bis weit nach dem hohen Norden. Schließlich wird aber das Doppelkreuz doch nicht weichen und Rußlands Einfluß wird eigentlich jetzt erst beginnen in diesem Schreckenswinkel der alten Welt die Kultur des Westens nach seiner eigenen Art und in einem uns nicht immer anmutenden Gewande zu verbreiten.

Besonders viel verheißend ist der Anlauf, den Rußland in der Neuzeit auf diesem so lange vernachlässigten und brach liegende Teile Asiens genommen. Auf der großen Sibirischen Eisenbahn wird die Zivilisation um so leichter ihren Einzug halten können. Vom Standpunkte der politischen Nützlichkeit betrachtet, mag die neue Akquisition im Süden und Südosten Sibieriens dem Zarenreiche nur von problematischem Werte sein, denn ein allzuweit gestrecktes Grenzgebiet bedingt die Anwendung einer allzu angestrengten Staatskraft; vom Gesichtspunkte der zivilisatorischen Mission aber wird Rußland für Sibirien vieles leisten können, und jeder Menschenfreund muß ihm auf diesem Felde nur Glück wünschen. Welchen Maßstab wir auch immer bei Abschätzung des russischen Kultureinflusses anlegen, eines steht doch immer fest, nämlich daß die russische Kultur der primitiven Kultur des asiatischen Naturmenschen in jeder Beziehung vorzuziehen ist.

XIII.

Mit der vorhergehenden flüchtigen Skizze von dem russischen Kultureinfluß auf die verschiedenen, dem Zarenreiche unterworfenen Teile des moslimischen Asiens haben wir den Versuch gemacht, das kulturelle Wirken Rußlands, sowie dessen Ziele und Mittel nach Möglichkeit zu beleuchten. Aus dem dermaßen gewonnenen Gesamtüberblick wird es uns möglich, nicht nur den Charakter und die Wirkung dieser Kulturarbeit kennen zu lernen, sondern auch deren bisherige Resultate nach Gebühr zu würdigen. Wer ohne Leidenschaft und Voreingenommenheit urteilt, wie es sich in solch wichtigen Fragen geziemt, der wird ohne Vorbehalt den Russen zugestehen müssen, daß sie in Asien Erhebliches geleistet, daß mit ihrem Erscheinen überall Ordnung, Ruhe und Sicherheit an die Stelle früherer Anarchie und Gesetzlosigkeit getreten ist, und daß sie, trotz der stark orientalischen Färbung ihrer staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Institutionen, in Vertretung der abendländischen Welt überall einer Wendung zum Besseren und dem Anbruch einer menschenwürdigen Ära Vorschub geleistet haben. Ob der russische Staat auf ein solches Resultat hingezielt hat, oder ob sein Tun und Handeln vielleicht mehr ein Ausfluß der Ländergier und der Herrschsucht als der reinen Begeisterung für Bildung und Humanität gewesen, das ist eine Frage, auf deren Erörterung wir uns hier nicht einlassen wollen. Wir stehen heute einer vollendeten Tatsache gegenüber, und die einzelnen Phasen des Werdeprozesses werden jeden Vorurteilslosen zur Anerkennung zwingen. Vom Augenblicke an, als das Großherzogtum von Moskau die von der Goldenen Horde ihm angelegten schweren Fesseln abzuschütteln begann, hat in der angrenzenden asiatischen

Welt sich jene Vibration des abendländischen Geistes fühlbar gemacht, die mit kurzen Unterbrechungen den trägen Körper der alten Mutter Asia durchdringt und entweder mit einer Evolution oder mit einem Todschlag enden wird. Rußland, Polen und Ungarn, die mit ihren Leibern das christliche Europa des Mittelalters gedeckt und die mit ihrem Blute die Glut und den Fanatismus barbarischer Horden gedämpft haben, sind eigentlich die ersten Wohltäter und Förderer der modernen Zivilisation. Unsere moderne Welt schuldet diesen Völkern ewigen Dank; denn es darf nicht übersehen werden, was wohl das Schicksal Europas gewesen wäre, wenn die Nachkommen Batu Khans und die Janitscharen der Türkei über den Wall slawischer und ungarischer Waffen hinwegstürmend zur Zeit ihrer Macht im Herzen des wehrlosen Europas eingefallen wären.

Worum die Ungarn im Südosten, darum haben die Russen im Nordosten Europas sich verdienstlich gemacht. Rauh und wild war die Hand eines Iwan des Schrecklichen; doch sie war dem Charakter seiner Gegner angemessen und nach der Einnahme von Kazan und Astrachan stauten sich die Fluten der von Zentralasien und Sibirien hereingebrochenen ural-altaischer Kriegshaufen und wälzten sich allmählich gegen die Steppenheimat zurück. Hiermit hat Rußland seinen ersten Erfolg, allerdings mit einem blutigen Griffel in den Annalen der Weltgeschichte eingetragen. In den späteren Begebenheiten, eine Folge der errungenen Vorteile, sehen wir, wie der Tummelplatz früherer Nomaden sich langsam aber stetig in ein Kulturgebiet mit Städten und Dörfern umgestaltet, wie Handel und Wandel sich allmählich Bahn bricht, und wie ganz Südrußland, wo in der

Vergangenheit Chazaren, Petschenegen, Madscharen, Kumanier, Kazaken und Turkomanen sich nach Herzenslust herumgetummelt, aus der Wüstenei und Verödung als Kulturrayon hervorgegangen ist. Ähnlichen Metamorphosen begegnen wir überall, wo Rußlands Macht vorgedrungen und wo sein Zepter Ruhe und Ordnung, die erste Vorbedingung zum Kulturleben, hergestellt hat. So ist der Kaukasus, wo Völkerfragmente verschiedener Abkunft und verschiedener Glaubensbekenntnisse jahrhundertelang in blutiger Fehde sich bekämpften, in der Neuzeit doch schließlich zur Ruhe gebracht worden. Ich erinnere mich selbst noch der Zeit, als Scheich Schamil, der heilige Chef der Lesghier, von seiner Feste Gunib aus den Kampf für Freiheit und Glauben gegen die Russen geleitet, und im Westen aus gewissen politischen Gründen verherrlicht worden ist. Noch sehe ich vor mir, wie Abchazen, Addigi, Tschetschenzen und andere Tscherkessen in Konstantinopel im Stadtviertel von Topchane mit kleinen Schiffen aus Sochum Kale und Anapa von den Ufern des trügerischen Euxinus landeten, um die zum Sklavenhandel mitgebrachten Kinder, junge Knaben und Mädchen, in den Harems der Efendi und Paschas zu verschachern.[1]) Von diesen problematischen Freiheitshelden Zirkassiens, die in Europa seinerzeit gefeiert wurden, ist heute keine Spur mehr vorhanden; denn Rußland hat Ordnung gemacht. Die Batum—Bakubahn durchzieht einen Teil der ehemaligen Raubnester, und wenngleich die Karapapak, Terekme und andere halbnomadischen Türken Transkaukasiens in die russische Ordnung noch nicht gänzlich eingefügt worden sind, so ist die Zeit der Frei-

[1]) Siehe diesbezüglich meine „Sittenbilder aus dem Morgenlande", Berlin 1876. Seite 25—26.

beuterei hier doch schon längst vorüber und die Pazifikation des ganzen kaukasischen Gebietes gehört zu den vollendeten Tatsachen.

Und was soll ich erst zu der von den Russen geschaffenen Lage in Zentralasien sagen, ich, der dieses alte Nest asiatischer Barbarei und Wildheit in seinem Urtypus gesehen und die dort stattgehabten Veränderungen nun um so mehr anstaunen muß? Als ich im Gewande eines Bettelmönches von meinem Zelte an den Ufern des Görgen oder Etrek den Blick gegen das östlich gelegene Tekkegebiet wandte und die Orte Kizil Arwat, Göktepe, Aschkabad und Merw nennen hörte, da durchbebte mich ein Gefühl des Schreckens und der Angst, ob der fürchterlichen Schilderungen dieser Räubernester, und im fernen Blau, welches die dortigen Berge umhüllte, sach ich nur mit Ketten beladene Sklaven und Gestalten des Elends herumschleichen. Heute ist in den meisten dieser Orte Ruhe und Sicherheit eingezogen. Vor mir liegt die in Aschkabad täglich erscheinende Zeitung „Zakaspiskoe Obozrjenie" (Transkaspische Rundschau), in welcher europäische und amerikanische Kaufleute Modeartikel und die neuesten Erzeugnisse der modernen Kunst und Industrie annoncieren. Im Aschkabader Knaben- und Mädchengymnasium werden klassische Literaturen und europäische Wissenschaften vorgetragen; es gibt ein Klubleben, Theatervorstellungen, Konzerte usw.; mit einem Worte, in dieser heute 21 400 Seelen zählenden Stadt erinnert nichts daran, daß hier vor vierzig Jahren noch jenes asiatische Leben geherrscht, wie zur Zeit Dschengiz Khans und daß dieser Wohnort der Liebe,[1]) lucus a non lucendo, von jeher als der

[1]) Die Wortbedeutung von Aschk-abad ist Ort der Liebe, doch muß hier aschk = Liebe mehr im sufischen Sinne, d. h.

Sitz der grimmigsten Feindschaft und des Hasses bekannt gewesen.

Von den großartigen Veränderungen im eigentlichen Turkestan, d. h. in den Städten Taschkend, Samarkand, Endidschan, Mergolan, Chokand und Namengan ließe sich noch viel mehr erzählen. Dort, wo ich in den Straßen zaghaften Schrittes Hymnen singend und Segen spendend umhergegangen, dort zieht heute der abendländische Tourist mit seinem Kodak umher und macht Momentaufnahmen, und der tollfanatische Eingeborene, den ehedem das Wort „Kafir" (Ungläubige) in Berserkerwut versetzte, macht nun dem christlichen Fremden ergebene Reverenzen und gebärdet sich mit Stolz, wenn er einige russische Wörter aussprechen kann.

Ich könnte ganze Seiten anfüllen, wollte ich den grellen Kontrast zwischen dem Zentralasien, das ich kennen gelernt, und dem Zentralasien von heute schildern. Doch diese wenigen Züge, glaube ich, sind hinreichend, um den Leser zu überzeugen, daß ich die von den Russen in Zentralasien und anderswo geschaffene neue Sachlage keinesfalls ignoriere oder unterschätze, sondern im Gegenteil, daß ich ihrem Wirken überall und immer das wohlverdiente Lob nicht vorenthalte. Nichts wäre sträflicher und verächtlicher als aus persönlicher Gehässigkeit oder aus politischen Rücksichten in unserem Urteile über das Tun und Wirken eines Staates, dessen Institutionen und Tendenz uns mißfallen, uns leiten zu lassen. Das hieße die Kritik der gesunden Vernunft auf den Kopf stellen und der Gerechtigkeit Tür und Tor versperren. Nein!

Liebe zu Gott und zum Glauben ausgelegt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat hier in der Vergangenheit irgend ein turkomanischer Heiliger sich aufgehalten.

Einen solchen Fehler darf der unparteiische Forscher bei seinem vergleichenden Studium auf dem Gebiete der Kulturmissionen einzelner europäischer Völker nicht begehen. Unsere Auffassung in politischen Tagesfragen darf bei der Beurteilung der Qualität der Kulturmissionen und der Kulturerfolge nicht maßgebend sein. Wir wollen und müssen den Russen bereitwilligst zugestehen, daß sie im moslimischen Osten Erhebliches geleistet und um den Fortschritt der Menschheit sich gewissermaßen Verdienste erworben haben. Doch darf andrerseits nicht außer acht gelassen werden, daß speziell Rußland, was sein eigenes Kulturleben anbelangt, noch lange nicht jenen Grad der Vollkommenheit besitzt, mittels dessen es als Repräsentant des echten und unverfälschten Geistes unserer modernen abendländischen Bildung tätig sein kann. Die russische Kultur ist nur halbeuropäisch und noch immer halbasiatisch, und wenn das moderne Rußland auch einige achtunggebietende große Geister hervorgebracht, im großen und ganzen ist diese Kultur nur halbfertig, daher keinesfalls so weit gereift, um anderen ganz oder halb barbarischen Gesellschaften als Zivilisator erfolgreich vorstehen zu können. Diese Unfertigkeit und dieses Fehlen einer ausgesprochenen Tendenz machen sich um so fühlbarer, wo eine fremde neuere Kultur mit einer auf ihre alte Bildungswelt eingebildeten, jeder Neuerung feindlich gegenüberstehenden Gesellschaft, im Kampfe liegt, wie dies bei den Asiaten der Fall ist. Es war bisher vielfach die Ansicht vertreten, daß die von uns gerügte Halbheit eben die beste Qualifikation für das zivilisatorische Wirken der Russen sei, und daß letztere, als minder schroff den Asiaten gegenüberstehend, die

Lehrerrolle hätte besser führen können. Nun ist aber dieser Irrtum durch die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte klar dargelegt worden, denn wenn wir uns nach den Geschicken jener Völkerschaften umsehen, die seit den ersten Siegen Iwans des Schrecklichen unter russische Vormundschaft geraten sind, so werden wir sehen, daß die russische Führerschaft ihnen nicht nur nicht gefrommt, sondern geradezu geschadet hat, indem sie, der Hoffnung und der Möglichkeit eines Fortschrittes auf dem Felde der nationalen Kultur beraubt, auch auf dem fremden und neuen Gebiete der Bildung nicht vorwärts gekommen sind.

Eine Veränderung, eine Wendung zum Besseren war bei den Asiaten unter Rußland im besten Falle nur durch ein gänzliches Aufgeben der nationalen Individualität, durch ein Aufgehen im Gros des herrschenden Elementes, d. h. durch Russifikation möglich, und weil der russische Staat immer und überall nur eine solche Vergewaltigung und Absorption im Schilde führte, deshalb hat sein Kulturwerk nur die Reihen des Russentumes geschwellt, und die einzelnen Völker, vor den Absichten ihrer fremden Herren stutzig gemacht, waren um so mehr auf ihrer Hut, weil sie den Übertritt aus einer Bildungswelt in die andere mit ihrer nationalen Vernichtung bezahlen mußten. Darf es wundernehmen, wenn einzelne Völkerstämme diesen hohen Preis zu erlegen und in dieses grausame Schicksal sich zu fügen verweigert, und den Versuchen der Russifikation konsequent widerstehend, lieber dem langsamen Siechtum verfallen sind? Nein! Kein Volk, selbst das asiatische nicht, wo die Nationalitätsidee durch die Religion ersetzt wird, pflegt freiwillig in die Hallen des Todes einzutreten und seiner nationalen Individualität zu entsagen. In Berücksichtigung dieses Umstandes

wird es erklärlich, wenn die moslimischen Türken an der unteren Wolga, in der Krim und im Kaukasus sich nirgends leichten Herzens von jener Bildung und Weltanschauung entfernt haben, in welcher sie sich zur Zeit ihrer Unterjochung durch die Russen befanden, und wenn, wie vorauszusetzen ist, dieser Fall auch in Zentralasien eintritt. Wir sehen wohl einzelne Moslimen Südrußlands, die vollkommen europäisch gebildet, in kritische Beleuchtung der östlichen und westlichen Welt sich einlassen, und wir staunen nicht wenig, wenn Tataren, Lezghier und andere über unsere Philosophen, Historiker und Dichter ein Urteil fällen. Doch einzelne Ausnahmen können hier nicht in Betracht kommen, denn wenn auch die Söhne so manch vornehmer Moslimen auf dem Wege durch die Schule des Kadettenkorps in die russische Kirche gelangt sind, und wenn Tataren, Baschkiren und Kalmücken nach Verlassen der russischen Gymnasien und Universitäten in kulturgeschichtliche Erörterungen sich einlassen, so hat dies auf die Massen der Mohammedaner im Zarenreiche noch gar keine Wirkung gehabt. Vom wahren Bildungslichte des Westens, von unseren Prinzipien der Freiheit und Gleichheit ist zu ihnen nur ein schwacher Strahl gedrungen; sie sind wie ehedem beseelt von tiefem Haß und Abscheu gegen das Christentum, als die sie unterdrückende und quälende Macht, und im abendländischen Einflusse, der berufen ist, die Menschheit im zurückgebliebenen Asien zu veredeln, zu beglücken und zu befreien, sehen sie nur die Hauptursache ihres Elends und Verkommenheit.

Wer Rußlands Einfluß auf den moslimischen Osten ohne genügende Sachkenntnis und mit Voreingenommenheit beurteilt, der pflegt sich damit zu vertrösten: daß die russische Halbkultur den

mannigfachen Schäden der asiatischen Bildungswelt vorzuziehen und demgemäß als ein Fortschritt auf dem Wege der Besserung zu betrachten sei, denn es heißt: das Bessere ist oft ein Feind des Guten. Ja, wenn wir aber erwägen: wie groß, wie weit und wie mühsam der Umweg ist, welchen der Asiate zurücklegen muß, bevor er auf der sogenannten russischen Verbindungsstraße zum wahren Quell der modernen Bildung gelangen kann, so werden wir von diesem Übergangsstadium auch schon deshalb nicht besonders entzückt sein, weil der russische Staat nicht zivilisieren, sondern bloß erobern, nur absorbieren, alles seinem nationalen Moloch aufopfern und nur sein Machtgebiet erweitern will. Es mag ja eine Zeit kommen, wenn einmal dieser slawische Moloch die fremdethnischen Elemente verzehrt und verdaut hat, wo auch Rußland, auf dem Wege der Freiheit und Bildung fortschreitend, zum echten Repräsentanten der westlichen Welt sich herauswächst, und in Asien als Reformator, als Retter der bedrückten Menschheit auftritt. Leider ist aber dieser Zeitpunkt noch sehr fern, und bis derselbe eintritt, müssen die angesammelten rohen Kräfte in der Hand einer autokratisch-despotischen Regierung die freiheitliche Entwickelung des russischen Staates hemmen, wie auch der Ruhe und dem Fortschritt des von einer Übermacht stets bedrohten Europa gefährlich werden.

Der russische Kultureinfluß auf das moslimische Asien kann nach all dem Gesagten wohl nur den russischen Staatsinteressen frommen, auch dem russischen Handel und der Industrie Vorschub leisten; für den Mohammedaner selbst aber ist dieser Einfluß auch schon deshalb von problematischem Werte, weil er für ihn den hohen Preis einer Entnationalisierung bezahlen

muß. Das heutige Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten wird noch in der weiten Zukunft unverändert bleiben. In dem südlichen Grenzrayon des Zarenreiches befindet sich die moslimische Bevölkerung den Slawen gegenüber in stark überwiegender Majorität, und selbst dort, wo der Islam die Minorität bildet, geben Armenier und andere Christen, aber nicht Russen den Ausschlag. Von der nach dem Zensus von 1897 geschätzten Gesamtbevölkerung von 128 924 289 Seelen gehören 13 889 421 dem mohammedanischen Glauben an, und das Zahlenverhältnis zwischen Christen und Moslimen in den einzelnen Gubernien der Südgrenze gestaltet sich folgendermaßen:

						Mohammedaner	gegenüber	Christen
Es	stehen	im	Bezirke	von	Kars	145 781	„	492 95
„	„	„	„	„	Eriwan	352 351	„	17 848
„	„	„	„	„	Tersk	484 462	„	318 776
„	„	„	„	„	Dagestan	540 960	„	17 313
„	„	„	„	„	Elisabetpol	552 632	„	10 016
„	„	„	„	„	Uralsk	478 695	„	109 533
					Summa	2 556 881	„	422 781[1])

und im eigentlichen Mittelasien, d. h. in den Bezirken von Fergana, Syr-Darja, Semirjetsche, Samarkand und Transkaspien leben 196 311 Christen unter 6 251 836 Mohammedanern, folglich 3,72 % der herrschenden Klasse gegenüber 95,63 ½ der Beherrschten. Außer den erwähnten Orthodoxen gibt es noch in Mittelasien

Sektierer . . . . . 3838[2])
Katholiken 10798

[1]) Bei den hierorts erwähnten Christen sind nicht nur Slawen, sondern Armenier und andere christliche Seelen inbegriffen, so daß die Minorität der orthodoxen Slawen gegenüber den Bekennern des Islam um so auffallender wird.

[2]) Die hier angeführten statistischen Angaben sind dem früher erwähnten „Turkestanski Kalendar" vom Jahre 1904 entnommen.

Protestanten	3880
Andere Christen	4831
Juden	10613
Summa .	33960

folglich zusammen 230271 Nichtmohammedaner, was in Anbetracht der verhältnismäßig kurzen Zeit der russischen Herrschaft in Zentralasien auf eine allerdings beträchtliche Anzahl von Fremden hindeutet, im ganzen genommen aber zum Faktor einer Umgestaltung oder Zersetzung der Urbevölkerung des eroberten Gebietes sich kaum herauswachsen kann.

Wenn wir daher auch zugeben, daß die russische Einwanderung in Turkestan eine weit größere Dimension angenommen, als z. B. in Kaukasus, und in der Zukunft auch noch anwachsen wird, so ändert dies wenig an unserer früheren Behauptung bezüglich des Fortbestandes des heutigen Verhältnisses, d. h. Turkestan und die moslimische Bevölkerung wird voraussichtlich noch lange, lange als Partes adnexae des Zarenreiches gelten und im ethnisch-slawischen Meere keinesfalls untergehen. Hier kann die Absorptionsfähigkeit des russischen Elementes nicht mit jenem Erfolge wirken, der ihm in Sibirien zuteil geworden, wo es, wie schon angedeutet, sechs Siebentel der Gesamtbevölkerung in nationaler Hinsicht absorbiert hat. Es steht für das Russentum auch nicht jener Erfolg in Aussicht, den es im Kampfe mit dem turko-tatarischen Elemente im Südwesten, namentlich in Kazan, Astrachan und in der Krim erreicht hat; denn erstens ist das Türkentum hier viel zu zahlreich, um von der Minorität der Herrscherklasse verschlungen werden zu können. Zweitens

steht Rußland hier einer kompakten Masse fanatischer Moslimen gegenüber, die, ringsherum von Glaubensgenossen umgeben, jedwelchem Versuche der orthodoxen Kirche mit größerer Zähigkeit widerstehen werden, als dies seitens der Mohammedaner Kazans, Astrachans und der Krim der Fall gewesen. Drittens ist Turkestan durch den Steppengürtel vom Mutterlande getrennt, und die russische Kolonisation kann hier nicht so leicht von statten gehen, wie an der unteren Wolga, wo die territorialen und klimatischen Bedingungen viel günstiger waren. Im besten Falle wird aus der russischen Besitzung in Turkestan ein zumeist nach dem Süden vorgeschobener Grenzposten des Zarenreiches werden, eine Akquisition, durch welche das unter slawische Herrschaft gelangte Gebiet ural-altaischer Völker seine Abrundung erhält, indem von da weiter die Menschheit arischer Abkunft beginnt, deren Geschick und kulturelle Umgestaltung in die Hände einer anderen Macht gelangt ist. Im Interesse des Friedens und der Zivilisation ist es zu wünschen, daß die beiden Kulturträger, da sie nun in unmittelbare Nachbarschaft geraten sind, in Friede und Eintracht das von ihnen begonnene Werk zum Wohl der Menschheit fortsetzen mögen.

Der Kultureinfluß Englands.

I.

Nachdem wir im ersten Teile dieser Arbeit das Vordringen des Slawentums von Norden nach Süden geschildert und dessen Kultureinfluß auf den moslimischen Teil Asiens tunlichst beleuchtet haben, wollen wir uns nun mit dem zweiten Kulturträger des Abendlandes in der mohammedanischen Welt, d. h. mit Englands Auftreten in Indien befassen, einer Macht, die in entgegengesetzter Richtung, nämlich vom Süden Asiens nach dem Norden vorgedrungen war. Nicht nur in der geographischen Richtung des Eroberungszuges, sondern auch in der Individualität, in den zur Anwendung gebrachten Mitteln und in den ihnen vorschwebenden Endzielen unterscheiden sich beide von einander. Die Großfürsten von Moskau traten, nachdem sie das Joch der Goldenen Horde abgeschüttelt, als Rächer und Vergelter der erlittenen Unbill und als Eroberer des feindlichen Gebietes auf, und es war eigentlich ein Kampf, den das orientalische Christentum gegen den Islam und gegen das kriegerische Element der Ural-Altaier führte. Im Grunde genommen war dies ein staatliches Unternehmen im eigentlichen Sinne des Wortes, während in England eine Handelsgesellschaft mit privaten Mitteln, aus eigenem Antrieb, auf eigene Gefahr und ohne im entferntesten auf Landes-

eroberung zu denken, auf den trügerischen Wellen des Meeres nach dem fernen Osten hin ausgezogen war. Diese Handelsgesellschaft bestand ursprünglich aus 125 Aktionären mit einem Stammkapital von 70 000 Pfd. Sterling, welche Summe später auf 400 000 erhöht wurde,[1]) und in dem Freibriefe, den Königin Elisabeth am 31. Dezember 1600 den am Unternehmen beteiligten Kaufleuten erteilt hatte, hieß es wörtlich: „that they, at their own adventures, Costs and Charges, as well for the Honour of this our Realm of England . . . . . might adventure and set forth one or more Voyages, with convenient Number of Ships and Pinnaces by Way of Traffic and Merchandize to the East-Indies" .. usw.[2])

Nachdem Vasco da Gama das Kap der guten Hoffnung umschifft und im Mai 1498 vor Calicut gelandet war, fand im Abendlande die Wundermär von den reichen Schätzen Ostindiens immer mehr und mehr Verbreitung, und wenngleich die Portugiesen nahezu hundert Jahre lang die alleinigen Beherrscher des indischen Küstengebietes blieben, so hatte doch der Durst nach Reichtümern und Abenteuern bald auch noch andere seefahrende Nationen angespornt.

Holland, der größten europäischen Seemacht im XVII. Jahrhundert, gelang es zuerst das portugiesische Monopol zu brechen, und in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts hatte die „Holländische

---

[1]) The Indian Empire, its Peoples, History and Products by Sir William Wilson Hunter. New and revised Edition (the third). London 1893. Seite 428.

[2]) The Government of India. Being a digest of the Statute-Law relating thereto. With historical Introduction and illustrative Documents by Sir Courtenay Ilbert. K. C. S. J. Oxford 1898. Seite 466.

Ostindien-Gesellschaft" sich schon in Indien, Ceylon, Sumatra und im Persischen Golf festgesetzt.[1]) England, das nach dem Siege über die spanische Armada im Jahre 1588 frei aufzuatmen begonnen hatte, konnte natürlich hinter den damaligen seefahrenden Nationen des Abendlandes nicht lange zurückbleiben, und auf die abenteuerlichen Fahrten einzelner Engländer hin hat die obenerwähnte Handelsgesellschaft ihre Tätigkeit in Indien begonnen. Im harten Kampfe gegen die früher in Indien erschienenen europäischen Rivalen konnten die Engländer nur äußerst langsam vorwärts kommen; denn obgleich es sich anfangs nur um die Sicherung einiger Faktoreien gehandelt hatte, und der Gedanke eines Ländererwerbes fast gänzlich ausgeschlossen war, so hatte das Vorgehen der Portugiesen und Holländer, die unter dem Schilde kommerzieller Absichten größere Gebiete erworben hatten, auch bei den Engländern die Lust nach Eroberungen erweckt und zum Mißtrauen seitens ihrer Rivalen Anlaß gegeben. Erst nach dem 1619 zwischen Engländern und Holländern geschlossenen Vertrage vermochten erstere sich etwas freier zu bewegen, und wenngleich dieser Vertrag von den Holländern 1620 wieder gebrochen wurde, so hatten die Engländer doch schon zu jener Zeit an mehreren Punkten des indischen Festlandes Fuß gefaßt. So datiert die Gründung der Faktorei von Surat aus dem Jahre 1612. Hierauf folgte die Faktorei von Mucha (1618), von Jask (1619), von Armagaon (1626), von Masulipatan (1632), von Balasor und am Hughli (1640), während Bombay 1661 von den Portugiesen an die Engländer abgetreten und Kalkutta 1686 gegründet wurde.

---

[1]) The Indian Empire. Seite 425.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den schon so oft und meisterhaft geschilderten geschichtlichen Fortgang der englischen Eroberungen in Indien zu erzählen.[1]) Dem uns vorgestreckten Ziel entspricht es besser jene Ursachen zu beleuchten, welche den Engländern zum endgültigen Sieg und zur Gründung eines Reiches verholfen haben, das heute mit Recht als ein Weltwunder angestaunt wird, und mit dem verglichen die Großtaten Roms und Alexanders des Großen, wie ein Kinderspiel sich ausnehmen.

Vor allem die Frage: warum gerade England und nicht Portugal, Holland und Frankreich, die doch früher auf dem Felde erschienen sind und mit Erfolg gewirkt haben? In unserer diesbezüglichen Antwort kann hervorgehoben werden, daß die Portugiesen, deren Nationalcharakter aus dem Kampfe mit den Mauren hervorgegangen ist, nicht als Kaufleute, sondern als Raubritter und Kreuzzügler aufgetreten waren und, jeden Heiden als Feind Portugals und Christis betrachtend, ihre Eroberungen in Indien mit einem Fanatismus und mit einer Grausamkeit kennzeichneten, die selbst die

[1]) Zu den bekanntesten Geschichtsquellen auf diesem Gebiete gehören unter anderen folgende Werke:

1. The History of the British Empire in India by Edward Thornton. London 1841. (Sechs Bände.)

2. The History of the British Empire of India from the appointment of Lord Hardinge to the political extinction of the East-Indian Compagny 1844 to 1862, forming a sequel to Thorntons History of India by Lionel James Trotter. In two Volumes. London 1866.

3. The History of India. The Hindu and Mahometan Periods by the Hon. Mountstuart Elphinston. Sixth Edition with notes and additions by E. B. Cowell. London 1874.

4. The Rise and Expansion of the British Dominion in India by Sir Alfred Lyall. London 1894.

5. The Expansion of England, two courses of Lectures by J. R. Seeley. London 1884. (Nur teilweise auf Indien bezüglich.)

Taten eines Pizzaro und Cortes in Amerika in Schatten stellen. Außerdem war der Handel Indiens ein Monopol der portugiesischen Krone, deren Beamten aus persönlicher Habsucht die Untergebenen auf jede Weise mißhandelten und unterdrückten, und wenn wir hinzufügen, daß die christlich-katholischen Missionare es nicht scheuten, im Dienste ihrer Kirche die gewaltsamsten Mittel anzuwenden, und daß diese frommen Männer ebenfalls es mehr auf die Schätze als auf die Seelen der Hindostaner abgesehen hatten, so wird es wohl leicht begreiflich sein, daß Portugals Macht den Samen des Verfalles und des Unterganges in sich trug und schon früh verschwinden mußte. Schon gegen Mitte des XVII. Jahrhunderts hat Portugal in Indien zu zählen aufgehört, und seine fernere politische Existenz war, wie W. W. Hunter[1]) richtig bemerkt: „eine erbärmliche Chronik des Stolzes, der Armut und der hochtrabenden Titel". Was von ihrer Macht in Indien zurückgeblieben, beschränkt sich auf den Inhalt des Heldengedichtes der „Lusiade", auf die Totenliste der Inquisition, auf die Bekehrung einiger ärmlicher Angehöriger der Halbkaste und auf drei kleine Flecken Landes an der Küste von Bombay.[2])

Was die Holländer anbelangt, so sind sie mit mehr Umsicht, Ausdauer und Tüchtigkeit aufgetreten; ihre Seemacht war im XVII. Jahrhundert die größte in der Welt, dem entsprach auch ihre Machtstellung in den asiatischen Gewässern und an so manchen Punkten Indiens und Südpersiens, und hätte ihnen nicht ein so ebenbürtiger Gegner, wie England, gegenübergestanden, ihr Prestige wäre gewiß

[1]) Ibid. Seite 423.
[2]) Ibid. Seite 440.

nicht so leicht zum Weichen gebracht worden. Beschleunigt worden ist der Sturz der Holländer in Indien durch den kleinlichen Krämergeist ihrer Politik und Sir W. W. Hunter hat so ziemlich recht, wenn er sagt: „So wie die Phönizier haben auch die Holländer keine noch so grausame Handlung gescheut, um ihre Rivalen aus dem Felde zu schlagen, nur daß sie ungleich den Phöniziern sich nie bemühten unter den Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, ihre Zivilisation zu verbreiten." [1])

Mit den Franzosen konnten die Engländer jedoch nicht so leicht fertig werden. Französische Handelsgesellschaften waren schon 1604 in Indien aufgetreten; ihre Handelsinteressen dehnten sich allmählich auf verschiedene Punkte des Festlandes und der benachbarten Inseln aus, doch es fehlte an gehöriger Unterstützung seitens der Zentralregierung; denn nur anfangs hatte Colbert die Wichtigkeit der Faktoreien aufgefaßt, später wurden die früher erlassenen Dekrete und bewilligten Privilegien aufgehoben, und die Assemblée Nationale von 1790 machte schließlich das Fortbestehen der französischen Machtstellung in Indien ganz unmöglich. Ihre tüchtigsten Männer, die sie dahin ausgeschickt, fielen als Opfer eines leichtsinnigen Volkes und eines lasterhaften Hofes, dessen Minister und Maitressen für die Koloniolpolitik wenig Interesse und noch weniger Verständnis hatten. Diese Leichtfertigkeit der französischen Kolonialpolitik ward den Engländern auch schon deshalb zum großen Vorteile, weil einzelne Franzosen als gefährliche Rivalen an den Höfen der den Engländern feindlich gesinnten eingeborenen Fürsten oft sehr einflußreiche Stellungen ein-

[1]) Ibid. Seite 426.

nahmen und weil die früheren Gouverneure, wie Dumas und Dupleix, nicht nur als tüchtige Soldaten, sondern auch als ausgezeichnete Verwalter sich hervorgetan und den Engländern recht viel zu schaffen gemacht hatten. Als die Engländer ihre Macht schon ziemlich begründet hatten, d. h. gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, standen französische Abenteurer an der Spitze der Armeen der englisch-feindlichen indischen Fürsten. Die Soldaten der Maratha-Verbindung waren von Franzosen gedrillt; der gefährliche Gegner Tippu Sultan von Mysre unterhielt mit dem Direktorat in Paris eine geheime Korrespondenz und trat als „Citoyen Tipü" in einen republikanischen Klub von Paris ein, und schließlich hatte Napoleon I. nichts weniger als die Eroberung Indiens geplant, um seinen Erzfeinden hier den Todesstoß versetzen zu können. Zum Glück für die Engländer war das Interesse der Franzosen für Indien am Ende des XVIII. Jahrhunderts beinahe gänzlich erschlafft und eine nationale Begeisterung für die Sache hat eigentlich nie existiert. Nach der Niederlage Lallys bei Wandewasch, der wegen seines Mißerfolges in Paris hingerichtet wurde, wurden bald einzelne Regimenter aus den Besitzungen zurückgezogen ohne durch neue Nachschübe ersetzt zu werden, und als nach der mittlerweile ausgebrochenen französischen Revolution die Republik den Engländern den Krieg erklärt hatte, konnte der hochtrabende Plan des korsischen Welterschütterers nur als ein höchst abenteuerliches Unternehmen aufgefaßt werden.

Nun, all diesen Gefahren und Widerwärtigkeiten gegenüber haben die Engländer dennoch den Sieg errungen, und zwar erstens durch das glückliche Zusammentreffen solcher Begebenheiten auf dem Felde der Politik in Europa und in Asien, die gehörig ver-

wertet, den gewünschten Erfolg ermöglichten; zweitens, kraft jener im Nationalgeiste der Briten ruhenden, von ihrer geschichtlichen Entfaltung ausgehenden und von ethischen sowohl als gesellschaftlichen Bedingungen unterstützten und geförderten Eigenschaften, durch die in der ganzen abendländischen Welt das englische Volk am meisten sich hervortut. Man muß eben die Einzelheiten der außerordentlichen Kämpfe und Bemühungen eines Clive und Hastings kennen und nach Gebühr würdigen, um in der zähen Ausdauer und Granitfestigkeit des englischen Charakters jenen Faktor zu erkennen, der das früher erwähnte Weltwunder der englischen Herrschaft über Indien geschaffen hat. In dieser Beziehung kann ich mit Prof. Seeley nicht übereinstimmen, der behauptet, daß der Erwerb Indiens blindlings zustande gekommen, und daß unter allen Großtaten, die der Engländer je vollbracht, nichts so unabsichtlich und so zufällig sich vollzogen habe, wie die Eroberung Indiens.[1])

Ich will gern zugeben, daß die Ostindische Kompanie von Anfang her nichts als die Geschäftsbilanz vor Augen hatte, daß sie an den Erwerb territorialen Besitzes wenig oder gar nicht gedacht, und daß die mannigfachen Kriege mit den einheimischen Prinzen ihr sozusagen aufgedrungen worden sind. Doch wer in der Welt wollte und könnte behaupten, daß Clive und Hastings, die eigentlichen Begründer der englischen Macht in Indien, den anarchischen Zuständen, die nach dem Tode Aurengzibs im Reiche der Mogulen Platz griffen und mit dem

[1]) The Expansion of England by J. R. Seeley. London 1884.

Verfalle der Dynastie ganz neue staatliche Gestaltungen und Umwälzungen ins Leben riefen — mit kalter Gleichgültigkeit gegenüberstanden? Wer wollte es bezweifeln, daß die Stellung und das Ansehen, das die Franzosen auf verschiedenen Punkten erlangt hatten, auf die Engländer aneifernd und ermunternd gewirkt, und daß die Kurzsichtigkeit und Kopflosigkeit der in den Vordergrund tretenden indischen Thronprätendenten und Glücksritter an dem Heroismus, patriotischen Geist und Ehrgeiz der englischen Befehlshaber spurlos vorübergegangen seien? Als ein nicht minder mächtiger Hebel muß auch die persönliche Geldsucht mitgespielt haben. Indien war von jeher in Asien und in Europa als das Land der Reichtümer und Schätze berühmt, und wenn dieser Ruf Mahmud von Ghazni, die Mongolen, den lahmen Weltstürmer aus Samarkand und Nadir Schah zum Zuge nach dem Süden verlockt, so darf es nicht wundernehmen, wenn die Bediensteten der englischen Handelsgesellschaft vom Glanz der Goldfüchse angezogen, systematische Eroberungspläne verfolgten. Die Geschichte erzählt, daß Mir Dschafar, den Clive 1757 als Vizekönig in Murschidabad eingesetzt, die Verluste der Kompagnie mit zehn Millionen Rupien vergüten mußte, außer den persönlichen Gratifikationen, die an Clive und andere Offiziere und Beamten verliehen wurden. Die an die englischen Vasallen gestellte Forderung belief sich auf 2 967 750 Pfd. Sterling, doch bezahlt wurden nur 1 238 575 Pfd., also kaum die Hälfte.[1])

Es wäre ein eitles Beginnen, den Erfolg der Engländer in Indien dem Geratewohl oder dem blinden Zufalle

[1]) W. W. Hunter. Seite 451. Nach Mills History of British India. Vol. III. Seite 367—368.

zuzuschreiben. Jedweder, wenn noch so geringe Erfolg hätte den Engländern die Überzeugung beibringen müssen, daß sie mit ihren Bestrebungen auf ein Gebiet geraten waren, wo Beharrlichkeit und Ausdauer zu großen Resultaten führen konnten, und wo ohne Berücksichtigung des leitenden Prinzips der „East-Indian-Company" nicht nur eine günstige Handelsbilanz, sondern auch territorialer Besitz, ja schließlich ein Reich gewonnen werden konnte. Ohne in weitläufige Spekulationen uns einzulassen, dürfen wir nicht jene politischen und ethnischen Momente außer acht lassen, die dem aus Europa eindringenden Eroberer Vorschub leisteten. Es war nämlich Indien, in dem die Repräsentanten des aus dem Zeitalter der Renaissance verjüngt hervorgegangenen abendländischen Geistes mit dem damals vom abendländischen Einflusse noch unberührt gebliebenen Morgenlande zuerst in Berührung kamen. Auf den Gefilden Indiens fand der erste Kampf zwischen dem modernen Europa und dem alten Asien statt; denn in den Kämpfen der Slawen gegenüber Türken, Mongolen und Ugriern war unsere Welt durch das nur halbeuropäische Russentum vertreten; sie waren eher als ein Ringen zwischen dem Doppelkreuze und dem Halbmonde zu bezeichnen. Auch in unseren Kriegen mit den Osmanen kam der Gegensatz zwischen den beiden Welten nicht zum vollen Ausdruck, weil letztere bezüglich ihres ethnischen Ursprunges mit arisch-christlichen Elementen durchtränkt, nicht als unverfälschte echte Asiaten genommen werden können.

Indien war von jeher der Ursitz echt asiatischer Denkungsweise; seine Religion, seine Dichtung, seine Sitten und Gebräuche und auch seine Künste haben vor dem Auftreten Mohammeds nach Westen und nach Osten hin Verbreitung gefunden, und all die Fehler und

Gebrechen, denen wir heute in der Gesellschaft und in der Regierung der west- und mittelasiatischen Welt begegnen, waren den Völkern und Herrschern Hindostans[1]) ureigen. Wenn wir daher auf Grund orientalischer Geschichtsquellen von der Macht, von den Reichtümern, von der Ordnung, von der Gerechtigkeit und von der Größe des Mogulenreiches in überschwänglichen Ausdrücken lesen, so dürfen wir hierbei nicht den Maßstab modern europäischer Staatsmacht und Staatsordnung anlegen. Das liest sich alles recht schön in den bombastisch geschriebenen orientalischen Geschichtsquellen; doch nach meiner lebenslangen Erfahrung in den inneren Verhältnissen des moslimischen Ostens kann ich die Vermutung nicht unterdrücken, daß selbst während der Glanzperiode eines Akbars (1556—1605), Dschihangirs (1605—1627) und Schahdschihans (1627—1658) die Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Rechtspflege noch lange nicht eine solche gewesen, in deren Schutz die Untertanen der indischen Halbinsel ungefährdet von der Tyrannei und den Launen ihrer Herrschaft leben konnten.

---

[1]) Hindostan, das Land der Indier, wird heute in folgende Provinzen, Staaten (States) und Agenturen (Agencies) eingeteilt: 1. Ajmere, Merwara; 2. Andamanas und Nicobars; 3. Assam; 4. Belutschistan; 5. Bengal; 6. Berar; 7. Bombay (mit Sindh und Aden); 8. Burma; 9. Zentral-Provinzen; 10. Coorg; 11. Madras; 12. Nordwestliche Provinzen (bestehend aus gewissen Teilen von Punjab und einigen früher nicht zu Indien gehörigen Distrikten); 13. Punjab; 14. Vereinigte Provinzen von Agra und Oudh. Nicht unmittelbar unter englischer Administration stehen: 15. Ein Teil von Belutschistan; 16. Baroda; 17. Bengalstaaten; 18. Bombaystaaten; 19. Zentralindische Agentur; 20. Zentralprovinzstaaten; 21. Hyderabad; 22. Kaschmir; 23. Madrasstaaten; 24. Mysorestaaten; 25. Pendschabstaaten; 26. Radschputagenturen; 27. Vereinigte Provinzstaaten. (Siehe Statistical Abstract relating to British India from 1891—92 to 1900—01. Amtliche Publikation 1902.)

Asien war seit altersher der Sitz eines grauenvollen Despotismus; auf seinem Boden hat die Pflanze der Freiheit nie aufkeimen können und staatliche Ordnung im heutigen Sinne des Wortes, hat dort nie existiert. In dieser Annahme werden wir nicht nur durch christlich-europäische, sondern selbst durch moslimische Berichterstatter bekräftigt. Wie traurig es im nordwestlichen Indien in den letzten Jahren der Regierung Humajuns ausgesehen, wie die einzelnen Vasallen gegen die Zentralregierung sich fortwährend auflehnten und in steten Bürgerkriegen alles verwüsteten, davon erzählt uns zur Genüge der türkische Reisende Sidi Ali Reïs [1]) Desgleichen war die neunundvierzigjährige Herrschaft des prachtvollen Akbars, ganz entschieden der größte aller Mogulenfürsten, voll innerer Wirren, Kämpfe und Aufstände, und wenn er trotzdem in der Administration, in der Armee und in der Rechtspflege Reformen einführte, so hatte dies alles doch nur einen streng asiatischen Zuschnitt. Die Steuereinnehmer plünderten ungestört den Bauer und den Kaufmann und trotz der Mir-i-Adl (Gerichtsaufseher), der Kadis und Kutwals (Polizeioffiziere) hat Leben und Eigentum in Indien erst unter englischer Verwaltung den gehörigen Schutz gefunden. Nicht viel besser ging es unter Dschihangir, wo Frauenränke, Palastintrigen und stete Kriege alles unterwühlten und das Land der Ruhe beraubten.

Der Verfall des Mogulenreiches konnte nicht lange ausbleiben und der Sohn Dschihangirs, der sich den

---

[1]) Siehe Kapitel VI, VII und VIII in dem von mir veröffentlichten Buche „The Travels and Adventures of the Turkish Admiral Sidi Ali Reïs, in India, Afghanistan, Central Asia and Persia during the years 1553—1556. Translated from the Turkish with Notes". London 1899.

stolzen Namen „Ewreng-zib" d. h. „Pracht des Thrones"[1]) beilegte, war trotz seiner Fähigkeit nicht imstande, den Sturz der Mogulen aufzuhalten. Wie es mit seiner von den Orientalen hoch angepriesenen Regierung ausgesehen, davon gibt François Bernier, sein einstiger Hofarzt, ein nicht besonders erbauliches Bild. Er schildert die gänzliche Unsicherheit des Privatvermögens, die Erpressungen der Steuerbehörden, die Unbeständigkeit der Regierung, den Mangel an Gerechtigkeit, die Tyrannei und die Habsucht des Fürsten, die oft so drückend wird, daß Bauern und Handwerkern selbst die nötigsten Lebensmittel fehlen. Infolge dieses erbärmlichen Systems sind die meisten Städte Indiens aus Erde, Kot und den ärgsten Materialien erbaut, mitunter ganz in Ruinen und verlassen, und alles trägt unverkennbare Spuren des herannahenden Verfalles.[2]) Die aus der Herrschaft einzelner Fürsten übriggebliebenen Prachtbauten von Moscheen, Palästen und Mausoleen, die wir heute als seltene Monumente der Kunst anstaunen, sprechen mehr für die Prunksucht der Fürsten als für den Wohlstand des Volkes.

Die politischen Zustände in Hindostan zur Zeit als die Engländer nach dem Sturz des Mogulenreiches und nach Besiegung ihrer europäischen Rivalen in die Geschicke der dortigen Welt eingriffen, waren daher keinesfalls derartig, daß eine fremde, zielbewußte, mit Energie, Ausdauer und den nötigen Mitteln reichlich versehene Macht ob des Endresultats der begonnenen

---

[1]) Die Engländer schreiben Aurangzib, doch wir halten uns an die persische Aussprache des Wortes, denn Ewreng bedeutet auf persisch Thron und zib = Zierde, Pracht.

[2]) The Rise and Expansion of the British Dominion in India by Sir Alfred Lyall. London 1894. Seite 44—45.

Kämpfe Zweifel hätte hegen können. Uneinigkeit, Anarchie, Rassen- und Glaubenshaß zwischen den einzelnen Machthabern konnten den fremden Eroberer um so mehr anspornen, da Indien nie ein einheitliches Ganze dargestellt, und da die verschiedenen Bestandteile der indischen Halbinsel in ethnischer, sprachlicher, religiöser und gesellschaftlicher Beziehung durch eine tiefe Kluft von einander getrennt sind. Eher könnte man von einer europäischen Nation und einer gemeinsamen europäischen Sprache als von einer indischen Nation und indischen Sprache reden; denn in Europa ist der Unterschied zwischen den einzelnen Zweigen der romanischen, germanischen und slawischen Sprache noch lange nicht so groß, wie zwischen den siebzig Sprachen, die heute von den 294 361 056 Einwohnern Indiens gesprochen werden.[1]) Den ersten Platz unter diesen nimmt das sogenannte Hindi ein, das seinem Ursprunge nach mit dem Sanskrit engstens verwandt ist und in zahlreichen Dialekten von ungefähr 80 000 000 Menschen gesprochen wird. Das Bengalische ist die Sprache von 40 000 000, das Pendschabi von 18 000 000 das Gudscharati von 11 000 000, das Maráthi von 19 000 000 Menschen; während 50 000 000 Hindostaner der Tamil-Dialekte (Támil, Telegu, Kanari und Malay-Alam) und gegen 6 000 000 der Kolarisprachen sich bedienen. Ihrer Haupteinteilung nach zerfallen diese in arische und nichtarische Sprachen, und abgesehen von den dialektischen Verschiedenheiten jeder einzelnen Abteilung ist es wohl einleuchtend, daß ein Dravide von Südindien mit dem Pendschabi oder Bengali sich viel weniger verständigen kann als der

[1]) Die hier folgenden Daten habe ich dem unter folgendem Titel erschienenen Buche: „India, its Administration and Progress by Sir John Strachey. Third Edition. London 1903" entlehnt.

Neapolitaner mit dem Schweden oder Russen, trotzdem beide letztgenannten Arier sind, während von den Erstgenannten der eine der arischen, der andere der ural-altaischen Rasse angehört. Bezüglich der Religionsverschiedenheit stellt der Zensus von 1901 folgende Einteilung auf:

Hindus	207 146 000
Animistiker[1]) . . .	8 711 000
Sikh	2 195 000
Dschaina's	1 334 000
Parsi's	94 000
Buddhisten	9 923 000
Juden	18 000
Christen	2 923 000
Mohammedaner . .	62 458 000

Wer die hohe Bedeutung der Religionen in Asien kennt, wird sich leicht einen Begriff machen von der unüberbrückbaren Kluft, durch welche die einzelnen Anhänger dieser verschiedenen Glaubensbekenntnisse in Indien von einander getrennt sind. Die Religion absorbiert das gesamte geistige Leben der Asiaten, sie überragt das Nationalgefühl, welches fast überall von sekundärer Bedeutung ist, und in Indien, in diesem Hauptsitze der asiatischen Denkungsweise, hat die Religionsverschiedenheit von jeher dem fremden Eroberer auch schon deshalb als wirksamste Waffe gedient, weil der Glaube sich hier in solchem Fanatismus, in solch wilden Ekstasen und Überschwänglichkeiten entfaltet

---

[1]) Unter dem Ausdruck Animismus, der im Zensus von 1901 angenommen wurde, wird der Glaube an die Existenz solcher Seelen oder Geister verstanden, von denen der Mensch sich abhängig fühlt, die er fürchtet, die den Rang einer Gottheit erhalten und Gegenstand seiner Devotion werden. (Siehe Sir John Strachey. Seite 385.)

hat, wie in keinem Teile der alten und neuen Welt. Eine Folge dieser Exzentrizität und Überspanntheit war es, daß der Hinduismus, wie solchen die Masse des indischen Volkes bekennt, nicht als Glaube mit bestimmten Satzungen aufgefaßt werden darf, und Sir Alfred Lyall hat recht, wenn er sagt: „Hinduismus ist ein religiöser Wirrwar, ein Dschungel von verwirrtem Aberglauben, Geistern, Dämonen, Halbgöttern, vergötterten Heiligen, Hausgöttern, lokalen Gottheiten, allgemeinen Gottheiten, mit ihren zahllosen Kapellen und Tempeln, mit dem Getöse disharmonischer Riten, mit Gottheiten, die bald den Tod einer Fliege verabscheuen, bald wieder an Menschenopfern sich ergötzen".[1]) Mit einem Worte, ein Glaube, der einen ganz anderen Begriff in sich schließt, als was wir unter diesem Worte verstehen, ebenso wie das Wort Hindu vom nationalen Gesichtspunkte nicht als ein Ethnos oder geographischer Begriff, sondern bloß als ein zufälliges Konglomerat von Sekten, Geschlechtern, erblichen Professionen und Kasten gelten kann.

Die zweite Stelle nach dem am meisten verbreiteten Hinduglauben nimmt in Indien der Islam ein, der hier ganz andere Formen angenommen hat als im Westen Asiens, und nur nach einem Kampfe von acht Jahrhunderten zu einem partiellen Siege gelangen konnte, ohne jedoch auf die Sitten und Gebräuche und auf die Gedankenwelt der bunten Bevölkerung jenen tiefen, alles umgestaltenden Einfluß auszuüben, wie z. B. in Mittelasien, Persien und Arabien. Wäre der Islam in Indien nicht gleich am Anfang als religio militans aufgetreten und wären seine Fahnen von Mahmud dem

---

[1]) Sir Alfred Lyall. Asiatic Studies. S. 2 zitiert nach Sir John Stracheys India usw. Seite 286.

Ghaznewiden bis zum Sturz der Mogulen nicht von kampflustigen und kampffähigen Türken und Afghanen getragen worden, so hätte er selbst diesen Erfolg nicht erreichen können, denn tatsächlich beherrscht er heute hauptsächlich den Norden und Nordwesten Indiens. Von den nahezu 62 500 000 Moslimen befinden sich daselbst zwei Drittel, d. h. gegen 40 00 0000; während im übrigen Indien unter 232 000 000 Einwohnern bloß 22 000 000 Mohammedaner leben.[1])

Daß die Lehre des Propheten sich nicht über die ganze Halbinsel ausgebreitet, und ihr Sieg kein vollständiger gewesen, das möchte ich ganz entschieden dem Auftreten des Abendlandes zuschreiben, denn so wie der Eroberungsplan Solimans von den besser bewaffneten Portugiesen vereitelt wurde, ebenso ist die Macht der Mogulen, und zugleich des Islam, durch die Beharrlichkeit und überlegene Kriegskunst der Franzosen und Engländer zu Falle gebracht worden. In politischer Beziehung mag die Ansicht, daß die Engländer für eine Zeitlang das Mogulenreich vom gänzlichen Untergang gerettet, wohl statthaft sein, obwohl der weitere Bestand doch nur ein Schattenreich war. Eine solche Stärkung ist jedoch, was die Kraft des Islam anbelangt, nicht der Fall. Wir sehen, daß selbst heute noch unter christlicher Herrschaft der Islam unter den Hindus mehr Proselyten macht als der Glaube der Beherrscher des Landes, und man kann sich daher vorstellen, wieviel größer und intensiver der moslimische Einfluß sich gestaltet hätte, wenn das kriegerische Element der indischen Mohammedaner vom Abendländer unbehelligt und von dem in der Neuzeit erwachten Gefühle des Panislamismus ermuntert, den Dschihad (Glau-

[1]) Sir John Strachey. India usw. Seite 302.

benskrieg) gegen den verhaßten Putperest[1]) d. h. Götzenanbeter ungestört hätte fortsetzen können. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der Islam in Indien, trotz seines mehr als achthundertjährigen Bestandes, in seinem Fortschritte gehemmt, nur einen halben Erfolg aufweisen kann, und nichts kennzeichnet mehr diesen Halberfolg als die religiöse Zwittergestalt, in welcher die Mehrzahl seiner hindostanischen Bekenner heute vor uns erscheint.

Was die Aristokratie oder herrschende Klasse der indischen Mohammedaner anbelangt, deren Zahl Sir George Campbell auf 5 Millionen veranschlagt, und die zumeist aus einer Mischung der özbegischen, arabischen und afghanischen Abenteurer und Glücksritter mit den indischen Eingeborenen hervorgegangen, so ist ihr moslimischer Glaubenseifer felsenfest; ja ich möchte sagen, fester als bei Persern, Türken und Arabern gleichen Standes; denn ihr Glaube wurzelt in ihrem Herrscherstolz in der Macht, die sie über die Hindus ausgeübt, nicht minder aber auch im Fanatismus, den sie von Bochara und Samarkand, den Hauptsitzen zentralasiatischer Glaubensstärke mitgebracht haben. Noch zur Zeit meiner Reise in Zentralasien habe ich an den Hochschulen am Zerefschan in den aus Indien zugereisten Schülern die fanatischsten Theologen gefunden, und von jeher sind die Medresses von Bochara und Samarkand vom Hindustaner für eine viel reinere Quelle moslimischer Gelehrsamkeit gehalten und mehr be-

---

[1]) Der Islam erkennt Christen und Juden als Ehli Kitab, d. h. Besitzer einer heiligen Schrift an, und er beurteilt sie auch etwas gelinder; doch mit um so größerer Strenge verfährt er gegenüber den Heiden, die er als Putperest (Götzenanbeter) und Medschusi (Magier) bezeichnet.

sucht worden als selbst die berühmte Azharhochschule in Kairo.

Vom Gros der Moslimen Indiens, d. h. von den unteren Schichten, die die Lehre des arabischen Propheten angenommen, kann dies jedoch nicht gesagt werden. Infolge eines engen Zusammenlebens mit den Andersgläubigen hat eine gewisse Gemeinsamkeit in den Stammesverhältnissen, in den Sitten und Gebräuchen sich aufrecht erhalten, und wie Sir John Strachey behauptet,[1]) — verdient ein großer Teil der Mohammedaner Indiens kaum diesen Namen. Sir Denzil Ibbetson, ein gründlicher Kenner des Landes, sagt: „Der moslimische Radschput, Gudschar oder Dschat unterscheidet sich bezüglich seines gesellschaftlichen, Stammes- und politischen Verhältnisses gar nicht von seinem Hindubruder. Seine gesellschaftlichen Sitten sind unverändert, seine Stammeseinschränkungen ungeschwächt, seine Ehe- und Erbgesetze sind dieselben geblieben[2]), und der einzige Unterschied besteht darin, daß er seine Schädellocke abschneidet und den Schnurrbart über den Lippen stutzt, daß er in der Moschee betet und bei der Ehe dem Hinduzeremoniell das moslimische hinzufügt. Die indischen Gottheiten genießen die gleiche Achtung, und eine mohammedanische Mutter würde glauben ihr von den Blattern behaftetes Kind gefährdet zu haben, wenn sie der Blattern-Gottheit kein

---

[1]) India usw. Seite 303.

[2]) Unter den vielen Gebräuchen, die im Leben der Moslimen Indiens dem Kenner der Islamwelt auffallen, seien hier der Pomp und die großen Kosten der Leichenbestattung erwähnt, eine im Westislam ganz unbekannte Sitte, wo das Begräbnis in größter Eile und Einfachheit vollzogen wird. Das Gegenteil würde als Sünde betrachtet werden.

Opfer brächte.[1]) Auch die Hindus zeigen den Moslimen gegenüber ein gewisses Zuvorkommen, mit einem Worte, dem Islam der unteren Klassen Indiens kann nicht jene starre Negation und strenge Seklusivität vorgeworfen werden, durch welche seine Bekenner im Westen Asiens sich auszeichnen, denn Anatolier, Kandioten, Bosniaken und Herzegowzen, obwohl Nachkommen christlicher Griechen und Slawen, und noch immer im Gebrauche der Sprache ihrer Ahnen, sind bekanntermaßen die wildesten und fanatischsten Gegner ihrer christlichen Stammesverwandten. Kleinliche Vorurteile und Aberglauben mögen sich bei ihnen aus der vorislamischen Zeit erhalten haben, doch kein einziges Moment, welches die Grundgesetze des Islam tangieren könnte, läßt sich bei ihnen nachweisen, und im allgemeinen sind sie viel fanatischer als selbst die hartgesottensten Araber, Perser und Türken.

II.

Wenn wir nun die zahl- und endlosen Kriege, Kämpfe und Einfälle berücksichtigen, denen Indien von jeher ausgesetzt war, wenn wir erwägen: wie verschiedenartig in ethnischer und religiöser Beziehung die zumeist von Norden einbrechenden beute- und abenteuerlustigen Fremden aufgetreten waren, so wird es gar nicht wundernehmen, wenn die Fremden aus dem christlichen Abendlande bei den Eingeborenen Indiens keine besondere Überraschung hervorriefen. Die seit Menschengedenken vom Norden her einfallenden fremden Eroberer waren mit Mordwaffen als Vernichter und Zerstörer erschienen; sie zogen raubend, mordend und plündernd einher, während der Abend-

[1]) Report on the Census of 1881 in the Punjab. Seite 143. Nach Sir John Stracheys India usw. Seite 303 zitiert.

länder, später Frengi genannt, im Anfange als friedlicher Handelsmann mit Warenballen auftrat und die Produkte des gewürzreichen Ostens mit den Industrieerzeugnissen seiner Heimat vertauschen wollte. Eine besonders feindliche Stellungnahme gegen den fremden Handelsmann war daher anfangs unbegründet und auch ausgeschlossen und nur die grausame und unbesonnene katholische Propaganda der Portugiesen, die nicht nur Seelen, sondern auch Länder erobern wollte, hat den Gleichmut der schläfrigen Hindostaner erschüttert, namentlich aber die Vertreter der dem Verfalle entgegengehenden Mogulenmacht in Harnisch gebracht. Holländer, Franzosen und Engländer, die auf Portugiesen und Spanier gefolgt waren, hatten allerdings anfangs nur die Sicherung ihrer Handelsfaktoreien im Auge; aber auch sie betraten gar bald, von den anarchischen Zuständen des Landes ermuntert, die Bahn der Eroberung. Erst als die Engländer infolge ihrer Siege bei Plassey (1757) und Wandewasch (1760) mit ihren französischen Rivalen fertig geworden waren und fortan nur orientalischen Feinden gegenüberstanden, kann eigentlich von einem einflußreichen Wirken Englands in Indien die Rede sein.

Der Einfluß der Engländer in Indien erstreckte sich zu jener Zeit nur auf einzelne Punkte in dem Küstengebiete, so z. B. Bengal, Orissa, Carnatic, Mysore und Bombay; doch von den Umständen gezwungen, veränderte die friedliche Handelsgesellschaft gar bald ihre Firma und vertauschte notgedrungen den Merkurstab mit den Waffen der Eroberung. Durch den Freibrief von 1683 erhielt die „Company" Vollmacht, mit den heidnischen Eingeborenen über Krieg und Frieden zu unterhandeln und solche militärische Maßregeln zu treffen, die

ihnen nötig schienen.[1]) Dieser Rollenwechsel vollzog sich natürlich gleich im Anfang zum Wohle Indiens; denn in dem wilden Kampfe, der mit dem Sturze der Mogulen zwischen den mittlerweile erwachten Hindus und ihren moslimischen Beherrschern entbrannte, konnte das Eingreifen der Engländer nur als ein Glück für das hartgeprüfte Indien betrachtet werden. Selten haben die aufgepeitschten Wogen des Religionsfanatismus so schauerliche Verheerungen angerichtet, wie im Kampfe zwischen den Hindus und Mohammedanern in Indien während des XVIII. Jahrhunderts, und zu diesen wilden inneren Kämpfen gesellten sich noch die Raubzüge der Perser unter Nadir Schah (1739) und der Afghaner unter Ahmed Schah (1747). Unsere europäische Feder sträubt sich dagegen, die Einzelheiten der zu jener Zeit sich abspielenden Mordszenen, Torturen, Brände und Verheerungen zu schildern, und wer sie in den vorliegenden Geschichtswerken liest, den wird das frieden- und ordnungsstiftende Walten des britischen Fahnenträgers unserer Welt im Morgenlande mit gerechtem Stolz erfüllen. Wenn ein Burke, John Stuart Mill, Lord Macaulay und andere an der tatenreichen Laufbahn von Clive und Hastings so manches auszustellen haben, so kann dies nur einer gewissen Voreingenommenheit oder ungenügenden Sachkenntnis zugeschrieben werden. „Die Verunglimpfung ihrer eigenen Landsleute war immer ein Fehler unkluger Engländer," sagt Sir John Strachey[2]) und hätten jene Sterne der englischen Geschichtsschreibung bei voller

---

[1]) Siehe The Government of India. Being a Digest of the Statute-Law relating thereto. With historical Introducion and illustrative Documents. by Sir Courtenay Ilbert K. C. S. J. Oxford 1898. Seite 21.

[2]) Opus citatum Seite 276.

Würdigung des eigentlichen Tatbestandes den Charakter der verwilderten Raubhorden und herzlosen Tyrannen Asiens besser gekannt, sie würden fürwahr anderen Sinnes geworden sein.

Mit Seidenhandschuhen und mit einer auf Humanitätsduselei begründeten Strategie wäre es den an der Spitze stehenden Briten schwerlich möglich gewesen, in dem in sich selbst zerfleischten und in zahllose Parteien zerrissenen Indien Ordnung herzustellen und das wunderbare Gebäude der britischen Herrschaft in Indien aufzurichten, wie es heute vor uns steht. Wir wollen gern zugeben, daß der ewige Verrat und Wortbruch, die Treulosigkeit und die Ränke der asiatischen Gegner den Leitern der englischen Politik mitunter die Anwendung solcher Mittel und Behelfe aufgedrungen, die unseren Begriffen von Rechtschaffenheit und Moralität widersprechen; jedoch im großen und ganzen haftet an der in Indien entfalteten Fahne unserer Bildungswelt kein Makel. Wenn während des Aufbaues der britischen Herrschaft auch hie und da Ungebührlichkeiten und Rechtswidrigkeiten sich ereignet haben, so hat das spätere Gebahren edler Seelen und Menschenfreunde, wie das Wirken eines Edwardes, Lawrence, Mayo und anderer, namentlich aber das erhabene Ziel: Millionen unglücklicher Menschen einer besseren Zukunft entgegenführen, wieder alles gut gemacht. Wir werden im Laufe dieser Blätter darlegen, was England für Indien getan, und um den geschichtlichen Gang der Begebenheiten zu schildern, wird es genügen, auf die Hauptmomente der Eroberung hinzudeuten.

Als Clive, später Lord Clive, 1758 von den Direktoren der — East Indian Company — zum Gouverneur der Niederlassungen (Settlements) der Gesellschaft

ernannt wurde, bestand das von den Engländern beeinflußte Gebiet aus den früher erwähnten Besitzungen. 1792 haben die Akquisitionen im Süden zugenommen. 1804 steht außer den Besitzungen noch Mysore, Nizam und Oudh unter englischem Schutz. 1834 finden wir mit Ausschluß Punjabs und des unteren Indusgebietes beinahe ganz Indien teils als Besitz, teils als Schutzgebiet der „Company". 1842 hatten sich hierzu Ceylon und einzelne Teile von Assam, Burma gesellt. 1857 war auch schon Punjab und Sindh angegliedert, während heute nach der Schöpfung der neuen Grenzprovinz durch Lord Curzon die ganze indische Halbinsel von Kashmir bis zum Kap Comorin, mit einem Flächeninhalt von 1 766 797 engl. Quadratmeter und mit einer auf 294 361 056 Seelen sich belaufenden Einwohnerschaft unter dem englischen Machtgebot sich befindet.[1])

Wie ersichtlich, sind diese Akquisitionen nur stufenweise im Laufe von anderthalb Jahrhunderten zum „Indischen Kaiserreiche" herangewachsen, und zwar unter fortwährenden Kämpfen, Anstrengungen und Widerwärtigkeiten einerseits mit den Eingeborenen und mit den europäischen Rivalen am Schauplatze der Begebenheiten, anderseits mit den Direktoren der Handelsgesellschaft daheim, die von den asiatischen Zuständen im fernen überseeischen Lande blutwenig verstanden, und deren vom rein merkantilen Geiste bewegte Ansichten gar oft mit dem Ehrgeiz und Taten in Kollision geraten mußten.

Von einer vorsätzlichen Eroberung im eigent-

---

[1]) Vgl. Statistical Abstract relating to British India from 1891—92 to 1900—01. Thirty-Sixth Number. London 1902. Seite 1 — und die neusten statistischen Angaben.

lichen Sinne des Wortes kann in Indien nicht die Rede sein; denn während die Russen, wie wir sahen, mit einem lediglich aus Russen bestehenden Heere in die Nachbargebiete einfielen, dieselben eroberten und dem Zarenreiche einverleibten, sind die Engländer zumeist mit fremden, durch Sold oder durch Interessengemeinschaft angezogenen Kriegern vorgeschritten. Engländer hatten nur die Leitung, die Führerrolle, denn sowie an der Verteidigung des heutigen Indiens neben 150 000 eingeborenen Soldaten nur 76 243 englische Soldaten sich beteiligen, ebenso haben die Engländer in den Armeen der früheren Kriege nur den fünften Teil ausgemacht; vier Fünftel waren Eingeborene Indiens, die also unbewußt zwar, aber wesentlich mitgeholfen haben, die Anarchie, den Bürgerkrieg und den Despotismus der einheimischen Fürsten niederzuwerfen und ihre Heimat jenem Zustande zuzuführen, in welchem sie sich heute unter Pax Britannica befindet.

Trotz der geringen Anzahl englischer Soldaten, die an der Begründung der englischen Macht tätig gewesen sind, darf jedoch der Erfolg nicht als ein unerklärliches Wunderwerk betrachtet werden; denn erstens sind europäische Tapferkeit, strenges Pflichtgefühl und Patriotismus auch anderswo in der Vergangenheit sowie in der Neuzeit aus dem Kampfe mit Asiaten immer siegreich hervorgegangen. Bei der Einnahme Taschkends unter Tschernajew standen 1501 Russen 15 000 chokandischen Truppen und 90 000 feindlich gesinnten Eingeborenen gegenüber, und wenngleich die Engländer mitunter große Heere zusammengebracht haben, so z. B. im großen Máráthakriege von 1818, in welchem die Armee Lord Hastings mehr als 100 000 Mann

gezählt,[1]) so hat doch immer nur die englische Führerschaft, die Beharrlichkeit und das Zielbewußtsein den Ausschlag gegeben. Nur so war es möglich, daß Großbritannien, welches im Beginn seiner indischen Laufbahn nur zwölf Millionen Einwohner zählte,[2]) und später noch in den napoleonischen Kriegen stark engagiert war, seine Eroberungen mit Erfolg zu Ende führen konnte. Wenn von Momenten seltenen Mutes und Todesverachtung die Rede ist, kann es wohl ein glänzenderes Beispiel geben, als die Schlacht bei Plassey, wo Clive mit 1000 Engländern, 2000 Sepoys und mit acht Kanonen über die aus 50 000 Mann und 50 Kanonen bestehende Armee des Vizekönigs von Bengal einen vollständigen Sieg errang? Auch an anderen glänzenden Beispielen persönlicher Tapferkeit und Aufopferung hat es bei den Briten nie gefehlt, doch die übermenschlichen Leistungen waren außerdem gar oft von den Umständen begünstigt. Zweitens muß gar vieles auf die Rechnung des wilden Religions- und Rassenhasses geschrieben werden, welcher unter den Eingeborenen Hindostans von jeher gewütet hat, und wenn dieses Verhältnis einer Handvoll mittelasiatischer Abenteurer unter Baber zur Begründung der Mogulenherrschaft verholfen, Kriegern, die gewiß nicht besser bewaffnet waren, als die ihnen gegenüberstehenden Hindus, wie kann es wundernehmen, wenn die den Tataren weit überlegenen Engländer, diesen zwischen Wischnuanbetern und Moslimen bestehenden Haß zu ihrem eigenen Vorteile ausbeutend, beiden Gegnern beizukommen imstande waren? Drittens darf nicht übersehen werden, daß unsere europäischen

---

[1]) Seeley. The Expansion of England. Seite 199.
[2]) Ibid.

Eroberer, und namentlich England in den Kämpfen auf dem Boden Hindostans zuerst mit dem am wenigsten kriegerischen Teile der Bevölkerung in Berührung kamen, d. h. mit dem Süden Indiens, dessen Einwohner noch heute als feige, durch das Klima entnervte und verweichlichte Menschen geschildert werden.[1]) Bengalen ist bekanntermaßen das einzige Land in der Welt, wo ein großer Teil der Bevölkerung die Feigheit nicht als entehrend betrachtet. Die Führerschaft war wohl in den Händen der Mohammedaner; doch selbst dem Mohammedaner fehlt die Fähigkeit, der Religionseifer und persönliche Mut, der sonst die Anhänger der Lehre des Propheten in Nordindien charakterisiert.

In einem nicht viel besseren Lichte erscheinen die von der sinkenden Mogulenmacht hier angestellten Militär- und Zivilbeamten, und zur Kennzeichnung der gegen die Engländer ausgeschickten Armeen genügt die Bemerkung Sir Alfred Lyalls, welcher sagt: „Wir siegten im Anfang über solche Truppen, die nicht besser waren als ein Haufen von Söldlingen ohne Loyalität und Zusammenhang".[2]) Wie ganz anders, d. h. viel schwerer wären die Kämpfe Englands ausgefallen, wenn der Angriff nicht von der Küste aus, sondern zu Land vom Norden aus stattgefunden hätte, wo sie mit solch wildkriegerischen Elementen wie Behludschen, Afghanen, Radschputen und anderen sich hätten messen müssen? Und was wir bezüglich des

---

[1]) „The men, by whom this rich tract (Bengal) was peopled, enervated by a soft climate and accustomed to peaceful employments, bore the same relation to other Asiatics which the Asiatics generally bear to the bold and energetic children of Europe." Macaulays Essays, Lord Clive, zitiert Stracheys India. Seite 411.

[2]) The Rise and Expansion of the British Dominion in India. Seite 133.

geographisch-ethnischen Verhältnisses gesagt, das paßt auch auf die religiösen Beziehungen. Es standen wohl Mohammedaner an der Spitze der ersten Gegner Englands in Indien; doch die überwiegende Mehrzahl der Krieger waren Wischnuanbeter, die in Tapferkeit hinter den Moslimen zurückblieben, deren Glaube den Krieg nicht als Gottesgebot hinstellte, daher sie auch weniger widerstandsfähig waren als die moslimischen Hindostaner, die auf den Koransatz: „Großer Lohn erwartet diejenigen, die auf Gottes Wegen kämpfen" horchen.

Viertens war es nicht so sehr die Waffengewalt, Kriegskunst und Tapferkeit, als vielmehr die feste Regierung, der Gerechtigkeitssinn und die Duldsamkeit gegenüber den dem britischen Zepter unterworfenen Hindostanern, welche das eigentliche Werk der Eroberung erleichtert und den Grundstein zum britischen Kaiserreiche in Indien gelegt haben. Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen, können aber nicht umhin, auch schon jetzt hervorzuheben, daß diese Vorzüge der englischen Verwaltung den Eingeborenen, die solche Herrschertugenden nie erprobt, gleich in den ersten Anfängen aufgefallen und den Eroberer aus dem fernen Abendlande in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließen als jene asiatischen Herren, die den Rajat (Volk) bisher unter das Joch gebeugt, ihn nur gequält, gepeinigt und geplündert hatten. Daß diese Christen, jene aber Mohammedaner oder Wischnuanbeter waren, daran war dem friedlichen Ackermann oder Handwerker wenig gelegen; fremd waren alle insgesamt, und große Zuneigung konnte er im Grunde nur zu jenen Herren fühlen, dessen Herrschaft ihm Ruhe, Segen und Ordnung brachte; diese Gaben aber haben die Bewohner Indiens zuerst

aus den Händen des britischen Radsch (Regierung) erhalten.[1])

Von welchem Gesichtspunkte aus wir auch immer die Geschichte der Engländer in Indien beurteilen mögen, ein Moment wird vor allem in den Vordergrund treten, und dies ist die Tatsache, daß mit dem britischen Erfolg unsere moderne abendländische Kultur den ersten und größten Triumph über die altasiatische Kultur gefeiert hat. Was Europa bis dahin an Erfolgen gegen die alte Welt zu verzeichnen hatte, ist viel zu klein und zu unbedeutend, um mit dem moralischen Werte der englischen Siege verglichen zu werden. Nicht in den Siegen über Türken, Araber und Perser, sondern in den Schlachten, die Clive und Hastings auf den Gefilden Hindostans lieferten, ist zuerst der Eigendünkel und das Machtbewußtsein des wirklichen Asiens erschüttert worden. Hier hat sich zum erstenmal die überwältigende Macht und der kräftige Einfluß unserer modernen Bildungswelt in der Rolle eines Eroberers, Reformators und Lehrers be-

---

[1]) Nebst diesen meinen anspruchslosen Ansichten über die Ursachen des englischen Erfolges in Indien sei mir gestattet hier noch die diesbezüglichen Ansichten Sir W. W. Hunters, des gründlichsten Kenners Indiens anzuführen, der den Sieg seiner Landsleute folgenden Ursachen zuschreibt: 1. Wunderbarer Ausdauer und Enthaltsamkeit auf dem Gebiete der territorialen Eroberungen, bevor die zum Erfolg nötigen Kraftmittel nicht beisammen waren. 2. Unbezähmbarer Beharrlichkeit in der Ausführung der schon begonnenen Pläne und dem festen Entschluß sich durch zeitliche Mißerfolge nicht abschrecken zu lassen. 3. Dem gegenseitigen Vertrauen der Beamten der East-Indian Company zur Zeit der Not. 4. Der standhaften Unterstützung, welche das englische Volk dem Unternehmen zuteil werden ließ, da man im Mutterlande überzeugt war, daß alles geschehen müsse, um jeden Unfall wieder gut zu machen, und daß man das Werk der Engländer in Indien den diplomatischen Bedürfnissen in Europa nicht opfern dürfe. Sir W. W. Hunters The Indian Empire. Seite 441.

währt, und zwar in einem Fall, wo ganz diametral einander gegenüberstehende Weltanschauungen aneinander gerieten, bei denen ein Unterhandeln schwer denkbar war, und wo nur ein endgiltiger Sieg der einen über die andere zu entscheiden vermochte.

Zwei größere Gegensätze als Engländer und Indier läßt sich wohl kaum denken. Der erste gilt mit Recht als das Prototyp des modernen Europäertumes, mit der ewig rastlosen Tätigkeit, mit der durchaus praktischen Veranlagung im Denken und Handeln, mit der zielbewußten Arbeit für die fernere Zukunft und namentlich mit der unerschütterlichen Liebe zur Freiheit und individuellen Selbständigkeit, während der zweite, d. h. der Hindostaner, von jeher die Personifikation des Asiatismus war, träge und nachlässig im Denken und Handeln, in den Banden der Schwärmerei schmachtend, nur von heute auf morgen denkend; ein Mensch, der politische Freiheit nie gekannt, sich nie zur individuellen Selbständigkeit aufgerafft hat, der sich nur unter der Obhut und Fürsorge von Vorgesetzten glücklich fühlt und höchstens zeitweise einer momentanen Aufloderung fähig, sich sonst in der Schlemmerei des Laisser faire und Laisser aller gefällt. Wenn nun der Kampf, in den diese zwei krassen Gegensätze miteinander gerieten, für den kulturgeschichtlichen Forscher von ungewöhnlichem Interesse ist, so mag das zu Tage geförderte Resultat um so mehr unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und was England bis heute in Indien zuwege gebracht, mag als belehrendes Beispiel auch für den zukünftigen Kampf zwischen Ost und West uns dienen. Aus den Umgestaltungen und Veränderungen, die im Laufe der vergangenen anderthalb hundert Jahre sich in Indien vollzogen haben, werden jene Fehler unserer Erkennt-

nis nahe treten, die in der Türkei und in Persien, ja überall, wohin das Bildungslicht Europas gelangt war, begangen worden sind und den Lauf der Reformen dort gehemmt haben. Ja, wir werden schließlich zur Überzeugung gelangen, daß wir nicht die Hoffnung aufgeben dürfen unseren Menschenbruder in Asien einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend ist es daher der Mühe wert, Englands Reformwerk in allen seinen Phasen, in allen Vor- und Nachteilen zu beleuchten.

III.

Bevor wir von dem Kultureinfluß der Engländer in Indien reden, müssen wir selbstverständlich gewisse politisch-administrative Maßregeln erwähnen, die gleich im Anfang bei der Begründung und allmählichen Abgrenzung des neuerlangten Machtgebietes getroffen werden mußten, um wenigstens den Übergang von asiatischer Mißwirtschaft und Anarchie zu einer halbwegs normalen europäischen Verwaltung zu ermöglichen. Da auf den eroberten und annektierten Gebieten ein Teil der früher angestellt gewesenen eingeborenen Beamten belassen werden mußte, so war unter den von der „Company" Angestellten eine Mißwirtschaft eingerissen, und um diesem Übel entgegenzusteuern, hatte Clive 1766 eine gründliche Organisation vorgenommen, bei welcher man durch Erhöhung der Gehälter der Korruption vorbeugen und den Augiasstall der asiatischen Wirtschaft reinigen zu können gehofft hatte. In diesen Bestrebungen war Warren Hastings mit noch größerem Eifer und Geschicklichkeit fortgefahren, so daß mit Recht angenommen werden kann: „Wenn Clive der terroriale Begründer Britisch-Indiens

gewesen, so muß Hastings als Begründer der Administration bezeichnet werden".[1]) Er hat den eigentlichen Staatsdienst geordnet, jeden Zweig der Staatseinnahmen geregelt, Gerichtshöfe geschaffen, indem er einerseits mohammedanische Gesetzbücher, wie das Hidajet, Siradschia und Scherifije, andrerseits die auf das Hindugesetz bezüglichen Werke, wie das Gesetzbuch Manus, das Mitakschara und Dajabhaga, teils übersetzen, teils exzerpieren ließ[2]) und sowohl englische als eingeborene Richter anstellte. Warren Hastings hatte auf diese Art wenigstens den Anfang zu einer ordentlichen Verwaltung hergestellt, und zwar, wie männiglich bekannt, unter steter Anfeindung seiner Rivalen und Gegner in Indien und in London.

Im Laufe der langwierigen Kämpfe mit den Máráthen und Sikhs konnte selbstverständlich das Reformwerk nur in dem Maße fortschreiten, in welchem die Konsolidierung der britischen Macht vor sich ging, nicht minder aber auch je nach dem Grade der Begabung und Begeisterung, die die einzelnen Statthalter entfalteten. In dieser Beziehung war das Wirken der Engländer in Indien von besonderem Glücke begünstigt, denn unter den Statthaltern, die in den drei verschiedenen Perioden[3]) an der Spitze der Verwaltung standen, haben sich viele ausgezeichnete Kräfte hervorgetan, Männer, die ihres

---

[1]) Hunter. The Indian Empire. Seite 456.

[2]) The Government of India. by Sir Courtenay Ilbert. Seite 402.

[3]) Unter diesen verschiedenen Perioden versteht man: 1. Die Zeit der Gouverneure von Bengal von 1750—1774. 2. Die Zeit der General-Gouverneure von Indien unter der Obrigkeit der „Company" von 1774—1858. 3. Die Zeit der von der Krone ernannten Vizekönige von 1858 bis zur Gegenwart.

Amtes mit Staatsklugheit, patriotischem Eifer, administrativer Fähigkeit und wahrer Menschenliebe walteten, und die zu dem heute von aller Welt angestaunten Erfolg gar vieles beigetragen haben.

Wenn Hastings den Grund zur Zivilverwaltung gelegt, so hat Lord Cornvallis (1786 und 1805) den Oberbau aufgeführt; unter anderem war er es, der die strafrechtliche Jurisdiktion Engländern übergab, denn früher hatte die Rechtspflege, auf einem Durcheinander englischer und mohammedanischer Gesetze beruhend, nur Verwirrung angerichtet und niemand befriedigt. Bis 1859 war das Gerichtsverfahren sehr schlecht und begünstigte Korruption und Betrug, bis endlich eine bessere Besoldung der Richter, eine gründlichere Erziehung der Eingeborenen und eine Heranbildung der Engländer eine Besserung herbeiführten. Desgleichen mußte der Grundbesitz geregelt werden, die Zemindare,[1]) ursprünglich Pächter und zugleich Sammler der Bodensteuer, traten allmählich in der Gestalt eines Mitteladels auf und, der englischen Verwaltung untergeordnet, trugen sie zur Ordnung der Besitzverhältnisse bei. Besondere Sorgfalt wurde auf die Besteuerung verwendet, ein sehr wichtiges Moment in den Augen der Eingeborenen, namentlich in Asien, wo das Maß der Steuer für das Hauptkriterion der Regierung gehalten wird, und wo man für das bezahlte Geld viel mehr verlangt als in Europa. Neid und Mißgunst haben in Europa die Engländer gar oft als die gewissenlosen Ausbeuter und Blutsauger Indiens erscheinen lassen; doch wie ungerecht diese Verdächtigung ist, erhellt aus dem Um-

[1]) Zemindar ist ein persisches Wort und bedeutet Bodenbesitzer, von Zemin = Erde, Boden und dar = Besitzer.

stande, daß die Steuereinnahmen unter den Mogulen von 1593 bis 1761 jährlich auf 60 000 000 Rupien sich beliefen, während unter England zwischen 1869—1879 bei einer weit größeren Bevölkerungszahl die Gesamtsumme der Steuer jährlich $35^1/_8$ Millionen und in den darauffolgenden 12 Jahren $41^1/_4$ Millionen ausmachte.[1]) Nur mannigfache Reformen und Erleichterungen auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens haben es zustande gebracht, daß der Hindostaner schon in den ersten Anfängen der britischen Administration Segnungen sah, wie er sie unter seinen stamm- und religionsverwandten Herrschern nie empfunden hatte, so daß er vom Vorteile der fremden Herrschaft sofort überzeugt werden mußte.

Es läßt sich wohl nicht in Abrede stellen, daß der eigentliche Aufschwung und die Blüte, sowie die lebenskräftigen Reformen und Verbesserungen im allgemeinen in Indien zumeist von jener Zeit datieren, in welcher die britische Krone die Regierung in eigene Hände nahm und die Geschicke dieser Besitzung enger ins Staatsinteresse zog. Doch auch früher schon haben diesbezüglich lobenswerte Bestrebungen stattgefunden. So hat z. B. die parlamentarische Untersuchung von 1813 das indische Handelsmonopol der Company aufgehoben und letztere gezwungen, ihre Energie auf eine gute Regierung des Volkes zu verwenden, und 1833 sind die Eingeborenen zu den Ämtern ohne Unterschied der Rasse und des Glaubens zugelassen worden.[2]) Dem Protektionswesen wird ein Riegel vorgeschoben, und die englischen Repräsentanten in Indien mußten ohne Bevorzugung aus der Reihe der englischen Jugend angestellt werden. Auch verschiedene Maßregeln zur Be-

[1]) W. W. Hunter. The Indian Empire. Seite 547.
[2]) Ibid. Seite 493.

seitigung barbarischer Sitten und Gebräuche waren schon früher getroffen. Auf dieses Gebiet gehörte die grausame Sitte des Sati, d. h. Witwenverbrennung; eine Barbarei, die irrtümlicherweise den Satzungen der Veden zugeschrieben wird, und jahraus, jahrein Hunderte von Opfern verlangt hat. Im Jahre 1817 sollen in Bengalen allein 700 Witwen verbrannt worden sein; und die an den indischen Pilgerorten sichtbaren kleinen weißen Säulen sind Überreste der jeweiligen Satis. Im Jahre 1829 hatte der Generalgouverneur, Lord Bentinck, diese mörderische Sitte aufgehoben. Auch das Handwerk der schauerlichen Mordbrüder Thag[1]) genannt, deren Religionsgelübde es war, Menschen zu erwürgen, hat die englische Verwaltung schon früh zu unterdrücken versucht, was heute auch gelungen ist, obwohl die Verbrecherbanden der Dacoits selbst heute noch an einigen Punkten Indiens, namentlich im Lande der Native Princes grassieren.

Zu den von den Engländern schon früh unterdrückten unmenschlichen Sitten gehört der Mord der weiblichen Neugeborenen, der ehedem selbstverständlich die Zunahme der Bevölkerung stark einschränkte, von den Eingeborenen aber nicht als widernatürlich empfunden wurde. Diese Sitte hat ohne Unterschied der Religion in allen Teilen Indiens geherrscht, namentlich bei den Radschputen, dem

[1]) Wie Sir John Strachey (Op. cit. Seite 309) mitteilt, lag dieser Sitte nicht so sehr die Absicht eines Verbrechens zugrunde, als vielmehr die vermeinte Pflicht die Sitte der Vorfahren fortzusetzen, da diese Vorfahren eben dasselbe Geschäft betrieben hatten. Das Wort Thag selbst bedeutet einen Betrüger oder Schwindler, die eigentliche Bezeichnung dieser Verbrecher war Phansigar von phansi = eine Schlinge, ein Lasso. Siehe Hobson-Jobson, A Glossary of Anglo-Indian Colloquial Words and Phrases and of kindred Terms by Col. Henry Yule and Arthur Coke Burnell. Seite 696.

edelsten Geschlechte der Indier, wo im Stamme der Tschauhan vor fünfzig Jahren noch unter 30 000 Einwohnern kein einziges Mädchen zu finden war. Noch im Jahre 1896 hat die in einer Radschputgemeinde von Oudh stattgefundene Untersuchung ergeben, daß in 7 Dörfern 104 Knaben und 1 Mädchen und in 23 Dörfern 284 Knaben und 23 Mädchen gezählt wurden.[1]) Dieser schauerliche Zustand hat sich heute kraft der englischen Verordnungen schon bedeutend gebessert; man begegnet nicht mehr den zahlreichen auf dem Ganges in Schilfwiegen schwimmenden Kinderleichen, und wo früher kein Mädchen zu finden war, sind heute Tausende anzutreffen.

Daß die Ausmerzung solcher barbarischen durch jahrhundertelange Praxis geheiligten Sitten nicht zu den Kleinigkeiten gehört, und daß namentlich in Indien, in diesem Ursitze asiatischen Aberglaubens und konservativer Denkungsart, die Ausrottung derartiger Mißbräuche ungewöhnliche Ausdauer und Anstrengung erheischte, wird jedem einleuchten, der das Sittenleben anderer Teile Asiens aus eigener Anschauung kennt. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß zu diesem Kampfe mit den tief eingewurzelten Vorurteilen und Aberglauben altasiatischer Gesellschaften die stramme Haltung, die Prinzipienfestigkeit und Rücksichtslosigkeit des eiskalten Briten am meisten berufen und am meisten befähigt war. So oft die anglo-indische Regierung mit irgend einem Vorschlage zur Hebung der Sitten und zur Abschaffung alter gesellschaftlicher und administrativer Übelstände hervortrat, immer hat sie einen gewaltigen Sturm des Widerwillens entfesselt, und doch ist der Entschluß der felsenfesten Briten nie

[1]) Sir John Strachey Op. cit. Seite 397.

zum Weichen gebracht worden. Ich möchte unter anderm auf den heftigen Kampf hinweisen, den das Gesetz bezüglich der Wiederverheiratung junger Witwen hervorrief, da bekanntermaßen junge Mädchen schon im Alter von 10 und 12 Jahren in den Witwenstand fallen, nie mehr heiraten dürfen und lebenslang eine jämmerliche Existenz zu fristen haben.

Rationell denkende Hindostaner haben mitunter die Ersprießlichkeit und den Edelsinn der englischen Absicht eingesehen und hätten gern derselben beigestimmt; doch die Scham und die Furcht vor der großen Masse der im Banne des Vorurteiles lebenden Landsleute pflegt sie abzuhalten, wodurch die Realisierung der Reformpläne noch erschwert wird. Im Laufe der Zeit hat selbstverständlich der größte Starrsinn dem Prinzipe der Nützlichkeit nachgeben müssen, wie dies z. B. bezüglich der strengen Scheidewand im Kastenleben[1]) und des Abscheues vor Meerreisen der Fall gewesen ist. Heute gibt es Hunderte und Tausende von Hindostanern, die, die strengen separatischen Gesetze der Kasten außer acht lassend, mit Europäern verkehren, mit denselben speisen und trinken, ohne sich über die etwaigen Folgen eines solchen Schrittes, als Exkommunikation und andere Strafen der Gesellschaft zu kümmern.

Was die Reisen über das Schwarze Wasser (Meer) anbelangt, so sind die Europareisen unter den Hindus

---

[1]) Mit bezug auf das Kastenleben scheint man im Abendlande zu vergessen, daß auch wir trotz unseres aufgeklärten Jahrhunderts unter den streng separatistischen Tendenzen einzelner Gesellschaftskreise leiden. Die Scheidewand ist allerdings nicht so hoch und nicht so stark wie in Indien, doch unser Geburtsadel pflegt noch immer in gewissen Ländern von den übrigen Klassen sich streng abzusondern, und wäre es ihm gestattet, so möchte er ebenso wie in Indien für die Aufrechterhaltung des Kastensystems einstehen.

ebenso in der Mode wie bei vielen anderen mit Abendländern im Verkehr stehenden Asiaten, ja noch mehr, auf den englischen Hochschulen zu Oxford und Cambridge finden wir schon seit Jahrzehnten Indier brahminischen und mohammedanischen Glaubens immatrikuliert, die daselbst akademische Grade erhalten, und heimgekehrt, Stellung und Achtung finden. Vor hundert Jahren hätte eine Europareise als Apostasie gegolten und wäre ebenso aufgefallen, als wenn irgend ein frommer Katholik sich damit gebrüstet hätte, er habe seine geistige Ausbildung im Azhar-Kollegium von Kairo erhalten. Als Beweis für die Schwächung des Kastenwesens wollen wir das Urteil eines Franzosen anführen, der in seinem Buche über Indien folgendes sagt: „Aujourd'hui les soudras, comme les brahmanes, sont admis dans les collèges sanscrits et étudient avec eux les Vedas. Un professeur qui refuserait d'enseigner les livres sacrés à un soudra, serait simplement remercié. Il y a une cinquantaine d'années, lorsque les Anglais s'avisèrent pour la première fois de pendre un brahmane, on craignait une sérieuse émeute: aujourd'hui le cas est relativement fréquent, et personne ne s'en préoccupe." [1])

Unser Staunen und Verwundern über die englischerseits angebahnten ersten Reformen und deren Erfolg wird aber um so größer, wenn wir jene Kämpfe und Widerwärtigkeiten erwägen, welche selbst die einheimischen Fürsten der Türkei und Persiens bei Einführung der unbedeutendsten Neuerungen zu bestehen hatten. Die Veränderung in Schnitt und Farbe eines Kleidungsstückes, die Annahme einer neuen Kopfbedeckung und die Einführung irgend eines modernen Wissenszweiges hat überall in der Islamwelt die Geister

[1]) Paul Boell. L'Inde et le Problème Indien. Paris 1901. Seite 208.

empört und zu Widerstand gereizt. Sultan Mahmud mußte die antireformatorische Leidenschaft der Türken im Blute der Janitscharen ertränken, und selbst das christliche Rußland vermochte nur über die Leichenhaufen der reformfeindlichen Strelzi zum Werke der Regenerierung zu schreiten. In Persien wagte Nassreddin Schah auch nicht den kleinsten Schritt in dieser Richtung zu unternehmen. Den Reformen Mehemmed Alis in Ägypten mußte der Massenmord der Mameluken vorangehen. Überall und überall, ob im Islam oder im Brahminismus und Buddhismus, waren Neuerungen stets ein Greuel in den Augen der Asiaten, und trotzdem ist es einem kleinen Haufen, sozusagen einer Handvoll Engländer gelungen, ohne besondere Erschütterungen ganz außerordentliche Umgestaltungen im politischen, gesellschaftlichen und ethischen Leben eines asiatischen Staates hervorzurufen. Den zeitweiligen Empörungen, wie dem Aufstand der Madras-Sepoys von Vellore im Jahre 1806 und der großen Revolution der Sepoys von 1857, lagen eher politische als sozial-ethische Motive zugrunde. Die Mär von den mit Schweinefett und Rindschmalz geschmierten Patronen hätte kaum Anlaß zu einer Revolte gegeben, wenn nicht die stets fortschreitenden britischen Erfolge und die glücklich durchgeführte Annexionspolitik Lord Dalhousies gewisse unruhige, unzufriedene und ambitiöse Köpfe, wie Dundhu Panth, gewöhnlich Nana Sahib genannt, um die Wiedererlangung ihrer Herrschermacht besorgt gemacht hätte. Nana Sahib zielte auf die Restitution der Macht der Peschwas[1]) und dank der Unvorsichtigkeit und der

[1]) Peschwa, richtiger Pischwa, ein persisches Wort in der Bedeutung von Vorstand, war der Titel des ersten Ministers der Máráthen, Würdenträger, die später an die Stelle ihrer Herren

allzugroßen Vertrauensseligkeit der Briten fand er im Fanatismus eine tüchtige Waffe.

Hätten die administrativen Maßregeln und Reformen der Engländer den Eingeborenen wirklich so drückend und für das Wohl der einzelnen Länder so nachteilig gedünkt, wie feindlicherseits angenommen wird, so hätte sich wohl mehr als eine Gelegenheit dargeboten, das fremde Joch abzuschütteln und die verschwindend kleine Anzahl der Eroberer zu vernichten. Daß Fälle von Empörungen nur sehr selten und vereinzelt aufgetreten sind, und daß es Mohammedaner sowohl als auch Hindus gegeben, die den Engländern zur Zeit der Not beigestanden und zur Unterdrückung der Revolte mitgeholfen haben, das spricht eben für die Würdigung, welche Englands Bestrebungen seitens des besonnenen und friedliebenden Teiles der Bevölkerung gefunden haben. Der Hindostaner mochte noch so leidenschaftlich, fanatisch und abergläubisch sein, er mußte doch schließlich zur Einsicht gelangen, daß die von den Fremden inaugurierte neue Weltordnung, wenngleich mitunter fremdartig, ungewohnt und unbeliebt, den Keim langersehnter Ruhe und Glückseligkeit in sich trug, und daß auf die finstere Nacht der Anarchie, der Tyrannei und der ewigen Kriege ein heiterer Morgen hereinzubrechen versprach.

Und wer würde es leugnen, daß Englands Machteinfluß, selbst im Stadium des Werdeprozesses, sich redlich bemühte, die ihm zufallenden Gebiete einer

---

traten. Unter diesem Namen ist jene Macht bekannt, die an die Stelle der Márátha-Könige getreten, von Balaju (1718) bis Badschi-Rao II. (1795) als sieben Peschwas in einigen Teilen Indiens regierten und mit den Engländern in häufigen Kriegen verwickelt waren. Nana Sahib war ein Adoptivsohn des letzten Peschwas.

besseren Zukunft entgegenzuführen? Noch unter der Verwaltung der „East-Indian-Company" inmitten der Wirren und Getöse der ewigen Kriege haben Neuerungen und Reformen stattgefunden, aus welchen man die heutige Lage hätte voraussagen können. Es sind namentlich zwei Generalgouverneure, die in dieser Beziehung besonders erwähnt zu werden verdienen. Lord William Cavendish Bentinck, der von 1828 bis 1835 an der Spitze der Angelegenheiten stand, hat sich weniger durch seine territorialen Eroberungen als vielmehr durch seine administrativen Maßregeln und Reformen berühmt gemacht. Er war es, der die früher erwähnten barbarischen Sitten des Sati und Thag unterdrückte, der mittels Regelung der Finanzen die Steuerlast erleichterte und den gebildeten Eingeborenen zum Staatsdienste zuließ. Es gebührt ihm vollauf die von Macaulay verfaßte Aufschrift auf seiner Statue in Kalkutta, welche lautet: „He abolished cruel rites; he effaced humiliating distinctions; he gave liberty to the expression of public opinion; his constant study was to elevate the intellectual and moral character of the nations committed to his charge."[1]) Ähnliches kann von Lord Dalhousie, der von 1848 bis 1856 Generalgouverneur war, gesagt werden. Abgesehen von seiner glücklich und mit Geschick durchgeführten Eroberungspolitik, hat er sehr viel zum materiellen und moralischen Fortschritt der ihm anvertrauten Länder beigetragen. Er hat das Departement der öffentlichen Arbeiten gegründet und dem heute über Indien sich ausdehnenden Netz von Kanälen, Straßen und Eisenbahnen vorgearbeitet. Er hat den Gangeskanal eröffnet, die Dampferverbindung zwischen Indien und England über

[1]) W. W. Hunter. The Indian Empire. Seite 475.

das Rote Meer hergestellt, eine billige Posttaxe und den Telegraphen eingeführt, und es ist kein geringes Lob, wenn W. W. Hunter[1]) von ihm sagt: „His system of administration carried out in the conquered Punjab, by the two Lawrences and their assistants, is probably the most successful piece of difficult work ever accomplished by Englishmen!" Wie wir sehen, konnte der Hindostaner schon zu jener Zeit seine Gedanken viel freier ausdrücken, als so manche christlich-europäischen Völker der jüngsten Vergangenheit und als die Russen noch bis jüngstens unter dem Knebel einer tyrannischen Zensur dies zu tun vermochten.

IV.

Wenn wir die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts als jenen Zeitabschnitt bezeichnen, in welchem das Werk der Umgestaltung der politischen, administrativen und gesellschaftlichen Zustände Indiens eingeleitet worden ist, so kann die zweite Hälfte besagten Jahrhunderts für diejenige gelten, in welcher das große Werk mit Energie, Geschick und außerordentlichen Anstrengungen der Vollendung entgegengeführt worden ist. Dadurch, daß die Verwaltung des Landes von der „East-Indian-Company" an die Krone übergegangen, hat einerseits das Interesse für die große Besitzung im Osten einen schärfer ausgeprägten britisch-nationalen Charakter angenommen; andrerseits war die Regierung an den Ufern der Themse sozusagen gezwungen, in Indien einen integrierenden Teil des Reiches anzuerkennen, für die Konsolidierung des Besitzes einzustehen

[1]) Ibid. Seite 482.

und alle möglichen Mittel und Kräfte aufzubieten, um in der Förderung des materiellen und moralischen Wohlstandes der indischen Untertanen die beste Garantie für deren Anhänglichkeit und Loyalität sich zu sichern. Es liegt schon im Wesen des Engländers, bei seinen Unternehmungen allen schüchternen Versuchen und Halbheiten aus dem Wege zu gehen, und da er als politisch freier Mann gerade und unbeirrt auf sein Ziel losgehend, keine Opfer und keine Mühe scheut, so muß das heute vor uns liegende Resultat der Zivilisierung eines stockorientalischen Landes und Volkes, wie Indien es ist, als eine ganz natürliche Folge der individuellen Eigenschaften des Zivilisators betrachtet werden.

Wenn wir früher hervorhoben, daß die russische Regierung selbst in ihren redlichsten Absichten in Turkestan infolge der Unzuverläßigkeit und Gewissenlosigkeit ihrer Beamten nur selten gedeihlich wirken kann, so muß bezüglich der englischen Organe in Indien gerade das Gegenteil behauptet werden. Abgesehen von dem in Fleisch und Blut übergegangenen strengen Pflichtgefühl der Engländer, sowie der Festigkeit und Redlichkeit ihres Gebarens, hat es in Indien von jeher viele höhere und niedere Beamten gegeben, die für ihre Arbeit Liebe und Begeisterung mitbrachten, in der Zivilisierung Indiens einen gerechten Nationalstolz erblickten und ihrer Aufgabe mit wahrer Begeisterung, mit echt patriotischem Eifer oblagen. Dies war namentlich vor der beschleunigten Kommunikation mit dem Mutterlande der Fall, wo der längere ununterbrochene Aufenthalt in Indien den Briten gar oft in einen europäisch gesinnten Halbasiaten umgestaltet hatte, und wo ein höherer Grad von Vertraulichkeit zwischen dem Fremden und dem Eingeborenen den Umgang erleichterte und so manchen schroffen Gegensatz in der

Sittenwelt verminderte. Die liebevolle Behandlung und der edle Humanitätssinn, durch den sich so mancher Beamte hervorgetan hat, haben oft einen so tiefen Eindruck auf die Gemüter der Hindostaner zurückgelassen, daß gewisse Engländer selbst nach Generationen von den Eingeborenen mit Achtung erwähnt werden. Solche Namen, wie die eines Clive, Malcolm, Elphinstone, Henry Lawrence, John Jacob, Robert Sandeman, John Nicholson, Herbert Edwardes, Lord Mayo, Lady Dufferin u. a. m. leben noch heute in pietätvoller Erinnerung der Hindostaner.

Gestützt auf meine langjährigen Erfahrungen und meine Vertrautheit mit dem Leben der Orientalen pflege ich mir oft die Frage zu stellen: Was mag wohl die Hauptursache gewesen sein, daß die Eingeborenen den Engländern gegenüber sich willfährig zeigten und solche Reformen über sich ergehen ließen, die selbst moderne orientalische Reformatoren mit ihren eigenen Landsleuten zu unternehmen kaum gewagt hatten? Nun, ich glaube, daß die Einführung einer unparteiischen Jurisdiktion, die Sicherung des Vermögens und Lebens jedes einzelnen und die vollständige Gleichheit vor dem Gesetze im Anfange die meiste Anziehungskraft auf den Hindostaner ausgeübt haben,[1]) da die heimischen Regierungen, selbst die der glorreichsten Fürsten nicht ausgenommen, eben in Ermangelung besagter Eigenschaften als schwerer Fluch auf dem Volke gelastet und sich verhaßt gemacht

[1]) Im Artikel 91 des Digest of Statutory Enactments relating to the Government of India heißt es „No native of British India, or any natural born subject of Her Majesty resident therein, is, by reason only of his religion, place of birth, descent, or colour or any of them, disabled from holding any place, office, or employment under Her Majesty in India". The Government of India. by Sir Courtenay Ilbert. Seite 237.

hatten. Wenn der Landmann und Handwerker in seinem Besitze nicht gestört, von dem Steuereinnehmer nicht beraubt oder schikaniert wird, wenn er dem Rechtsspruch des Richters vertrauen kann, so wird er gar bald zum gefügigen Werkzeug in der Hand der Regierung. Speziell in Indien kümmerte man sich um Glauben und Nationalität des fremden Herrn um so weniger, da man daselbst an die fremde Herrschaft seit Menschengedenken gewöhnt war, denn in den Augen des Südindiers ist der Pathan, Radschput oder Behludsche im Aussehen und Sprache nicht minder fremd als der Brite. Wonach man sich hier am meisten gesehnt, das war die stabile Regierung und der Landesfriede, um unter dem Schutz der Gesetze eine ruhige Existenz fristen zu können. Nun, in dieser Beziehung hat die englische Regierung den Wunsch der Eingeborenen in vollem Maße befriedigt, denn so wie die verschiedenen Länder der Indischen Halbinsel vordem noch nie unter ein und demselben Zepter vereinigt gewesen, ebenso hat daselbst der Friede noch nie in solchem Maße geherrscht, wie heute unter Englands Verwaltung.

Was die allgemeine Lage der unteren Klasse der Bevölkerung anbelangt, so braucht man sich nur in Persien, in der Türkei und in Marokko umzusehen, um zu begreifen, wie glücklich z. B. der Mohammedaner Indiens neben seinen unter heimischer Regierung stehenden Glaubensgenossen sich ausnimmt. Ähnliches ist auch mit bezug auf den Wischnuanbeter der Fall. Wer nach dem Anscheine urteilt, wird im ärmlich gekleideten oder halbnackt einhergehenden indischen Feldarbeiter nur ein klägliches Bild des Elends und der Armut entdecken. Doch ist dem nicht so, denn dieser spärlich gekleidete Bauer wird für seinen Spar-

pfennig sich Schmuckgegenstände anschaffen, die er bald versteckt, bald wieder seiner Frau umhängt, während er selbst im Fetzengewande sich ungefähr so ausnimmt, wie etwa der ungarische Zigeuner, der sein zerrissenes Wams mit großen silbernen Knöpfen schmückt und mitunter vorzügliche Pferde vor seinem Wagen spannt. Abgesehen von einzelnen Fällen, d. h. dort, wo der angeborene Leichtsinn zur Verschwendung führt, kann in Indien von drückender Armut, wie wir solche in gewissen Ländern Europas vor uns sehen, nirgends die Rede sein. Im Gegenteil, die allgemeine Lage verbessert sich daselbst von Tag zu Tag. Der gelehrte Hindostaner Seid Hussain Bilgrami berichtet, daß es dem Bauer heute viel besser geht, wie ehedem und in der indischen Zeitung „The Hindu Patriot" lesen wir, daß der Feldarbeiter, dessen Tagelohn früher eine Anna [1]) war, heute zwei Annas bekommt. In einem Lande, wo drei Fünftel der Bevölkerung vom Ackerbau und dieser Erwerbszweig wieder vom Wetter abhängt, dort sind Schwankungen im allgemeinen Wohlstande wohl unvermeidlich. Noch mehr ist dies aber der Fall in einem Lande, wo die liebe Gewohnheit oder die Tyrannei der Sitten die Leute zur Verschwendung zwingt, wo der Staatsbeamte mit 150 Rupien jährlichem Einkommen für die Hochzeitsfeier seines Kindes mehr als 1500 Rupien ausgibt, und wo der noch so arme Bauer auf eine Hochzeit 200 Rupien verschwendet. Unter solchen Umständen ist eine Generalisation bezüglich des Wohlstandes in Indien ebenso unmöglich, wie in Europa, doch in Anbetracht des günstigen Regierungswechsels, der in Indien stattge-

[1]) Anna ist eine indische Scheidemünze im Werte von ein Penny = acht österr. Pfennige. Sechzehn Annas machen eine Rupie aus.

funden, erscheint es ganz natürlich, daß der Wohlstand zunehmen mußte und an vielen Punkten des Landes auch zugenommen hat.

Was Indien heute an Reis, Getreide, Indigo und Hülsenfrüchten jährlich produziert, das hätte noch im Anfang des vergangenen Jahrhunderts unglaublich geschienen, die stete Zunahme dieser Artikel ist ganz wunderbar, und den großen Umfang, den unter anderen z. B. der indisch-europäische Weizenhandel neuestens genommen, ist das beste Zeugnis dafür. Für die Zunahme einiger Hauptartikel sprechen auch die Angaben der offiziellen statistischen Berichte für das Dezennium 1891-2 und 1900-1 [1])

	1891—2	1900—1
Reis (Zentner)	314 804 161 . . .	413 506 700
Weizen (Tonnen)	5 986 531 . . .	6 765 717
Thee (Tonnen)	123 867 902 . . .	197 460 664
Baumwolle (Ballen) . . .	1 497 000 . . .	2 127 205
Jute (Ballen)	2 971 794 . . .	6 400 000

Die auffallende Zunahme der Bodenerzeugnisse auf den verschiedenen Gebieten hat selbstverständlich erstens den Preis des Bodens erhöht, dessen Wert unter der britischen Herrschaft oft um das sechsfache gestiegen ist, zweitens den Export vermehrt, wodurch in den meisten Fällen der Landmann bereichert und auf einen Grad des Wohlstandes gebracht worden ist, den er früher nie gekannt hat, und den sein Standesgenosse, in der Türkei und Persien auch heute noch nicht kennt. Daß der Hindostaner diese verbesserte Lage der britischen Herrschaft verdankt, braucht wohl kaum gesagt zu werden, denn zur Zeit, als seine eigenen Stammes- und Glaubensgenossen die Herrschaft führ-

[1]) Siehe Statistical Abstract relating to British India from 1891—92 to 1900—01. Thirtysixth Number. London 1902. Seite 118.

ten, sah es höchst traurig und betrübend aus. Sir Denzil Ibbetson, einer der gründlichsten Kenner Hindostans, bemerkt in bezug hierauf in seinem dem Rate des General-Gouverneurs vorgelegten Berichte über Pendschab das folgende: „Als wir die Provinz übernahmen, war der einst berühmte königliche Kanal schon längst ausgetrocknet und vier Fünftel der ganzen Bodenfläche waren mit dickem Wald bedeckt, welcher Dieben, Landstreichern und Raubtieren als Schlupfwinkel diente. Die Einwohner waren entweder fortgezogen oder ausgerottet, und von 221 Dörfern eines einzigen Bezirkes (Pergana) waren nicht weniger als 178 verwüstet und entvölkert.“ [1]) Um den Ackerbau zu heben, sind englischerseits auch keine Mühe und Kosten gespart worden. Vor allem mußten die Gesetze betreffend des Bodenbesitzes geordnet werden, die eigentlich früher nie existiert hatten, oder doch bei der tyrannischen Willkür der eingeborenen Fürsten als ganz illusorisch gelten mußten.

Diesem zunächst galt es für die Kanalisierung zu sorgen, von welcher der Ackerbau in Indien, sowie auch anderswo in den heißen Ländern Asiens, in erster Reihe abhängt. Zahl und Stand der Kanäle haben von jeher die Fürstentugenden in Asien gekennzeichnet und der Name Nuschirwans [2]) wird noch heute verherrlicht, weil es in Persien noch Kanäle geben soll, die von seiner Regierungszeit herrühren.

Die Schöpfung des heute in Indien bestehenden Kanalsystems hat bei Freund und Feind schon längst verdiente Anerkennung gefunden, es sei desselben hier nur en passant Erwähnung getan. In dem den

---

[1]) Sir John Strachey. India usw. Seite 386.

[2]) In mehreren Teilen Persiens hat man mir Kanäle (Kanat) gezeigt, die von Nuschirwan (Chosroe I) erbaut sein sollen.

Engländern direkt unterworfenen Teile Indiens hängen von 137 319 732 Morgen urbaren Landes gegen 29 215 545 Morgen von den Bewässerungskanälen ab, die größtenteils von der Regierung ins Leben gerufen worden sind,[1]) während 43 000 Meilen Kanäle unter der direkten Aufsicht oder Leitung der Regierung stehen.[2]) Trotz der bombastischen Berichte über Kanalisierung des Landes, die von der Fürsorge früherer einheimischer Fürsten sprechen, ist von den alten Irrigationswerken in Indien wenig übriggeblieben, das meiste mußte neu geschaffen werden und zwar mittels Aufnahme von Anleihen, da nur ein geringer Teil der Kosten durch die aus den Kanälen entspringenden Einkünfte gedeckt werden konnte. An der Finanzierung dieser Unternehmen hat sich fast ausschließlich englisches Kapital beteiligt. Die Kanalisierung war eine Wohltat für einzelne Distrikte, dieselbe hat sich zugleich auch für die Regierung als einträglich erwiesen und wie Sir John Strachey mitteilt, stehen die Kosten eines Kanals oft hinter dem Werte der während einer einzigen Saison erlangten Ernte zurück. Bis zum Jahre 1880 hat das Kapital, welches der Staat für das Kanalsystem ausgegeben, sich auf 20 500 000 Pfund Sterling belaufen.[3])

Wenn ich auch zugeben will, daß einheimische Fürsten in der Vergangenheit sich um die Kanalisierung temporäre Verdienste erworben haben, wie z. B. der Mogulenfürst Sultan Akbar, so darf nicht unbemerkt bleiben, daß solche Werke zumeist mittels Frondiensten und Zwangsarbeit zustande gekommen sind, und nicht, wie unter der britischen Verwaltung,

---

[1]) W. W. Hunter. Seite 641.
[2]) Sir John Strachey. Seite 222.
[3]) India in 1880 by Sir Richard Temple. Seite 263.

ohne jede zwangsweise Beteiligung des Landmannes. Was ich in Chiva seinerzeit gesehen, wo zur Reinigung eines Kanals die Gesamtbevölkerung einer Gegend Tag und Nacht zur Arbeit gezwungen war, hat mir von der väterlichen Fürsorge orientalischer Fürsten einen traurigen Begriff gegeben. Der Landmann des heutigen Indiens kann mit wenig Arbeit dem Boden jene Produkte entlocken, die zu seinem und seiner Familie Unterhalt nötig sind und Hungersnot tritt nur dann und dort auf, wo das Ausbleiben des regelmäßigen Regens ungewöhnliche Dürre erzeugt, oder wo Heuschrecken, Überschwemmungen oder sonstige Elementarschäden alle menschlichen Berechnungen zunichte machen. Unter dieser schrecklichen Plage hat Indien von jeher gelitten, und soweit die geschichtliche Erinnerung zurückreicht, sind unter den einheimischen Fürsten viele Hunderttausende von Menschen ihr zum Opfer gefallen. In der Hungersnot von 1769—70 ist ein Drittel der Bevölkerung von Bengal zugrunde gegangen. Gegen diesen Würgengel hat England mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich wehren müssen und die Unterstützung, durch welche bei seinem jeweiligen Auftauchen viele Millionen von Menschen gerettet wurden, hat schon riesige Summen verschlungen.[1]) Die Hungersnot von 1874—79 hat, abgesehen von den reichen Spenden, die aus England kamen, der anglo-indischen Regierung allein 16 Millionen Pfund Sterling gekostet.[2]

Früher haben außer Elementarereignissen noch Krieg und zügellose Tyrannei den Landmann um

[1]) In der Hungersnot von 1876—78 sollen nach Angabe Sir W. W. Hunters (The Indian Empire. Seite 646) gegen sieben Millionen Menschen umgekommen sein.

[2]) India in 1880 by Sir Richard Temple. London 1881. Seite 332.

die Frucht seiner saueren Arbeit gebracht. Heute ist die Gefahr des ersteren unter dem Schutze der Pax Britannica gänzlich geschwunden und von Tyrannei kann auch schon deshalb keine Rede sein, weil die Steuerverhältnisse geregelt und viel leichter zu ertragen sind, als in den unabhängigen moslimischen Staaten, ja selbst als in manchen europäischen Ländern. Es wird im allgemeinen angenommen, daß der Hindostaner jährlich per Kopf 1 Schilling und 9 Pence an Steuer bezahlt, und daß mit Einschluß der Bodensteuer die Kontribution vielleicht auf das Doppelte sich beläuft, d. h. auf 4 Rupien und 8 Annas, wie Paul Boell[1]) annimmt, während der Engländer daheim per Kopf sechsmal so viel zu bezahlen hat. Wenn nun Boell der Meinung ist, daß angesichts des großen Abstandes in den Vermögensverhältnissen zwischen England und Indien, der Engländer 6 %, der Hindostaner hingegen 16 % von seinem Einkommen dem Staate bezahlt, so scheint er vergessen zu haben, daß trotz alledem die Steuern in England fünf Sechstel und in Indien nur ein Viertel zu den öffentlichen Einnahmen beitragen, und daß demzufolge der Hindostaner zu den großen Kosten der Zivilisation seines Landes im Verhältnis zu den Vorteilen, die aus derselben erwachsen, wenig beiträgt. Wenn die Staatsausgaben in Indien in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts sich mehr als verdoppelt haben, so muß dies dem Umstand zugeschrieben werden, daß seit 1840 sechs große Provinzen mit einem Flächeninhalt von 500 000 Quadratmetern und mit 60 000 000 Seelen dem indischen Reiche einverleibt wurden.

Zu bewundern ist nur, daß trotz der starken Zunahme der Kosten für Reformen und Neuerungen

[1]) L'Inde et le Problème Indien. Paris 1901. Seite 177.

die Besteuerung noch nicht größer geworden, als sie tatsächlich ist! Die englischfeindliche Kritik pflegt mit Vorliebe auf das Mißverhältnis zwischen der Steuer und der niedrigen Zahl des Jahreseinkommens des Hindostaners — per Kopf 27 Rupien —[1]) hinzuweisen, vergißt aber dabei, daß das Jahreseinkommen des Turkestaners durchschnittlich noch viel geringer ist, und daß das Steuermaß der Russen dennoch höher zu stehen kommt. In Russisch-Turkestan bezahlt der Seßhafte an Charadsch und Tanab und der Nomade an Zelt- und Viehsteuer verhältnismäßig mehr als der Hindostaner, ohne dafür jene Vorteile zu genießen, welche die fortgeschrittene Kultur der Engländer bietet.

Außerdem ist zu bemerken, daß von dem auf 72 272 000 Pfund Sterling sich belaufenden jährlichen Staatseinkommen[2]) Indiens eigentlich nur 20 816 000 Pfund Sterling zu den direkten Steuern gehören, während 54 456 000 Pfund Sterling aus anderen Einnahmequellen stammen und von solchen Institutionen und Schöpfungen herrühren, die den Steuerzahlenden

---

[1]) Nach Berechnung des ehemaligen Parlamentsmitgliedes, des Parsi Dadabhai Naorodschi entfallen auf den Kopf jährlich nur zwanzig Rupien. Demgegenüber berechnet man in England 825 Frank, in Frankreich 575, in Rußland 225 und in der Türkei 100 Frank. (Paul Boell. L'Inde usw. Seite 178—79.)

[2]) Hierin ist jedoch die sogenannte land revenue (Bodensteuer) nicht inbegriffen. Dieselbe beläuft sich gegenwärtig auf jährlich 17 000 000 Pfd. Sterl., war aber ehedem zur Zeit der Mogulenherrschaft noch viel größer. Edward Thomas in seinem: „Revenue Ressources of the Moghul Empire" erwähnt im Jahre 1664—65 26 743 000 Pfd. Sterl., Bernier spricht von 22 593 000 und Catrou, nach Angaben Manuccis von 38 719 000 Pfd. Sterl. Und dies wohlverstanden zu einer Zeit als von der heutigen Ordnung, Ruhe und Gerechtigkeit im Lande keine Spur vorhanden war. (Obige Daten habe ich Sir John Stracheys Buch, Seite 129, entnommen.)

nützlich sind. Von letzteren sei hier nur der durch die Eisenbahnen geschaffenen bequemen und beschleunigten Kommunikation gedacht, in welcher Beziehung das heutige Indien selbst den am meisten fortgeschrittenen europäischen Ländern nicht nachsteht.

Mit dem großen Eisenbahnnetz, welches sich heute über Indien ausbreitet, wurde schon unter Lord Dalhousie begonnen und die erste Bahnstrecke ist 1853 eröffnet worden. Der Bahnbau schritt überall ziemlich rasch vorwärts. Im Jahre 1885 waren erst 12 279 englische Meilen eröffnet, und 1900 waren schon 24 707 englische Meilen dem Verkehr übergeben. Die einzelnen Bahnen sind entweder vom Staate selbst gebaut, oder vom Staate garantiert, teilweise auch subventioniert, teilweise aber von den Native States ins Leben gerufen und haben bisher gegen 52 596 779 Pfund Sterling gekostet. Die Zahl der auf diesen Bahnen 1900 beförderten Reisenden war 174 824 483 und das Erträgnis belief sich auf 315 967 137 Rupien.[1]) Während in Russisch-Turkestan eigentlich nur von rein strategischen Bahnen die Rede sein kann, hat der Schienenstrang Indiens die ökonomischen, gesellschaftlichen, kommerziellen und industriellen Interessen des Landes in ungewöhnlicher Weise gefördert, ja den ethischen und moralischen Beziehungen eine neue Richtung gegeben. Dasselbe gilt vom Telegraphen- und Postwesen, denn in einer Gesellschaft, wo ehedem das Zögern der Eile und das Ruhen der Tätigkeit vorgezogen wurde, beliefen sich die Postsendungen im Jahre 1900 auf 521 664 746 Stück und die telegraphischen Depeschen auf 6 237 301. Dort, wo man ehedem auf die beliebten Pilgerfahrten Tage, ja oft Wochen verwendete, dort genügen heute Stunden und

[1]) The Statesman's Yearbook. 1902. Seite 166.

der Asiate ist sozusagen gezwungen den Wert der Zeit anzuerkennen.

Die großen Schöpfungen Englands auf materiellem Gebiete haben notgedrungen auch auf den Seelenzustand und auf die geistige Richtung des Hindostaners einen tiefen Eindruck ausgeübt und wesentlich dazu beigetragen, jene moralische Umgestaltung zu erleichtern, welche die übrigen Bemühungen Englands anstreben und auch schon angebahnt haben. Den weitaus mächtigsten Eindruck auf die Eingeborenen haben natürlich jene humanitären Bestrebungen ausgeübt, die vom Staate und einzelnen Philantropen ausgehend, zum allgemeinen Wohl beigetragen haben. Hierher gehören in erster Reihe die Spitäler und Armen-Apotheken, von welch ersteren es nahezu 2000 gibt und jährlich stehen mehr als 10 000 000 Patienten unter ärztlicher Behandlung. In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Zahl der Spitäler auf 3000 und die der Patienten auf 355 000 angewachsen, wozu noch die 20½ Millionen privat behandelter Kranken zu rechnen sind. Besonders wohltätig wirken die von der Lady Dufferin ins Leben gerufenen Frauenspitäler, wo Frauenärzte, unter ihnen auch Eingeborene, dem leidenden weiblichen Geschlechte Hilfe leisten, was früher seitens der männlichen Ärzte bei der strengen Trennung beider Geschlechter unmöglich gewesen. Des unglücklichen Loses der indischen Frauen haben Engländerinnen sich von jeher angenommen. Viele haben jahrelang dem Wohlergehen ihrer indischen Schwestern Mühe und Sorge gewidmet und unter ihnen hat sich besonders Mary Carpenter hervorgetan, deren Grabstein folgende Inschrift trägt: „Taking to heart the

grievous lot of Oriental women, in the last decade of her life, she four times went to India, and awakened an active interest in their education and training for serious purposes." [1])

V.

Was England bisher zur Hebung des materiellen Wohlstandes in Indien geleistet, das pflegen seine Feinde und Neider rein egoistischen Absichten zuzuschreiben, indem sie annehmen, alles wäre nur deshalb geschehen, um das Land und seine Einwohner leichter ausbeuten zu können, und um den Handel und die Industrie des Mutterlandes zu bereichern. Ja, der Neid ist mit Blindheit geschlagen; selbst die glänzendsten Tatsachen sind oft unfähig ihn aufzuklären, und wenn die objektive Forschung sich dennoch daran macht, mittels Beweisführung den Schleier zu lüften, so geschieht dies einzig und allein um den Sachverhalt klarzustellen und der Arbeit die verdiente Anerkennung nicht vorzuenthalten. Nun, ich muß offen gestehen, daß ich Englands Bestrebungen auf dem Gebiete des Unterrichtes, der Erziehung und der geistigen Hebung der Völkerkonglomerate Indiens noch viel höher schätze als seine Schöpfungen auf materiellem Gebiete. Bei letzteren hatte es leb- und willenlose Objekte in der Hand, die sich nach Belieben kneten, formen und umgestalten ließen; bei ersteren hatte es aber mit dem jahrtausendelang an gewisse Pfade gebundenen, verstockt konservativen Geist des Asiaten zu tun, und noch dazu eines Asiaten, der seine Bildungswelt, weil sie älter ist, höher schätzt als die unsrige, der als Schüler sich dem Lehrer überlegen dünkt, und der den neuen

[1]) India in 1880. by Sir Richard Temple. Seite 159.

Lehren auch schon deshalb Verdacht entgegenbringt, weil sie von einem Eroberer und fremden Beherrscher stammen.

Hätte ich nicht selbst jahrelang Gelegenheit gehabt, die Abneigung und den Widerstand von Türken, Arabern und Persern gegen die moderne europäische Kultur aus der Nähe kennen zu lernen, und erwägte ich nicht, daß der Indier zehnfach orientalischer ist als jene Völkerschaften, so wäre meine Bewunderung vielleicht weniger groß. Doch wenn ich heute das Gesamtbild der kulturellen Umgestaltung in Indien überblicke und in den Reihen der Pundits, Nabobe, Moulvis, Babus nicht nur europäisch gebildete Menschen, sondern im europäischen Sinne des Wortes hervorragende Gelehrten entdecke, muß ich mir sagen, diese Bewunderung ist weder extravagant noch unberechtigt.

Die kulturelle Umgestaltung Indiens hat natürlich mit der Eroberung des Landes gleichen Schritt halten müssen; denn um den neuerworbenen Besitz mittels Einführung politischer, administrativer und gesellschaftlicher Reformen sichern zu können, war ein Einwirken auf das geistige Leben der neuen Untertanen notwendig. Warren Hastings, der stark verleumdete geniale Krieger war es, der 1782 das Kollegium von Kalkutta gründete und jahrelang auf seine eigenen Kosten erhielt. Seine Absicht war die mohammedanische Bevölkerung Bengals heranzubilden, damit sie in gleichem Maße mit den Hindus für Staatsämter, namentlich für Verwendung in den Gerichtshöfen sich qualifizieren möge.[1]) 1781 entstand das Kollegium zu Benares, das

[1]) Sir John Strachey 241.

besonders zum Studium der Gesetze, Literatur und Religion der Hindus bestimmt war und für den europäischen Richter einen in Rechtssachen bewanderten Gehilfen heranbilden sollte.

An Elementarschulen zur Bildung der untersten Volksklassen hat man damals noch nicht gedacht, auch nicht denken können, da man mit den leitenden Prinzipien des Unterrichts noch nicht im reinen war. Zwei verschiedene Meinungen traten in dieser Beziehung auf. Die eine Partei, durch Lord Macaulay vertreten, war der Ansicht: man müsse den höheren Unterricht in englischer Sprache einführen, da man von der Voraussetzung ausging, daß orientalische Literatur und Wissenschaft nur veraltete, kindisch lächerliche und verwerfliche Lehren verbreite; die andere Partei hingegen vertrat die jedenfalls gesunde Ansicht, daß Wissen und Bildung nur dann mit Erfolg verpflanzt werden können, wenn sie auf nationaler Basis begründet, in der Muttersprache und in der nationalen Literatur das richtige Mittel zur Verbreitung finden. Wir sehen hier denselben Kampf, den Rußland in seinen Bildungsversuchen an der Wolga auf der Kirgisensteppe und in Turkestan ausgefochten hatte, und aus welchem Professor Ilminski eine Zeitlang auch siegreich hervorgegangen war. Der große Unterschied besteht jedoch darin, daß, während es den Russen leicht wurde, unter Tataren, Kirgisen und Sarten tabula rasa zu machen, da sie daselbst nur sehr geringe oder fast gar keine Spuren einer älteren nationalen Bildung vorfanden, die Engländer schließlich die reiche Sanskrit-Literatur und gewisse Zweige juridischen und philosophischen Wissens der Eingeborenen doch nicht unberücksichtigt lassen konnten. Es ist dabei zu bedauern, daß der in gewisser

Beziehung voreingenommene Macaulay[1]) über die Ansichten Hastings, Wellesleys, Sir William Jones' und Elphinstones den Sieg davontrug, und daß demzufolge unter Lord Bentinck der Beschluß gefaßt wurde: „Es sei die Aufgabe der Regierung unter den Einwohnern Indiens europäische Literatur und Wissenschaft zu verbreiten, und daß alle vorhandenen Mittel auf englische Erziehung verwendet werden sollten."[2])

Unter diesem Nachteil laboriert der höhere Unterricht mit geringen Ausnahmen noch heutzutage, und unter solchen Umständen konnte selbstverständlich von einer Bildung der unteren Schichten der Bevölkerung anfangs schwer die Rede sein. Die Primärschulen außer acht lassend und dem Volksunterricht den mohammedanischen und brahminischen Religionsschulen überlassend, fuhr man mit Errichtung von Hochschulen fort. 1823 entstand das Kollegium zu Agra, 1824 das Sanskrit-Kollegium in Kalkutta und 1835 war die Medizinalschule durch Lord Bentinck ins Leben gerufen. Erst unter der Regierung Sir C. Woods (später Lord Halifax) fing man an, dem öffentlichen Unterricht die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Inmitten der Wirren der Sepoy-Revolution von 1857 wurden die drei Universitäten von Kalkutta, Madras und Bombay gegründet und der Beschluß gefaßt, für den öffentlichen Unterricht ein besonderes

---

[1]) Wie der große Essayist zu dem Schlusse gelangt ist, daß die Wissenschaft im Orient kein Werk aufzeigt, welches den Vergleich mit den Geistesprodukten der modernen Welt aushalten könne — denn so äußerte er sich in seinem 1835 dem Rate des General-Gouverneurs unterbreiteten Entwurfe — ist nur so erklärlich, daß er eben den Geistesheroen der orientalischen Wissenschaft nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmete und daß er unter Wissen nur exakte moderne Wissenschaften verstand.

[2]) Sir John Strachey. Seite 244.

Departement einzurichten, unter Aufsicht eines Direktors mit einem Stab von Inspektoren. „Ein ganzes Netz von Schulen breitete sich allmählich über das ganze Land aus in den Abstufungen von der Dorfschule der Eingeborenen bis zu den höchsten Kollegien. Sämtliche erhielten Gelduntersttzung unter der Bedingung einer regelmäßigen Beaufsichtigung, während eine Reihe von Stipendien das Studium ermunterten und den Mittellosen den Weg zur Universität eröffneten."[1]) Sehr gedeihlich gestaltete sich die durch Lord Ripon (1884—18) eingesetzte Schulkommission, indem sie das von Lord Halifax 1854 begonnene Werk zu vervollkommnen suchte, wobei man auch langsam dem Prinzip Geltung verschaffte, daß die englische Sprache in den Hochschulen, in den unteren Schulen aber die Muttersprache der betreffenden Eingeborenen als Unterrichtsmittel verwendet werden sollte. Seit jener Zeit haben die verschiedenen Lehranstalten in Indien, sowie die Zahl der Schüler bedeutend zugenommen.

1857—58	zählte	man	2 000	Schulen	mit	200 000	Schülern
1874—78	„	„	66 202	„	„	1 877 942	„
1890—91	„	„	138 350	„	„	3 698 361	„
1901—02	„	„	148 380	„	„	4 520 093	„

Bei einer Bevölkerung von 230 Millionen unter unmittelbarer Herrschaft der Regierung nimmt sich dieser Schulbesuch wie ein Tropfen Wasser im großen Meere aus; erwägt man aber den hartgesottenen Konservatismus, den Aberglauben und die Vorurteile, mit welchen die Regierung zu kämpfen hatte und noch immer kämpft, so wird man den Bestrebungen der Engländer die Anerkennung nicht vorenthalten können. Die Bemühungen der Regierung wären gewiß viel erfolgreicher ausgefallen, wenn die stark überwiegende

[1]) W. W. Hunter. The Indian Empire. Seite 562.

Mehrzahl des Volkes, d. h. nahezu drei Fünftel der Gesamtbevölkerung sich nicht mit Ackerbau beschäftigte, eine Klasse von Menschen, die im allgemeinen der Bildung nicht so leicht zugeführt werden kann, und wenn ferner Hungersnot, Pest und Cholera, diese schrecklichen Plagen Indiens, nicht störend einwirkten.

Was besondere Beachtung verdient, sind die Bemühungen um die in der Islamwelt, ja in ganz Asien, arg vernachlässigte Frauenbildung. Von der auf 294 360 000 Seelen sich belaufenden Gesamtbevölkerung Indiens gehören 149 951 000 dem männlichen und 144 409 000 dem weiblichen Geschlechte an. Von ersterem sind 134 752 000, von letzterem 142 976 000 Analphabeten (illiterate) und nur 1 433 000 des Schreibens und Lesens kundig.[1]) In dieser Beziehung hat sich neuerdings ein erfreulicher Fortschritt gezeigt; denn während die Zahl der Schülerinnen 1891—2 auf 339 031 sich belief, hat dieselbe 1901—2 schon 429 490 betragen,[1]) und die größte Zunahme ist in Südindien, wo die Seklusivität der Frauen geringer ist, zu verzeichnen, so z. B. in Madras, wo seit 1871 die Zahl der Schülerinnen von 10 000 auf 128 000 gestiegen ist. Ja, noch mehr, es sind Fälle vorgekommen, wo indische Damen literarischer und akademischer Auszeichnungen teilhaftig wurden; mehrere haben mit Erfolg Maturitätsprüfungen bestanden, und einige haben den Doktortitel erhalten, was in Asien jedenfalls zu den phänomenalen Erscheinungen gerechnet werden muß.

Die Summe, welche seitens der Feudalstaaten und der englischen Regierung in 1901—02 auf den öffentlichen Unterricht in Indien verwendet wurde, beläuft

[1]) Sir John Strachey. Seite 249.
[2]) Statistical Abstract. Seite 101.

sich nach den offiziellen Angaben [1]) auf 2 673 278 Pfund Sterling. Diese Summe mag in Anbetracht, daß Rußland sub titulo Unterrichtsbudget bei einer Einwohnerzahl von 5 260 000 Turkestanern jährlich zirka 350 000 Pfund Sterling d. h. 3 432 200 Rubel ausgibt, sehr gering erscheinen, es dürfen jedoch hierbei folgende Umstände nicht unberücksichtigt bleiben.

Erstens decken die Ausgaben des russischen Unterrichtsbudgets in Turkestan hauptsächlich solche Schulen, die zur Bildung der Kinder russischer Beamten und Soldaten dienen, namentlich Gymnasien, Stadtschulen und Pfarrschulen, lauter Lehranstalten, an welchen die Kinder der Eingeborenen nur einen sehr geringen oder gar keinen Anteil nehmen.

Zweitens muß Rußland die Kosten der Steppenschule und der mit denselben verbundenen Internate bestreiten, wozu die geldarmen Nomaden nur wenig beisteuern.

Drittens werden in Turkestan die Schulen für Eingeborene von nur 2427 Zöglingen besucht, während in Indien nach dem letzten Ausweis 4 520 039 Eingeborene eingeschrieben wurden.

Viertens haben die Engländer in Indien eine mächtige Opposition seitens der moslimischen sowohl als auch der brahminischen Geistlichkeit zu überwinden, und während erstere kein Opfer scheut, um ihre Moscheeschulen von der Ingerenz ihres christlichen Herrschers zu wahren und gegen Einführung europäischen Wissens zu schützen, haben letztere sich stets bemüht im Interesse des Kastenwesens die Massen von Aufklärung und Bildung fernzuhalten.

---

[1]) Statement exhibiting the moral and material Progreß and Condition of India during the year 1901—02 and the nine preceding years. Thirty fifth number. London 1903. Seite 318.

Dieses ist gewissermaßen wohl auch in Mittelasien der Fall, doch nur bei der unter Einfluß der Ischane und Mollas stehenden Bevölkerung, was bei den Nomaden, wo die Russen auf einen in kultureller Beziehung jungfräulichen Boden gestoßen sind, nicht der Fall ist. Infolge dieser Umstände kann die Zahl der Primärschuler in Indien sich nur langsam heben, und auch dies ist nicht in allen Teilen des Landes gleichmäßig. In Bengal z. B. wo der englische Einfluß am ältesten ist, belief sich die Zahl der Primärschulen 1871—72 nur auf 2451 und die der Schüler auf 64779. Im Jahre 1874—78 gab es schon 16042 Schulen mit 360322 Schülern, im Jahre 1883 zählte man 63897 Schulen mit 1118623 Schülern, im Jahre 1890—91 60342 Schulen mit 1215629 Schülern,[1]) und im Jahre 1901—02 zählte man 98388 Schulen mit 3271379 Schülern.[2])

Wie ersichtlich schreitet der Unterricht in den untersten Volksschichten in Indien nur sehr langsam vorwärts, woran nicht so sehr die Engherzigkeit der Engländer die Schuld trägt, als vielmehr die irrige Auffassung, das Bildungslicht werde von oben nach unten von selbst vordringen. Eine Zeitlang war man auch im Abendlande der Ansicht, daß so wie die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen erst die Bergspitzen beleuchtet und erst später in die Täler dringt, auch in der Gesellschaft die Aufklärung von den Spitzen in die unteren Schichten dringen müsse. Heute ist man natürlich von diesem Trugschluß gründlich geheilt, indem man zur Überzeugung gelangt ist, daß die Bildung eine möglichst breite Grundlage haben muß und nicht auf die Spitzen gestützt werden darf.

---

[1]) W. W. Hunter. The Indian Empire. Seite 566.
[2]) Statement exhibiting usw. Seite 310.

Dieser Irrtum war die Ursache, daß man in der Unterrichtspolitik in Indien den Primärschulen weniger Aufmerksamkeit zuwendete als den Mittel- und Hochschulen. In den Mittelschulen, wohin die Sekundärschulen und Kollegien gerechnet werden, ist die Unterrichtssprache englisch; die dort vorgetragenen Gegenstände befähigen den Schüler zum Eintritt in die Universitäten, falls er das Examen abeundi mit Erfolg abgelegt hat. Während des Dezenniums 1891/92—1901/02 hat die Zahl der Sekundärschulen von 4872 auf 5507 sich vermehrt. Die Kollegien, die Bildungsstätte der Intelligenz und der Beamtenwelt, gleichen mehr den schottischen und deutschen als den englischen Hochschulen und stehen unter Leitung eines Prinzipals, einiger Professoren und eines Moulvies oder Pundits, welch letztere Religionsunterricht erteilen. Die Kollegien und Spezialschulen sind solche Anstalten, in welchen die Wissensdurstigen sich zu Doktoren der Medizin, der Rechte, der Künste heranbilden, teils sich dem Lehrerstande widmen, oder Ingenieure, Mechaniker, Techniker usw. werden wollen. Die Frequenz dieser Schulen ist im Laufe des früher erwähnten Dezenniums von 16753 auf 29471 gestiegen.[1]) Die Universitäten, eigentlich Prüfungs- und nicht Lehranstalten, sind fünf an der Zahl, nämlich in Kalkutta, Madras und Bombay, (seit 1857 inkorporiert), ferner in Lahore und in Allahabad. In der Aufnahmeprüfung wird gefordert: die Kenntnis des Englischen, einer klassischen oder einer Landessprache, ferner Geschichte, Geographie, Mathematik und Physik. Das durchschnittliche Alter des Kandidaten muß zwischen 16 und 18 sein. In den Jahren 1872 bis 1892 haben gegen 7159 Zöglinge teils

[1]) Statement exhibiting usw. Seite 315.

den Titel B. A. (Bachelor of Arts), teils den Titel M. A. (Magister Artium) erlangt[1]) und von 1897 bis 1902 sind 6605 B. A. und 655 M. A. promoviert worden.[2]) Nicht übersehen dürfen wir endlich die von den katholischen und protestantischen Missionen geleiteten Schulen, die sich hauptsächlich mit dem Elementarunterricht befassen, und deren Schülerzahl im Jahre 1890 300 000 überstieg.

Die Zahl der Eingeborenen, die jährlich zu akademischen Titeln und Ehren gelangen nimmt stetig zu. So z. B. haben sich auf der Universität von Kalkutta in zehn Jahren 55 610 Kandidaten gemeldet, von welchen 55,6 % erfolgreich waren, und in der Universität von Bombay haben unter 32 120 Kandidaten 32,4 % die Prüfung bestanden.[3] Es ist selbstverständlich nicht so sehr der Wissensdurst als der Broderwerb, welcher zum Studium aneifert, doch im großen und ganzen muß dieser Zudrang zu den Hochschulen in Indien den Kenner asiatischer Zustände befremden, namentlich im Hinblick auf die speziellen Verhältnisse in Indien, wo der Antagonismus zwischen den einzelnen Nationen und Religionen viel größer ist als in den uns näher bekannten Ländern Westasiens. So haben z. B. in den öffentlichen Instituten von Madras, Bombay, Bengal, den Vereinigten Provinzen, Pundjab, Grenzprovinzen, Zentralprovinzen, Burma, Assam und Berar die Hindus im Schulbesuch ihre mohammedanischen Kollegen an Zahl weit übertroffen, indem in den öffentlichen Anstalten besagter Provinzen 2 779 455 Hindus 731 837 Mohammedanern gegenüber gestanden, was sich nur daraus erklären läßt, daß der

[1]) W. W. Hunter. Seite 564.
[2]) Sir John Strachey. Seite 256.
[3]) Ibid. Seite 314.

Mohammedaner dem fremden Kultureinfluß gegenüber sich viel spröder zeigt, als der Hindu, dessen Religion keine festgesetzten Dogmen und Satzungen hat, daher auch nicht gelehrt werden kann, während der Mohammedaner unter Wissenschaft eigentlich nur Religionswissenschaft versteht[1]) und von Andersgläubigen auch gar nicht unterrichtet sein will.

Dabei kann nicht behauptet werden, daß die Schulbildung unter den Hindus größer sei als unter den Mohammedanern. Im Gegenteil, die Zahl der Analphabeten ist unter den Hindus viel größer als unter den Mohammedanern, denn unter letzteren hat selbst die kleinste Gemeinde eine mit der Moschee verbundene Schule, wo auf das Koranlesen und auf die Elementarbegriffe des Islam großes Gewicht gelegt wird; weiter wird allerdings, d. h. was den Unterricht im weltlichen Wissen anbelangt, selten gegangen. Unter den Moslimen Indiens herrscht, wie ich schon hervorhob, derselbe streng orthodox-fanatische Geist wie in Mittelasien, der, ungleich dem der Moslimen Westasiens, das Prinzip des Bidaat (Neuerung) ablehnt, daher gegenüber den Kulturbestrebungen der Engländer jahrzehnte hindurch viel

---

[1]) Unter Wissenschaft Ilm hat man von jeher nur das auf Religion bezügliche Wissen verstanden. Diesem gegenüber wollen moderne mohammedanische Gelehrte behaupten, daß Geschichte, Mathematik, Chemie, Medizin usw. auch unter die Rubrik von Ilm gehören. Nach meiner persönlichen Erfahrung mit bezug auf die Medresses von Persien und Mittelasien, in welchem noch heute der viele Jahrhunderte alte Geist vorherrscht, ist dies jedoch nicht der Fall. Außer Rhetorik, Rechtswissenschaft und Grammatik ist von weltlicher Gelehrsamkeit auf den Kollegien erwähnter Länder keine Spur zu finden. Möglich, daß in der Vergangenheit dies nicht der Fall gewesen, denn sonst hätte die Pflege exakter Wissenschaften bei den Mohammedanern nicht jene Resultate zutage gefördert, die wir noch heute bewundern.

größeren Widerstand bekundet hat als die Hindus. Auch die Russen haben in dieser Beziehung recht unliebsame Erfahrungen gemacht, denn trotz ihrer streng absolutistischen Regierungsform haben sie es noch nicht gewagt, in den mitunter reich dotierten Medresses (Kollegien) moderne europäische Lehrgegenstände einzuführen. Ich kann mir auch gar nicht vorstellen, wie ein Talebe (Kollegienschüler) in Turkestan, der mit wildem Fanatismus seinen theologischen und moslimisch-humanistischen Studien obliegt, zum Lernen solcher Gegenstände veranlaßt werden könnte, die von den verhaßten Kafirs herrührt.

Aber „Not bricht Eisen" sagt das Sprichwort. Das um seinen politischen Einfluß und um seine jahrhunderte alte Herrscherrolle gebrachte moslimische Element Indiens hat, von den Umständen gezwungen, doch schließlich nachgeben müssen und hat in der Neuzeit in neue Bahnen eingelenkt. Angesichts des Umstandes, daß die Zahl der Hindus, die kraft der modernen Schulbildung zu angesehenen Ämtern im Staatsdienste gelangen, von Jahr zu Jahr zunimmt und die Moslimen allmählich in den Hintergrund drängt, haben letztere die Politik des Schmollens und Trotzens aufgegeben, und im letzten Dezennium d. h. zwischen 1891—92 und 1901—02 hat die Zahl der moderne Bildung suchenden Mohammedaner etwas zugenommen, und zwar auf Anregung ihrer patriotisch gesinnten Glaubensgenossen, Männern, die, die Gefahr und Schädlichkeit des allzu strammen Konservatismus und steten Negierens einsehend, zum Einschlagen in die neue Richtung ermuntert haben. Unter diesen sei in erster Reihe der Newab Abdul Latif Chan Bahadur C. J. E. erwähnt, der 1863 die „Mahomedan Literary Society of Calcutta" gründete, um

mittels derselben seine Glaubensgenossen für die englischen Kulturbestrebungen gefügiger zu machen und von der Notwendigkeit der Aneignung europäischen Wissens zu überzeugen.[1])

In dieser Gesellschaft, die noch heute nach dem 1893 erfolgten Tode des Gründers fortbesteht, werden die auf politischem, religiösem und gesellschaftlichem Gebiete sich bewegenden Tagesfragen ohne Vorbehalt erörtert und die Anordnungen der Regierung teils getadelt, teils gelobt. Als Basis der Gesellschaft diente das von Warren Hastings in Kalkutta gegründete Medresse (Hochschule), in welchem bis dahin nur die in anderen ähnlichen moslimischen Lehranstalten üblichen Studien betrieben wurden, und in welchen nun auf Anregung Newab Abdul Latif Chans die englische Sprache und europäischen Wissenschaften vorgetragen wurden. Aber nicht nur in Kalkutta, sondern auch an anderen Teilen des moslimischen Indiens hat der Newab aneifernd gewirkt, so namentlich beim Zustandekommen der Kollegien von Dacca, Chittagong und Rajshahi und beim Aufbringen von Stipendien, mit welchen zwei Drittel der Schulgelder der mohammedanischen Schüler gedeckt werden konnten.[2])

Aus allen Bemühungen des patriotischen Moulvis

---

[1]) Ich habe jahrelang mit diesem Mohammedanergelehrten Indiens in Briefwechsel gestanden. Anfangs wurde die Korrespondenz in persischer Sprache geführt, doch später bediente er sich des Englischen und ohne Übertreibung muß ich gestehen, daß dieser Asiate die Sprache Miltons und Shakespeares in ganz vorzüglicher Weise handhabte.

[2]) A full Report of the Proceedings of the Meeting in honour of the Memory of the late Nawab Bahadur Abdul Luteef. C. J. E. Held at the Town Hall, Calcutta on Friday the 11th Aug. 1893. Calcutta, 1893. Seite 50.

leuchtet hervor, daß er die Lage seiner Glaubensgenossen verbessern, mit der englischen Herrschaft aussöhnen und ihre Beteiligung an der Administration des Landes sichern wollte. Vor allem wollte er seine Landsleute zur Erlernung des Englischen animieren, und in einer vom 26. Dezember 1861 datierten Denkschrift äußert er sich darüber folgendermaßen: „If any language in India could lead to the advancement in life of the learner, it is the English. At the same time, the political benefits of the Mahomedans in English, both to themselves and to the Government, are many and apparent. The Mahomedan, who has been educated in English, can understand the good motives of the Government. He knows the power, intelligence, perseverance and resources of the British nation. His attachment to the Government rests on a firm basis. He cannot be misled, and no one will attempt to mislead him. He knows that the safety of life and property depends upon the stability of the British rule, und will naturally resent any attempts by his ignorant and misguided countrymen against that stability. He will do his utmost to persuade all within his influence of the benefits of the British rule; and where his representations of those benefits fail, his representation of the power of Government might deter them from evil designs against it." [1]) Diese Sprache vier Jahre nach der Sepoy Revolution geführt, deutet wohl klar auf das Verhältnis zwischen Engländern und Eingeborenen und liefert uns den Beweis von der Wertschätzung der englischen Kulturbestrebungen.

---

[1]) A Minute of the Hooghli Mudrussah, written at the request of The Honourable Sir J. P. Grant, K. C. B. Lieutenant-Governor of Bengal by Moulvie Abdool Luteef Khan Bahadoor. Calcutta, 1877. Seite 3.

Von gleicher Tendenz war das Trachten und Streben Sir Seid Ahmed Chans, eines vornehmen Mohammedaners aus dem Norden Indiens, der in Anbetracht des Widerwillens der Mohammedaner gegen christliche Lehranstalten die Absicht verfolgte, ein mohammedanisches Kollegium zu gründen, in welchem das Englische und moderne Wissenschaften durch moslimische Lehrer vorgetragen werden sollten, um den Rechtgläubigen im Norden Indiens den Eintritt in die Beamtenlaufbahn zu erleichtern. So entstand 1883 trotz der Anfeindungen und Verdächtigungen der Fanatiker die mohammedanische Universität von Aligarh. Unterstützt von der englischen Regierung und von Nizam von Hyderabad trägt diese rein mohammedanische Lehranstalt ganz wesentlich zur Bildung der Rechtgläubigen bei, und es werden darin neben mohammedanischen Studien auch moderne Wissenszweige betrieben. Letztere sind nach der Ansicht Sir Seid Ahmeds um so notwendiger, als die Zukunft des Moslimen in Indien ganz hoffnungslos sei, falls er sich nicht mit der europäischen Bildung vertraut mache. Er sah es klar, daß zwischen den Moslimen und Engländern nach hundertjähriger Herrschaft der letzteren nur wenig Sympathie bestehe und daß nur Aufklärung und Bildung freundschaftliche Beziehungen erzeugen könnten.[1]) Bei einem jährlichen Kostenaufwand von 6000 Pfund Sterling wurde die Anstalt 1902 von nahezu 500 Schülern besucht, und dieser Erfolg ist um so bedeutungsvoller, wenn wir erwägen, daß es der Norden Indiens, die Heimat des kriegerischen und nicht leicht versöhnlichen moslimischen Elementes ist, wo eine Assimilierung an die europäische Kultur sich vollzieht.

---

[1]) Sir John Strachey. India usw. Seite 263.

Als Lord Lytton im Jahre 1877 den Grundstein zu einem neuen Kollegium in Aligarh gelegt, sagte Sir Seid Ahmed in seiner an den Vizekönig gerichteten Ansprache: — „At my time of life it is a comfort to me to feel that the undertaking which has been for many years, and is now, the sole object of my life, has roused on the one hand the energies of my own countrymen, on the other, has won the sympathy of our British fellow-subjects and the support of our rulers; so when the few years, I may still be spared, are over, and when I shall be no longer amongst you, the College will still prosper, and succeed in educating my countrymen to have the same affection for their country, the same feelings of loyalty for the British rule, the same appreciation of its blessings, the same sincerity of friendship with our British fellow-subjects as have been the ruling feelings of my life." [1])

Außer der mohammedanischen Hochschule von Aligarh ist dem edlen Bestreben Sir Seid Ahmeds noch das Zustandekommen der Moslimischen Erziehungs-Konferenz (Muslim Educational Conference) zu verdanken; eine Schöpfung, derzufolge die Mohammedaner sich jährlich versammeln, um über gesellschaftliche Reformen zu beraten, um brüderliche Gefühle zwischen den Moslimen Indiens zu fördern, um Wissen zu verbreiten, und um der englischen Regierung zu beweisen, daß die Aufklärung der Mohammedaner und die Festigung der britischen Herrschaft über Indien Hand in Hand gehen können. [2]) Wir werden auf die Äußerungen

---

[1]) Ibid. Seite 266.

[2]) Vgl. den in der Asiatic Quarterly Review, April 1901 erschienenen Aufsatz: „The Nineteenth Century and the Musulmans of India" von Sir Khuda Bukhsh.

dieser und anderer gleichgesinnter Mohammedaner im Laufe dieses Buches noch zurückkommen; doch ich glaube diese Andeutungen sind hinreichend um dem unparteiischen Leser die Überzeugung beizubringen, daß der Kultureinfluß Englands in Indien selbst den verstockten Konservatismus und Fanatismus des Islam zum Weichen gebracht, und daß sich hier Regungen eines reformatorischen Geistes zeigen, die wir bisher in den politisch unabhängigen Ländern des Islam vergebens suchen.

VI.

Man pflegt die Arbeit nach ihren Früchten zu beurteilen, und nachdem wir vom Unterrichtswesen in Indien gesprochen, können wir nun auch mit dem bisher auf diesem Gebiete zutage geförderten Resultate uns befassen und jene Momente berücksichtigen, die im Denken und Handeln der Hindostaner beider Hauptreligionen sozusagen als eine Folge des Schulwesens sich manifestieren. Englische Kritiker finden im allgemeinen das Ergebnis der diesbezüglichen Bemühungen nicht zufriedenstellend, und der von uns oft zitierte Sir John Strachey meint, daß bezüglich des bis jetzt angewendeten Systems des Kollegium-Unterrichtes im allgemeinen ein Gefühl der Enttäuschung vorherrsche und das Urteil der durch Lord Curzon 1902 eingesetzten Untersuchungskommission nicht sehr ermutigend sei.[1])

Nun, wenn die Herren Mitglieder dieser Kommission die Resultate der Hochschulen von Oxford,

[1]) Opus citatum 259.

Cambridge, Harrow und Eaton vor Augen hätten, so will ich ihnen recht geben, doch Hindostaner sind noch keine Engländer, zwischen beiden liegt die von einer jahrtausende alten Weltauffassung geschaffene Kluft, die bis jetzt erst nur durch dünne und schwache Fäden überbrückt worden ist. Bei einem derartigen, nur mühsam erzeugten Verkehr zwischen Engländern und Hindostanern darf es dem System nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß die Zöglinge sich nicht zu Gelehrten qualifizieren und nur Brotstudien verfolgen, daß ihr Wissen nur oberflächlich sei, und daß kein aus den indischen Kollegien hervorgegangener Eingeborener bisher durch wissenschaftliche Tätigkeit auf dem einen oder anderen Gebiete sich hervorgetan. Nein! Selbst auf den Verdacht hin, daß ich, plus catholique que le pape, mich englischer gebärde, als der Engländer, kann ich diesem Vorwurf keinesfalls beistimmen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in meiner Beurteilung nicht auf Oxford und Cambridge, sondern auf die Ruschdie- und Idadieschulen der Türkei, auf das Kollegium von Galata-Serai und auf das Dar-ul-funum (Universität) von Teheran blicke, wo die Schulen von den eigenen Religions- und Stammesgenossen geleitet, und wo viele Jahre hindurch moderne Wissenszweige vorgetragen werden, ohne daß die in besagten Anstalten erzogenen Türken und Perser bisher brillantere Erfolge aufgewiesen hätten.

Auch bei uns in Europa hat infolge des herrschenden Zeitgeistes das Brotstudium viel mehr Anhänger als die rein wissenschaftliche Forschung; um so weniger darf dies also in Indien auffallen, wo ein Staatsamt dem Charakter und den Ansprüchen des Asiaten mehr zusagt als die weniger glanzvollen

Stellungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie. Ich habe wenig Orientalen kennen gelernt, die nicht eine gesicherte ruhige Stellung im Staatsdienst dem auf dem Wege des wirtschaftlichen Erwerbes erlangten Wohlstande vorziehen würden. Später mag das bisherige System des Unterrichtes vielleicht größere und bedeutendere Erfolge aufweisen; vorderhand jedoch muß man sich zufrieden geben mit dem indirekten Einfluß, welchen das Unterrichtswesen, namentlich aber das geistige Streben und Trachten der Engländer, auf die Eingeborenen ausübt und mittels dessen ganz wunderbare Fortschritte in der geistigen Evolution dieses innerasiatischen Volkes erzielt worden sind.

In erster Reihe möchten wir auf die literarische Bewegung hinweisen, die in Indien im Laufe der letzten Dezennien um sich gegriffen hat, und die als Zeichen einer auf Anregung der fremden Herrscher stattfindenden geistigen Gärung aufgefaßt zu werden verdient. Nach den statistischen Angaben war 1878 die Zahl der in englischer Sprache und in verschiedenen indischen Mundarten erschienenen Werke 4913, von welchen nicht weniger als 2495 Originalwerke waren, während die übrigen religiöse, poetische, dramatische, naturwissenschaftliche, philosophische und moralische Themata behandelten. Im Jahre 1883 ist die Zahl der Publikationen auf 6198 und im Jahre 1890 auf 7885 gestiegen, unter welchen 5507 Originalwerke, 1622 Reproduktionen und 756 Übersetzungen waren.[1]) Wie man angesichts solcher zahlenmäßigen Tatsachen von literarischer Sterilität reden kann, ist mir nicht recht begreiflich. Ich bin weit davon entfernt in diesen Origi-

[1]) W. W. Hunter. The Indian Empire. 571—73.

nalwerken epochemachende Leistungen auf geistigem Gebiete zu erblicken; doch ebenso verfehlt wäre es, dieselben geringzuschätzen, vermag doch das politisch unabhängige Westasien kaum ähnliche Erfolge aufzuweisen.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Tagespresse und periodischen Zeitschriften. Im Jahre 1892 gab es in Indien 576 Zeitungen und 330 teils Monats-, teils Wochenschriften; im Jahre 1900 ist die Zahl der ersteren auf 675, die der letzteren auf 465 gestiegen,[1]) und wenn wir erwägen, daß manche dieser Zeitungen, so z. B. ein Bengaler Blatt 20000 Abonnenten besitzt, so wird man sich vom Einfluß dieser Blätter auf das Gros des Publikums leicht einen Begriff machen können. Der englischen Regierung mag die Stellung der Presse bisweilen recht ungelegen kommen, denn in der indischen Journalistik ist die sogenannte Revolver-Presse nicht ganz unbekannt, und Lord Macaulay hat schon 1835 den Ausschreitungen der indischen Journalisten Halt gebieten wollen. Das Freiheitsgefühl der Briten hat sich jedoch gegen jedwelche Zensur gesträubt und nur unter Lord Elgin ist man gegen solche Schriften eingeschritten, die offen zur Empörung reizen oder gegen die Regierung hetzen. Trotz alldem finde ich selbst heute noch in der indischen Presse Äußerungen und Kommentare über die Handlungen der Regierung, deren Schreiber ehedem in Deutschland zu mindestens dreijähriger Festungshaft und in Rußland zehnjähriger Verbannung nach Sibirien verurteilt geworden wäre. Bei einem Volke, das seit Menschengedenken in den Banden der schauerlichsten Tyrannei geschmachtet hat, und wo jede Äußerung gegen die Re-

[1]) Statistical Abstract. Seite 117.

gierung die allerhärteste Strafe nach sich zog, bei einem solchen Volke ist der Mißbrauch der nun plötzlich gestatteten Rede- und Schreibfreiheit leicht erklärlich.

Wenn wir die mit viel Fleiß und Sorgfalt gesammelten Daten über die hindostanische Literatur des französischen Gelehrten Garcin de Tassys[1]) lesen, so werden wir erstens von der großen Zahl der in den siebziger Jahren des XIX. Jahrhunderts in Indien erschienenen Zeitungen, Revues und selbständigen Werke überrascht, zweitens, wird der in diesen Schriften zutage tretende nicht nur freiheitliche sondern offen rebellische Geist auffallen. Wir finden da Schriften, wie das in Delhi erschienene Journal „Chairchahi Alem" (Freund der Welt), in welchem gegen das Christentum losgezogen wird, oder wie die Zeitung „Nur ul Enwar"[2]) (Das Licht der Lichter), welches frank und frei die Engländer angreift und jede Reform, namentlich die reformatorischen Bestrebungen des früher genannten Seid Ahmed Chan, verspottet. Auch ein anderer Franzose, der gelehrte B. St. Hilaire drückt im „Journal des Savants"[3]) die Meinung aus, der überraschendste Beweis für den Fortschritt der modernen Zivilisation in Indien bestehe in der fortwährenden Schöpfung neuer Zeitungen und in der günstigen Aufnahme, die solche Publikationen bei den Eingeborenen finden. Wenn dieser Erfolg der Engländer von Franzosen anerkannt und bewundert wird, was soll erst der unparteiische Forscher sagen, noch dazu, wenn er ihn mit der Publizistik in der Türkei

[1]) Dieser gelehrte französische Orientalist hat Jahre hindurch in einem speziellen Hefte, betitelt: „La Langue et la Littérature Hindostanie. Revue Annuelle par Garcin de Tassy", die literarische Bewegung in Hindostan besprochen.

[2]) Obige Revue von 1873. Seite 34.

[3]) Siehe die Nummern von Juni, Juli und August des Jahrganges 1875.

und Persien vergleicht? Im erstgenannten Lande ist die Presse von der strengen Zensur geknebelt und in Persien hat bisher gar keine Zeitung, die den Namen verdient, sich lange erhalten können.

Weit entfernt der Tagespresse eine ungebührliche Wichtigkeit beizumessen, kann ich nicht umhin darauf hinzudeuten, daß sie unter Asiaten, und besonders in Indien, wo dem geschriebenen Worte im allgemeinen größere Bedeutung und mehr Achtung gezollt wird, als bei uns in Europa, einen tiefgehenden Einfluß aus. zuüben imstande ist, und wenn gut gehandhabt, auch gedeihlich wirken kann. Ich möchte diesbezüglich auf den indischen Journalisten Dr. Sambhu C. Mookerjee,[1]) den Begründer der Zeitung Reis & Rayyet. (Fürst und Volk) hinweisen, der gar vielen unserer Journalisten an Geist, Wissen und Charakter als Muster dienen könnte. Wenn ich das Porträt dieses in seinem Nationalkleide gemalten echten Orientalen vor mir sehe und seine mit den leitenden Persönlichkeiten der anglo-indischen Regierung geführte Korrespondenz[2]) lese, so fällt es mir wahrlich schwer mein Staunen zu unterdrücken. Dieser brahminische Hindostaner zitiert unsere Koriphäen auf dem Gebiete der Geschichte, der Philosophie, der Theologie, der Politik und der Naturwissenschaften als wenn er seine Bildung auf unseren besten Universitäten erworben und jahrelang in der Ge-

---

[1]) Siehe: An Indian Journalist. Being the Life, Letters and Correspondence of Dr. Sambhu C. Mookerjee, late Editor of Reis & Rayyet by F. H. Skrine. Calcutta, 1895.

[2]) Dr. Mookerjee korrespondierte einerseits mit den in Indien lebenden hervorragenden Engländern, als Sir Aucland Colvin, Colonel Osborn, Lord Dufferin, Sir Donald M. Wallace, Sir Lepel Griffin u. a.; andererseits mit vielen berühmten Hindostanern, als Sir Salar Jung, Sir T. Madhava Rao, Babu K. M. Ganguli, Nawab Abdul Luteef usw.

sellschaft unserer Geistesheroen sich bewegt hätte. Auch mich haben meine Beziehungen zu Indien mit diesem Manne in brieflichen Verkehr gebracht. In einem seiner Briefe erörtert er die zukünftige Gestaltung Indiens und sagt bezüglich des Verhältnisses zwischen Hindus und Mohammedanern folgendes: „My ideal is to form a nation by a harmonious social fusion of the two component parts of the population under the British Crown, which has given us such a strong and equitable Government as we would never hope to form ourselves; which has advanced us to a new life, and is daily improving us, and which I devoutly pray will keep us in hand untill the time comes under God's Providence, when we are in a position to help ourselves".[1])

Natürlich führen nicht alle Journalisten Indiens eine solche Sprache und einige, namentlich mohammedanische Blätter, so z. B. „The Moslem Chronicle" polemisieren mitunter in ganz ungezwungenen Ausdrücken gegen das englische Régime und verherrlichen die verlotterte und schauerliche Mißwirtschaft an den Ufern des Bosporus. Gefährlich können solche Preßstimmen den Engländern wohl nicht werden, doch sie führen die öffentliche Meinung irre, sie erschweren das Werk der Reformen und eine strengere Überwachung einer derartigen literarischen Tätigkeit könnte dem Herrscher und dem Beherrschten in gleicher Weise von Nutzen sein.

Neben dem Aufschwung, den die Journalisten in Indien genommen, verdienen die mannigfaltigen literarisch-wissenschaftlichen Publikationen unsere ungeteilte Aufmerksamkeit, und es kann kühn behauptet werden, daß auf dem Gesamtgebiet der Islamwelt

---

[1]) An Indian Journalist. Seite 308.

nirgends eine so rege Tätigkeit entfaltet wird, wie in Indien unter der Ermunterung und dem Schutz der englischen Regierung. In erster Reihe steht die Behandlung der Religionsfragen und die mitunter recht lebhafte Polemik einerseits zwischen den Anhängern des christlichen und mohammedanischen Glaubens, andrerseits zwischen Christentum und Brahmanismus. Diesem zunächst steht die Belletristik, mitunter erscheinen auch selbständige Werke über Geschichte und andere weltliche Wissenschaften teils englisch, teils in den Landessprachen, die von der Tagespresse eingehend besprochen und kritisiert werden.[1])

Was den Kenner der literarischen Tätigkeit im westlichen Teile der Islamwelt am meisten auffällt, das ist die ungezwungene freie Sprache der Verfasser, die es nicht scheuen ihre Religion hoch über die ihrer Herren zu stellen und unter den Augen der christlichen Missionare auf die Verbreitung der Lehre Mohammeds hinzuarbeiten. Es erscheinen aber auch zahlreiche Werke in englischer Sprache, die der Wissenschaft im allgemeinen zum Nutzen dienen. Zu diesen gehören z. B. „Der Geist des Islam" von Seid Emir Ali, eine nach streng wissenschaftlicher Methode verfaßte Arbeit, in welcher nachgewiesen wird, daß die Lehre Mohammeds, ebenso wie die jeder anderen Religion voll heilsamer Ratschläge und Anweisungen ist, und daß nur die Außerachtlassung und Vernachlässigung dieser Lehren den Niedergang der moslimischen Welt verursacht hat. Eine ähnliche Tendenz verfolgt Seid Emir Alis „Ge-

[1]) Sehr lehrreich ist diesbezüglich die Liste der Arbeiten, die Garcin de Tassy in seiner Revue Annuelle vom Jahre 1877, Seite 24—34 bringt, und wo wir Einsicht in der literarische Tätigkeit der Hindostaner erhalten.

schichte der Saracener", Moulvie Abdur Rezzaks „Geschichte der Barmekiden" und die wertvollen Essays Professor Schiblis von Aligarh, in welchen fast auf jedem Blatte der Einfluß europäischer Bildung zu entdecken ist.[1])

Unter den nichtmoslimischen Gelehrten verdient erwähnt zu werden: „Dosabhai Framji Karakas History of the Parsis", eine ausführliche Schilderung der Geschichte, Ethnographie und Religion dieses merkwürdigen Völkchens. Zu den gelehrten Publikationen seitens der Eingeborenen Indiens gehören ferner: Rajendra Lala Mitras „Indo-Aryans" ein wertvoller Beitrag zur Archäologie, Kunstgeschichte und dem alten Sittenleben Indiens; Jogendra Nath Bhattacharyas „Hindu Castes and Sects", welches Buch den diesbezüglichen Arbeiten Risleys, Wilsons und Sherrings kühn zur Seite gestellt werden kann, und eine sehr stattliche Anzahl anderer Werke, die unsere Kenntnisse über Land und Leute bereichern, und die wir demnach dem englischen Kultureinflusse verdanken.

Nicht uninteressant dünken uns in der literarischen Tätigkeit der Hindostaner auch jene Werke, die von Europareisenden stammen und eine Kritik unseres westlichen Lebens, sowie unserer Institutionen und internationalen Beziehungen erhalten. Das älteste Werk auf diesem Gebiete ist das in persischer Sprache erschienene „Reise in Europa und in Asien" von Mirza Abu Talib Chan,[2]) welches dessen

---

[1]) Vgl. S. Khuda Bukhshs Aufsatz: „The Nineteenth Century and the Musulmans of India" in der Asiatic Quarterly Review, April 1901. Seite 285—293.

[2]) Abu Talib Chan hat seine Reise 1799 angetreten und ist 1803 heimgekehrt.

Sohn Husein Ali 1812 in Kalkutta veröffentlicht hat. Er hat ein gesundes Urteil über europäische Dinge und spricht es ziemlich unumwunden aus. Einen viel moderneren Geist bekundet der Reisebericht des Bhagvat Sinh Jee,[1]) des Herrschers von Gondal, ein ganz merkwürdiges Beispiel des englischen Kultureinflusses in Indien; denn dieser Fürst hat die medizinische Schule von Edinburgh besucht, ist dort Doktor der Medizin geworden; er regiert daheim in seinem Lande nach streng europäischen Normen, und in dem mir vorliegenden Jahresbericht seiner Verwaltung sind ganz merkwürdige Daten von der stetig emporkeimenden Kultur seines kleinen Landes enthalten.

Noch prägnanter gelangt diese moderne Auffassung zum Ausdruck in einem Essay, den Sir Salar Jung, der Premierminister des Nizam von Hydarabad, in der Oktobernummer des Jahres 1887 der „Ninenth Century" veröffentlicht hat, und der hochinteressante Enunziationen dieses feingebildeten orientalischen Staatsmannes enthält. Die Persönlichkeit Sir Salar Jungs möchte ich, was Bildung, Patriotismus und staatsmännische Einsicht anbelangt, in der ganzen Islamwelt nur mit Reschid-Pascha, dem ersten Reformator der Türkei, vergleichen. In der Geschichte Persiens suchen wir vergebens nach seinesgleichen, denn der Emiri Kebir[2]) hatte wohl Patriotismus und Redlichkeit, aber nicht die gehörige Bildung. In dieser kurzen Liste wollen wir noch Lala Baijnaths

---

[1]) Journal of a Visit to England in 1883. by Bhagvat Sinh Jee. Thakore Sahib of Gondal. Bombay 1886.

[2]) Emiri Kebir = der große Emir, auch Emiri Nizam = der Reform-Emir genannt, war der einzige der Neuzeit, der dem unglücklichen Lande hatte helfen können. Nassreddin Schah war töricht genug ihn auf Anstiftung des Harems hinrichten zu lassen.

Reiseschilderung gedenken,[1]) welche ganz merkwürdige mit scharfer Kritik geschriebene Bemerkungen über England und Europa im allgemeinen enthält und auf die wir übrigens noch häufig zurückkommen werden.

Auch an entschieden anti-englisch- und europafeindlichen Publikationen fehlt es nicht, so z. B. ein unter dem Titel „Looking Glass"[2]) anonym erschienenes Buch, in welchem England und alles Englische mit bitterer Feindschaft gegeißelt wird.

VII.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kulturbestrebungen Englands in Indien, namentlich die auf Verbesserung des Schulwesens verwendete Sorgfalt, mitunter den Charakter eines zweischneidigen Schwertes tragen, und daß die angestrebte Bildung selbst von den Anwälten der Freiheit und Aufklärung bisweilen als vorzeitig, schädlich und gefährlich hingestellt wird. Doch ich frage: Hätte England, der Repräsentant des echten Europäertumes, der Vertreter der freiheitlichen Ideen, der Ordnung und Gesetzlichkeit und der Apostel des Prinzipes der Aufklärung und der Humanität wohl anders handeln können und handeln dürfen? Nein!

---

[1]) Der Titel des Buches ist: „England and India. Being Impressions of Persons and Things, English and Indian, and Brief Notes of Visits to France, Switzerland, Italy and Ceylon. By Lala Baijnath. B. A. of the N. W. P. Judicial Service. Bombay 1893.

[2]) Der Titel dieses Buches ist: „Looking Glass for my Poli-Comedy Actors in Europe. Being Personal History of an Indian's Tour from Moscow to Birmingham. I. Journey Homewards from London to Ceylon. II. Journey outwards from Bombay to Europe. Bombay 1891." Auf dem Titelblatte selbst steht kein Name, doch sind die Briefe mit Dr. K. R. Viccaji gezeichnet.

muß ich antworten, und hierin wird jedermann, der die Schmach und das Elend kennt, unter welchem die Menschheit in Asien leidet und von jeher gelitten hat, mit mir leicht übereinstimmen.

Nicht nur wir Europäer, sondern die meisten Asiaten, die einen gründlichen Einblick in das moderne Europa getan, die den bewegenden Geist unserer Gesellschaft und die Tendenz unseres moralischen und materiellen Lebens kennen gelernt haben, sind der Ansicht, daß eine Besserung der kläglichen Zustände in der alten Welt nur auf dem Wege der Erziehung, nur durch eine stufenweise Umgestaltung der veralteten Grundsätze der asiatischen Weltanschauung und durch Beseitigung der eingewurzelten Vorurteile und Ignoranz möglich sei. Das Experiment mag gar vielen als ein kühnes Wagestück erscheinen, doch England hat es, um seinem Nationalcharakter und seiner Rolle eines Kulturträgers in Asien treu zu bleiben, unternehmen müssen, und wenn es so wie bisher unentwegt und unerschrocken fortfährt, braucht es um das Endresultat gar nicht besorgt zu sein.

So wie die Dinge heute liegen, d. h. wenn wir den kleinen Prozentsatz der Schulbesucher im Verhältnis zu der riesigen Gesamtzahl der Bevölkerung näher ins Auge fassen, so kann natürlich nur von einem schwachen Versuch, nur von einem ersten Anfang die Rede sein. Und doch ist selbst schon dieser Anfang ermutigend und vielversprechend. Wir können bloß von einzelnen Sternen in der stockfinsteren Nacht sprechen; doch diese winzigen Sterne leuchten und werfen eine wohltuende Helle auf den vor uns liegenden Weg der zukünftigen Entfaltung der Dinge.

Es mag richtig sein, daß die optimistischen

Hoffnungen, welche die anglo-indische Schulkommission von 1883 in ihrem Elaborat ausgesprochen haben, enttäuscht worden sind, und daß die bisher erlangten Erfolge weit hinter den Erwartungen zurückstehen. Doch im Handumdrehen kann eine tausendjährige Weltanschauung nicht umgestaltet werden, und der Hindostane, ob Moslem oder Hindu, wird sich keinesfalls wie ein Deus ex machina in einen regelrechten Europäer verwandeln. Es ist schon an und für sich ein sehr bedeutsames Resultat, wenn nachgewiesen werden kann, daß die englisch erzogene Generation, wenngleich nicht in intellektueller, so doch in moralischer Beziehung von der ihr vorhergegangenen sich vorteilhaft unterscheidet. Ja, es ist eben diese moralische Seite im Charakter des Neu-Hindostaners, von welcher das meiste zu erwarten ist, denn dieselbe ist bei den übrigen europäisch gebildeten Westasiaten, d. h. bei Türken, Arabern und Persern nur selten anzutreffen, und an diesem Mangel haben die bisherigen Zivilisationsversuche im westlichen Islam Schiffbruch gelitten. Streng konservative Orientalen und auch schwärmerisch veranlagte Europäer, meinen, daß mit dem Einzug unserer Bildungswelt die primitiven Tugenden des Asiaten vernichtet werden, und daß der unzivilisierte Asiate treuer, redlicher und zuverlässiger sei als der europäisch erzogene. Nun, das ist eine arge Täuschung. Von Halbgebildeten kann dies wohl behauptet werden, doch nicht von jenen Asiaten, bei denen die geistige Evolution auf der soliden Basis einer soliden und regelrechten Erziehung stattgefunden hat. Es kann allerdings leider nicht in Abrede gestellt werden, daß die Halbbildung bei den in unseren Hauptstädten erzogenen Orientalen

gar häufig anzutreffen ist; doch diese Halbgebildeten, die nach der Rückkehr in die orientalische Gesellschaft zu den ärgsten Feinden Europas zählen, können als Faktoren in der Kultur-Evolution nirgends in Betracht kommen und werden überall von den ernstgemeinten Adepten unserer Kultur verdrängt.

Dieses wird am besten bewiesen durch die Tatsache, daß die anglo-indische Regierung in der Neuzeit die Verwaltung ihrer großen hindostanischen Besitzung in überwiegender Mehrzahl den Eingeborenen anvertraut, und daß mit Ausnahme der allerhöchsten Ämter, deren Zahl übrigens eine geringe ist, in den 3700 Ämtern, abgesehen von etwa 100 Europäern, ausschließlich eingeborene Hindostaner angestellt sind.[1])

In erster Reihe ist es der Richterstand, in welchem die Eingeborenen durch Redlichkeit, Unparteilichkeit und Sachkenntnis sich hervortun, und mit Ausnahme der Appellationsgerichte befinden sich fast sämtliche Zivilgerichtshöfe in den Händen der Eingeborenen. So groß ist die Rechtschaffenheit dieser Neophyten der modernen Kultur, daß der Engländer im Streite mit dem Eingeborenen dem Richterspruche des Asiaten ohne jeden Vorbehalt sich anvertraut. Ein solcher Grad des Zutrauens seitens eines Eroberers gegenüber dem von ihm beherrschten Eingeborenen steht ganz beispiellos da, und ebenso verhält es sich auch mit der Freigiebigkeit, mit welcher diese native judges (eingeborene Richter) honoriert werden. Das Gehalt eines Richters am hohen Gerichtshof von Bengal beläuft sich auf jährlich 3200 Pfund Sterling, das eines unteren Richters variiert zwischen 480 und 800 Pfund

[1]) Sir John Strachey. India usw. Seite 83.

Sterling, während die niedrigste Klasse der eingeborenen Richter zwischen 160 und 320 Pfund Sterling variiert. Wenn wir damit die Gehälter der Richter in Algier vergleichen, so finden wir, daß der erste Präsident des Cour d'Appel ein Jahresgehalt von 720 Pfund Sterling, die übrigen höchstens 400 Pfund Sterling und die Juges de Paix nur 108 oder 160, allerdings nebst einem möblierten Hause, erhalten. Von den Eingeborenen Algiers kann niemand ein Richteramt bekleiden, und der angestellte arabische Gerichtsbeamte wird mit 60 Pfund Sterling jährlich honoriert. Außer dem Richterstande sind die Eingeborenen Indiens sehr stark in allen Zweigen des Staatsdienstes vertreten, so namentlich als Steuereinnehmer, Aufseher und in vielen solchen Ämtern, die früher den Angehörigen des sogenannten Covenanted Civil Service (kontraktmäßig verpflichtete Staatsbeamten)[1]) vorbehalten waren. Eingeborene Hindostaner sind sehr zahlreich im Advokatenstande, in den Stadtverwaltungen, in verschiedenen Lehranstalten und in den untergeordneten Stellen in der Provinzverwaltung anzutreffen, so auch im Departement der öffentlichen Arbeiten, in welchen die Zöglinge der technischen Schulen Verwendung finden.

Daß es England gestattet ist, den Eingeborenen Indiens an der Verwaltung des Landes solch regen Anteil nehmen lassen zu können, das ist hauptsächlich der dem Schulwesen gespendeten Fürsorge zu verdanken, und selbst ihr enragiertester Feind wird die

---

[1]) Die Verpflichtung dieser Klasse von Beamten besteht darin, daß sie jeder merkantilen Unternehmung sich enthalten müssen und keine Geschenke annehmen dürfen. Sie müssen außerdem für die Pension ihrer eigenen Person und der ihrer Familien Einzahlungen machen, u. a.

englische Regierung der Engherzigkeit nicht zeihen können, wenn er erwägt, daß eingeborene Hindus und Mohammedaner sogar im legislativen Rate des Vizekönigs teilnehmen und mit ihren Stimmen oft einen entscheidenden Einfluß auf die Administration und auf die äußere und innere Politik des Landes ausüben.

Man hat bisweilen den Engländern den Vorwurf gemacht, daß sie bis jetzt aus den Reihen der Eingeborenen keinen Gouverneur der Provinzen und keinen Befehlshaber in der Armee ernannt haben. Das hieße unter den heutigen Umständen zu viel gefordert, weil es, selbst vorausgesetzt, daß der Hindostaner dieselbe Fähigkeit, denselben Charakter und dieselbe Energie besäße, wie der Engländer, angesichts der Verschiedenheit der Nationalität, der Religion und der Kasten kaum anzunehmen wäre, daß ein kriegerischer Sikh oder Pathan sich einem verweichlichten Bengali unterordnen würde. England hat ganz genug getan, wenn es auf Grund erprobter Geschicklichkeit und Verdienste den Eingeborenen zu allen Ämtern zuläßt; (denn wie wir gesehen, rekrutiert sich die große Mehrzahl der Beamten aus Hindostanern) die oberste Leitung und Überwachung muß mit Rücksicht auf die Ruhe und Ordnung des Landes in den Händen der Engländer bleiben. Handeln die Franzosen in Algier und die Russen in Turkestan etwa anders? Und wie glücklich könnten die Algierer und Turkestaner sich preisen, wenn sie nur ein Hundertstel von dem Anteil an der Verwaltung ihres Landes besäßen, dessen die Hindostaner unter der englischen Administration Indiens sich rühmen können?

Wenn wir nun in unseren Betrachtungen über die von den englischen Kulturbestrebungen erzielten Resultate fortfahren, so werden unter anderen jene Züge

des öffentlichen Geistes uns auffallen, die beim Stock-orientalen selten vorhanden und in Indien unstreitig eine Folge der Regsamkeit, Tätigkeit, des Freiheitssinns und Patriotismus der abendländischen Landesherren sind. Vor allem nehmen die Industrieunternehmungen und mit ihnen die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter stetig zu, und in einem Lande, wo drei Fünftel der Bevölkerung Ackerbau treiben, mithin in ihrem Lebensunterhalt von Regen und sonstigen Elementarverhältnissen abhängen, kann der Aufschwung der Industrie nicht hoch genug angeschlagen werden.

Wer dieser Bemerkung gegenüber die Einwendung macht, daß die alte Hausindustrie und die Künste Indiens durch den Import zugrunde gerichtet worden sind, der sollte nicht vergessen, daß unter der heimischen Regierung in der Türkei und Persien ein ähnlicher Rückfall eingetreten ist, denn die tausendhändigen europäischen Fabriken haben die alte Industrie Asiens überall lahmgelegt. Hindostaner, die früher in strenger Seklusivität gelebt, wandern heute auf der Suche nach Arbeit in die verschiedenen Richtungen der Windrose.[1]) Im Dezennium 1891/2—1901/02 sind 174 494 Hindostaner ausgewandert und die Zahl der in der Fremde ansässigen Hindostaner beläuft sich heute auf über 625 000, wobei die als Kaufleute in Europa, Ägypten, in Amerika und Australien sich aufhaltenden Indier nicht mitgerechnet sind.

Die Rast- und Ruhelosigkeit, der Patriotismus

---

[1]) Die von den Hindostanern mit Vorliebe aufgesuchten Punkte sind: Mauritius, Natal, Demerara, Trinidad, Surinam, Fiji, Jamaica, Ostafrika, Ceylon und die Strait Settlements. Siehe hierüber ausführlicher im „Statement Exhibiting usw." unter dem Abschnitt: „Emigration and Migration". Seite 320, 824.

und die Nationalliebe des Engländers hat unvermeidlicherweise auf den Hindostaner anregend wirken müssen; dieser abendländische Charakterzug hat selbst an den Einwohnern Westasiens nicht ganz spurlos vorübergehen können. Der Hindostaner von heute tritt zur Verteidigung seiner alten Kultur überall kühn in die Schranken und so, wie sein Selbstgefühl sich hebt, wenn er von den Verherrlichungen liest, die unsere gelehrten Sanskritisten seinen alten Literaturmonumenten widmen, ebenso gerät er in Harnisch, wenn jemand seine Religion und seine Geschichte angreift oder die Vorzüge seiner alten Kultur in Zweifel zieht. Sowie Lala Baijnath[1]) zur Verfechtung der Vorzüge seiner Religion sagt: „As properly understood, or as originally propoundet, Hinduism is not at all hostile to progress among its followers, nor does it retard their national evolution", ebenso treten die Mohammedaner bei jeder Gelegenheit zur Verteidigung der Lehre des Propheten auf, und zwar mit viel größerem Eifer und Geschick als ihre Glaubensgenossen unter der Herrschaft politisch unabhängiger moslimischer Fürsten. Als Renan einmal dem Islam vorwarf: er habe nie westlichen Wissenschaften Vorschub geleistet und die Glanzperiode moslimischen Geisteslebens sei stark übertrieben, da waren es nicht die Mollas und Chodschas der Türkei, nicht die Achonde und Mutschtehids Persiens, auch nicht die Ulemas von Turkestan, sondern die Moulvies von Indien, die den französischen Gelehrten angriffen und den Islam verteidigten.

Da England in Indien die seiner Herrschaft anvertrauten Völkerschaften nicht entnationalisieren

---

[1]) Siehe Seite 184 in dem oben zitierten Werke.

will, wie Rußland dies tut, das die fremden Elemente in seinem Nationalkörper einzuschmelzen bemüht ist, so finden die nationalen Bestrebungen der Hindus und Mohammedaner einen gewissen Grad von Unterstützung, indem die Regierung Sorge trägt, daß die herrlichen Baumonumente des Landes nach Tunlichkeit geschützt und konserviert werden.[1] So ist es auch der englischen Fürsorge zu verdanken, daß wertvolle literarische Werke der Mohammedaner und der Hindus durch den Druck der Vergessenheit entrissen werden, und zwar erstrecken sich diese Publikationen nicht nur auf weltliche, sondern auf rein theologische Wissenschaften,[2]) und sind ein erfreulicher Beweis dafür, daß christliche Eroberer in Religionsfragen Toleranz üben, was auf den andersgläubigen Asiaten wohltuend wirken muß. Toleranz und freiheitliche Institutionen können nicht umhin, selbst auf den hartgesottensten Konservatismus des Orientalen von wohltätiger und umgestaltender Wirkung zu sein.

Was in Indien im Laufe der letzten Dezennien auf politischem und gesellschaftlichem Gebiete sich zugetragen, das muß jedenfalls den Kenner westasiatischer Zustände überraschen. In Indien, wo

---

[1]) Ein glänzendes Zeugnis dieser Sorgfalt liefert der „Report of the Archaeological Survey of Western India" von E. Thomas und die wertvollen Studien James Fergussons über die indische Baukunst.

[2]) Solche Publikationen sind: Soyutis Exegetische Studien des Korans; Tusis Geschichte der shiitischen Gelehrten; Ibn Hadschars Biographie der Bekannten Mohammeds; Wakidis Geschichte der Eroberung Syriens durch Mohammed; Tabakati Nasiri: Geschichte der mittelalterlichen Dynastien Persiens und Mittelasiens, Tarichi Firuz Schahi, Geschichte des gleichnamigen Fürsten von Bengal (1351—88); Tarikhi Baihaki, Geschichte Sultan Mesuds, des Sohnes Mahmud Ghaznevis und viele andere.

von jeher der grauenvolle Despotismus geherrscht hat, wo es nie jemand gewagt hätte seine Stimme gegen den Landesfürsten zu erheben, und wo man alle Insulte, Grausamkeiten und Erpressungen ruhig über sich ergehen ließ, in diesem Indien hat sich unter dem Titel „Indian National Congress" eine Art Parlament gebildet, in welchem Hindus und Mohammedaner vereint die Administrations-Angelegenheiten Indiens beraten, in einer Sprache, welche an Freiheit den kühnsten Angriffen der parlamentarischen Opposition im Westminster nicht nachsteht, und die Gesetze, Verordnungen und Maßregeln der anglo-indischen Verwaltung öffentlich kritisiert. Schon in den Sitzungen dieses 1885 zuerst eröffneten Parlamentes haben vornehme Hindostaner, als: W. C. Bonnergee, K. T. Telang, Bedreddin Tajabtschi, Firuzschah Mehta, Dadabhai Naorodschi, der ehrwürdige Pendit Adschudhia Nath und viele andere gesprochen und zwar, wie ein Bericht meldet, in einem klassischen Englisch und mit einer Argumentation und Beweisführung, die dem besten parlamentarischen Redner zur Ehre gereichen würde.[1])

Um dem Leser einen Begriff von den Aspirationen und der Tendenz dieser Kongresse zu geben, seien hier beispielsweise die Hauptresolutionen einer der Sessionen angeführt. Die Mitglieder des Kongresses in Allahabad verlangten: 1. die Erweiterung des Provinzial- und Reichsrates, dessen Mitglieder zur Hälfte aus den Gebildeten, dem Kaufmann- und Grundbesitzerstande zu wählen seien, während die andere Hälfte von der Regierung ernannt werden sollte. 2. Die Einführung von Konkurrenzprüfungen (Competitive examinations) für Zivilbeamte in Indien und in England,

[1]) Vgl. The Indian National Congress. Session at Allahabad, Dezember 1888. Impressions of two English Visitors. London 1889.

wobei der Alterstermin auf 23 Jahre erhöht werden solle. 3. Die Trennung der gerichtlichen von den administrativen Ämtern. 4. Die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Polizeiverwaltung. 5. Das Zulassen der Eingeborenen zum Freiwilligenkorps. 6. Reform der Gesetze bezüglich der Getränke, d. h. deren Einschränkung. 7. Die Befreiung der Geringbemittelten von der Einkommensteuer. 8. Eine Vermehrung der Ausgaben für Unterrichtszwecke, besonders aber für die technischen Schulen. 9. Die Ernennung einer königlichen oder Parlamentskommission behufs Untersuchung der Regierung Indiens, mit Zuziehung einer Evidenz in Indien und in England.

Ich erlaube mir die Frage: was würde die russische oder die französische Regierung dazu sagen, wenn Sarten oder Kabylen mit solchen Wünschen aufträten; ja noch mehr, was würde man selbst in so manchen europäischen Regierungskreisen dazu sagen, wenn die Freisinnigen derartige Verlangen stellten? Nun, die anglo-indische Regierung hat bisher den jährlich sich versammelnden Kongressen gar nichts in den Weg gelegt, ja im Gegenteil dieselben gewissermaßen noch ermuntert, trotzdem unter ihren Mitgliedern auch solche sich befinden, die von der Regierung Titel und Rang erhalten haben, daher nicht zu den „Unzufriedenen" gerechnet werden können. Fürwahr, diese freiheitliche Bewegung, dieses echt parlamentarische Betragen[1]) und diese Achtung vor den bestehenden Lan-

[1]) Was besondere Beachtung verdient, ist der Anstand und die Sachlichkeit in der schriftlichen und wörtlichen Diskussion und Polemik der verschiedenen Parteien, die selbst von Politikern im gebildeten Westen gar oft außer acht gelassen werden. Mir liegt eine ganze Reihe der auf den Kongreß bezüglichen Schriften vor, unter welchen ich zwei besonders hervorheben möchte: a) Open Letters to Sir Syed Ahmed Khan K. C. S. J. by the

desgesetzen seitens einer Gesellschaft, die bisher in den Banden der ärgsten Sklaverei geschmachtet und das Wort „Freiheit und Selbstregierung" nie gekannt, muß von jedem Unbefangenen als ein leibhaftiges Wunder betrachtet werden. Wenn ich an den Servilismus, die Feigheit und Geduld denke, der ich in so manchen Ländern Asiens begegnet bin, kann ich mich des Staunens nicht erwehren, welche Veränderungen der Kultureinfluß Englands auf Indien hervorgerufen hat. Wer die mitunter geist- und gehaltvollen Reden dieser Moulvies, Radschas, Seids, Pundits und Scheichs gelesen hat, wer gesehen hat, wie diese Stockorientalen die Details der Geschichte der verschiedenen europäischen Staaten kennen, wie sie die Kernsprüche unserer Dichter des klassischen Altertumes und der Neuzeit zitieren, und wie sie mit den Prinzipien unserer modernen Philosophen und Denker ihre Reden schmücken, der wird meine Verwunderung begreifen und teilen. Die Kongreßbewegung mag gewissen Engländern mißfallen oder unbequem sein,[1]) doch daß Bildung und freiheitliche Ideen bei Asiaten in so

---

Son of an old Follower of his. (Lappat Rai of Hissar.) Reprinted from the „Tribune". b) Sir M. E. Grant-Duffs Views about India by Dadabhai Naorodschi. Reprinted from Contemporary Review. August and November 1887.

[1]) Man hat in gewissen Kreisen diesen Kongressen separatistisch revolutionäre Tendenzen, das Verlangen nach einer Art „Home-Rule" zugeschrieben, wofür jedoch keine Beweise vorliegen, und ich glaube Lord Dufferin hatte recht, wenn er sagt: „Indeed so obviously impossible would be the application of such a system (Home-Rule) in the circumstances of the case, that I do not believe it has been seriously advocated by any native statesman of the slightest weight or importance". Vorrede des Dadabhai Naorodschi zur Broschüre „Audi Alteram Partem. Being two lettres on certain aspects of the Indian National Congress". Simla und London 1888.

kurzer Zeitspanne um sich greifen konnten, das verdient als herrlichster Triumph britischen Einflusses anerkannt zu werden.

VIII.

Nach den vorhergehenden Zeilen, voll der Begeisterung für die englische Kulturarbeit in Indien, könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß ich in einer viel zu naiven Auffassung der Dinge alles für bare Münze nehme, im gebildeten Hindostaner von heute schon einen regelrecht europäisch erzogenen Menschen sehe und auf dem weiten Gebiete von der Suleimans Kette bis zum Kap Comorin und von Belutschistan bis nach Siam schon jetzt eine totale und gründliche Umgestaltung der Sitten, Gebräuche und Denkungsart der dortigen Menschheit entdecke. Nun, gegen einen derartigen Vorwurf muß ich mich entschieden wehren. Nachdem ich jahrelang die Reformbewegung in der moslimischen Welt Westasiens aus der Nähe kennen gelernt, nachdem ich den mühsam schleppenden Gang der dort eingeführten und geplanten Neuerungen mit angesehen, wird es mir wohl kaum einfallen, von den Handlungen und Äußerungen eines Bengali Babus oder eines perfekt englisch debattierenden Moulvies schon auf die radikale Umgestaltung des ganzen bunten Völkerkonglomerats Hindostans folgern zu wollen. Nein! Von einer solchen Möglichkeit sind wir noch sehr weit entfernt. Ich weiß es wohl, daß alles, was bis jetzt in Indien geschehen, sich nur auf die äußeren Spitzen der Gesellschaft beschränkt, daß das Bildungslicht bisher nur diejenigen beleuchtet, die aus den Kollegien und Universitäten hervorgegangen sind, und daß die großen

Massen des Volkes noch tief in jenem Geiste stecken, den wir mit dem Namen „Asiatismus" zu bezeichnen pflegen. Dieses wäre in Anbetracht der kurzen Zeit, des großen Unterschiedes zwischen der neuen und alten Welt und des streng konservativen Charakters der Morgenländer auch gar nicht anders möglich. Was bis jetzt geschehen, besteht eigentlich nur aus einer Vorbereitung des Terrains und aus bescheidenen Anfängen und Vorarbeiten für das große Zivilisationswerk. An einzelnen Punkten ist auch schon der Anbau bestellt; doch ob der Same gedeihen und in Halme schießen wird, das hängt doch hauptsächlich sowohl von den Anlagen und Neigungen des zu zivilisierenden Menschenmateriales als auch von der Fähigkeit und erforderlichen Ausdauer des Zivilisators ab.

Was nun ersteres anbelangt, so liegt in den bis jetzt zutage geförderten Resultaten eine sichere Bürgschaft dafür, daß der Hindostaner, ob Wischnuanbeter oder Mohammedaner, einer kulturellen Umgestaltung nicht abhold und nicht unfähig ist, und was die zweite Bedingung anbelangt, so liegt in der rühmlich bekannten zähen Ausdauer der Briten eine sichere Garantie für zukünftige Erfolge. Mannigfach sind die Symptome, die uns zu solchen Erwartungen berechtigen. Was wir nach jahrhundertelangem Überlegen, Anraten und Drängen in dem mit uns benachbarten Westasien nicht zuwege gebracht, das ist den Engländern nach einer Arbeit von einigen Jahrzehnten gelungen, und zwar auf einem Felde, wo größere Hindernisse im Wege lagen, und wo mehr Steine und Unkraut in der Gestalt von alten Vorurteilen und Mißtrauen gegen den fremden Eroberer die Urbarmachung des Bodens erschwerten.

Vor allem kann es nicht hoch genug angeschlagen

werden, daß die heutigen Hindostaner, ich meine die Spitzen der Gesellschaft, einerseits von den Vorzügen der abendländischen Bildungen, andrerseits von den guten Absichten und der Redlichkeit ihres britischen Herrn und Erziehers überzeugt sind und trotz der unliebsamen Folgen der Übergangsperiode gegenüber dem Experimente der Zivilisation sich verhältnismäßig ruhig verhalten, ja nirgends solchen Widerstand bekunden, wie z. B. in anderen Ländern des Islam. Zahlreiche Beweise hierfür liegen uns in solchen Äußerungen der Eingeborenen vor, die auf Englands Tun und Wirken in Indien Bezug haben, und von denen wir einige, und zwar solche, die von liberalen Oppositionsmännern herrühren, anführen wollen. So äußert sich das Parlamentsmitglied Mr. Dadabhai Naorodschi in seiner Entgegnung auf die Bemerkungen Sir M. E. Grant-Duffs folgendermaßen: „If there is one thing more than another for which the Indian people are peculiarly and deeply grateful to the British nation, and which is one of the chief reasons of their attachment and loyalty to the British rule, it is the blessing of education which Britain has bestowed on India. Britain has every reason to be proud of, and to be satisfied with, the results, for it is the educated classes who realise and appreciate most the beneficence and good intention of the British nation; and by the increasing influence which they are undoubtedly exercising over the people, they are the powerful chain by which India is becoming more and more firmly linked with Britain. This education has produced its natural effects, in promoting civilisation and independence of character — a result of which a true Briton should not be ashamed and should regard as his peculiar glory.“ [1])

[1]) Sir E. M. Grant-Duffs Views about India. Seite 3—4.

Ein anderer Oppositioneller und feuriger Verfechter der indisch-nationalen Aspirationen, nämlich der Hindu Ladschpat Rai, sagt unter anderem: „The natives of India are no longer, with very few exceptions, ignorant or uneducated. The rays of education are penetrating and shedding their wholesome light inside most Indian homes; hundreds of thousands of Indians are as well educated as any average English gentleman, and we see scores of our countrymen every year crossing the „black waters" to witness with their own eyes the proceeding of the great British Parliament and personally familiarize themselves with the political institutions of the British nation." [1]) In einem ähnlichen Sinne äußert sich der Hindu Richter Lala Baidschnath, der in patriotischem Stolz die Dienste hervorhebt, welche die altindische Kultur dem modernen Europa erwiesen hat. Er sagt: „It is however on the side of India that the advantage has been greater, and she cannot feel too grateful to Providence for Great Britain being her ruler. Without peace and education, two of the greatest blessings Britain has conferred upon her, she could not have hoped to keep pace with other nations in the race for progress; and her gratitude to her present rulers for awakening in it high and noble aspirations regarding its evolution cannot be too deep." [2])

Nichts wäre leichter als noch viele andere diesbezügliche Äußerungen englischer, kontinentaler und asiatischer Autoritäten anzuführen, doch ich will mich bloß auf einige beschränken. John Stuart Mill, kein besonderer Schwärmer für die englische Verwaltungsmethode in Indien sagt: „The British Government in India is not only one of the purest in intention, but

[1]) Open Letters usw. Seite 5.
[2]) England and India (Opus citat S. 229).

one of the most beneficient in act, ever known among mankind." [1])

Wenn wir nach der Ansicht von Nichtengländern uns umschauen, so finden wir in erster Reihe den Fürsten Bismarck, der in seiner ihm eigentümlichen kraftvollen Redeweise seine Meinung über Englands Wirken in Indien dahin ausgesprochen, daß, wenn England alle seine Geistesheroen aus der Vergangenheit verlöre, das was es für Indien getan, seinen Namen für ewig unsterblich machen würde. Auch der österreichische Diplomat Baron Hübner erwähnt in seinem Reisewerke über Indien, daß die Eingeborenen Indiens so unbedingtes Vertrauen in die Gerechtigkeit der Engländer setzen, daß sie den englischen Richter dem eigenen Landsmann im Richteramte vorziehen. Nicht minder schmeichelhaft ist das Urteil des Franzosen Boell, wenn er sagt: „Je crois que tout bien considéré, l'Angleterre traite ses sujets d'autres races plus humainement, avec plus de justice et de modération que nous le faisons nous-mêmes. L'Algérie et l'Indo-Chine, pour ne citer que nos colonies les plus avancées, seraient assurément fondées à envier le régime politique de l'Inde." [2]) Dieses bekräftigt Sir John Strachey, indem er erzählt, daß die Einwohner gewisser Dörfer, die aus dem Verbande der englischen Administration in die eines aufs beste regierten indischen Feudal-Staates transferiert werden sollten, über den Wechsel ganz untröstlich waren.[3])

Daß neben dieser Verherrlichung und Lobpreisung des britischen Régimes in Indien unter den Einge-

[1]) Zitiert nach Sir John Stracheys India. Seite 502.
[2]) Ibid. Seite 504.
[3]) Paul Boell. L'Inde et le Problème Indien. Seite 303.

borenen auch Stimmen des Tadels und der Unzufriedenheit laut werden, darf um so weniger überraschen, wenn wir erwägen, daß die Regierung durch die dem öffentlichen Unterrichte erwiesene Liberalität ein geistiges Proletariat groß gezogen und sozusagen sich selbst eine Opposition geschaffen hat. Wir haben früher darauf hingewiesen, wie bedeutend die Zahl der jährlich aus den Kollegien und Universitäten hervorgehenden diplomierten Hindostaner anwächst, und da es unmöglich ist alle mit Ämtern zu versehen, so hat selbstverständlich die Zahl der malviventi und malcontenti zugenommen. Eine Zeitlang haben diese auf den Kongressen und Konferenzen durch zündende Reden sich hervortuenden Politiker aus den Reihen der Hindus sich rekrutiert, doch neuestens haben auch einige Mohammedaner sich zu ihnen gesellt, und die Art und Weise, wie diese hungrigen Exaltados sich über die Verwaltungsmaßregeln äußern, wie sie über Angelegenheiten der Polizei, der Steuerbemessung, des Schulwesens usw. die schärfste Kritik üben und in allen ihrer Reden nach streng konstitutioneller Art der Sehnsucht nach selfgovernment Ausdruck verleihen, ist höchst charakteristisch.[1]) Natürlich wird bei all diesen Reden die strengste Loyalität gewahrt, an hervorragende englische Politiker werden Ergebenheits- und Dankadressen gerichtet und Angriffe auf Persönlichkeiten werden sorgfältig vermieden. Im ganzen genommen sind es nur politische Fragen, die zur Verhandlung kommen, da es den enragiertesten Opposions-

[1]) Derartige Reden finden nicht nur in den Kongressen, sondern auch in den Provinzialkongressen statt. Eine vor mir liegende Schrift, betitelt „The Report of the Proceedings of the Bengal Provincial Conference held in Calcutta on 25th, 26th and 27th October 1888" gibt ein recht anschauliches Bild von derartigen Versammlungen.

männern schwer fallen würde, die Segnungen der durch Englands Einfluß zustande gekommenen humanitären Institutionen zu schmälern oder zu negieren, und selbst in solchen Fragen, wo sie mit allerdings etwas unzarten Fingern auf wunde Punkte hinweisen, fällt es schwer ein unbedingt verdammendes Urteil zu fällen und den englischen Einfluß als fons et origo mali hinzustellen.[1])

Wir wollen hier nur eine der betreffenden Klagen anführen. Wie bekannt, sind die Einwohner Indiens bezüglich der geistigen Getränke sehr enthaltsam; der Genuß von Spirituosen beschränkt sich zumeist auf die untersten Volksklassen, und selbst hier ist die Sachlage eine solche, daß man dieselbe in England als ein Millennium der Nüchternheit bezeichnen würde.[2]) Die Trunksucht im eigentlichen Sinne des Wortes ist in Indien ganz unbekannt; während beispielsweise in England auf 242 Menschen eine Schänke kommt, fällt in Indien eine Schänke auf 2400 Menschen.[3]) Nun ist dieses Verhältnis den Forschern unseres Kultureinflusses in Asien und Afrika keinesfalls unbekannt. Wir wissen, daß mit dem Erscheinen des Europäers Alkohol und Hazardspiele Verbreitung finden, und aus einem an den Leutnant-Governor von Bengal gerich-

[1]) Merkwürdig und bedauerlich ist es, daß Engländer sich finden, die die Eingeborenen Indiens zur Opposition anspornen, ja sogar als Leiter derselben figurieren. Die Lorbeeren, die Herr Digby et consortes auf diesem Felde gewonnen haben, sind nicht zu beneiden. Dieses Verhalten, weit entfernt liberalen oder humanitären Zwecken zu dienen, schadet dem Fortschritt der Reformen um so mehr, als der Eingeborene im Engländer einen Mitankläger findet und deshalb seine mitunter extravaganten Forderungen für gerecht und billig hält.

[2]) Sir John Stracheys India usw. Seite 168.

[3]) Unter Türken, Arabern, Persern und namentlich Mittelasiaten steht dieses Verhältnis noch günstiger, nur daß bei letzteren der Genuß des Opiums und anderer Opiate als Köknar, Haschisch, Beng usw. in Gebrauch ist.

teten Rapport ist zu ersehen, daß der Verkauf von geistigen Getränken bei einer Bevölkerung von 1 067 405 Seelen in einem Jahre von 5131 auf 25 904 Flaschen gestiegen ist,[1]) womit allerdings noch nicht erwiesen ist, ob unter den Konsumenten nicht mehr Europäer als Asiaten gewesen sind.

Wenn man ferner den Engländern zur Last legt, daß sie aus finanziellen Rücksichten bei der zunehmenden Trunksucht ein Auge zudrücken, und daß die Einnahmen von der Akzisensteuer seit 1870 von 1 250 000 Pfund Sterling auf 3 937 000 gestiegen sind, so vergißt man im allgemeinen, daß diese Zunahme von der verbesserten Administration und von der Unterdrückung des unerlaubten Brennens und Verkaufens der Spirituosen herrührt, indem die bestehenden Brennereien mit abnorm hohen Taxen belegt wurden, folglich nicht als Folge eines bei der Bevölkerung zunehmenden Konsums figurieren kann. Auch ist es nicht statthaft sich auf Grund der vorliegenden asiatischen Daten in Vergleiche zwischen dem heutigen Indien und dem Indien unter der Regierung eingeborener Fürsten einzulassen. Vor allem stammen aus der Zeit der letzteren gar keine diesbezüglichen statistischen Daten, und der Umstand darf nicht übersehen werden, daß in Indien, wie auch anderswo in Asien, die Zahl der Trinker wohl geringer, doch das Quantum des Getrunkenen viel größer ist als bei den entsprechenden Verhältnissen im Abendlande.[2])

Ich habe in der heutigen Gesellschaft des moslimischen Osten gefunden, daß alle Trinker Trunken-

[1]) The Report of the Proceedings usw. Seite 73.

[2]) Das Koranverbot betreffs der Muskirat, d. h. berauschende Getränke, wird dadurch umgangen, daß man dieselben als iladsch = Arzneimittel bezeichnet, auch wäre es sonst unbegreiflich, wie fromme Fürsten ohne Anstoß zu erregen sich frank und frei dem Trunke ergeben konnten.

bolde sind, d. h. daß die Konsumenten geistiger Getränke so lange trinken, bis sie total berauscht sind, und auch in der Vergangenheit ist das Delirium tremens potatorum bei moslimischen Fürsten und Großen viel mehr verbreitet gewesen als bei uns in Europa. Die großen Massen jedoch haben stets durch Nüchternheit sich hervorgetan, und dies kann auch noch heute von der Türkei, Persien und Mittelasien behauptet werden. Wenn die anglo-indische Regierung eben bei den untersten Volksschichten das Einreißen des Lasters der Trunksucht verhindern will, was die Russen in Turkestan bisher nie getan, so hat sie ein verdienstliches und uneigennütziges Werk in die Hand genommen, wofür sie eher Lob als Tadel verdient.

Schließlich begegnen wir nicht selten auch solchen Äußerungen eines Tadels, der wohl weniger die Engländer als vielmehr jene Verhältnisse trifft, die beim Übergang von einer Kultur in die andere unvermeidlich sind. Dieses bezieht sich zumeist auf die Wirren im Haushalte der modernisierten Hindostaner, die den europäischen Luxus nachahmen wollen und sich hierdurch in Schulden stürzen. Andrerseits wird auch der Übereifer gewisser Neophyten getadelt, die alles, was aus Europa kommt, viel zu hoch schätzen und die Vorzüge ihrer eigenen Kultur gewaltsam verkennen.[1])

Was andere Gravamina anbelangt, so umfassen dieselben zumeist solche Fragen, die auf Steuerbemessung, Beteiligung der Eingeborenen an der Verwaltung des Landes, auf gewisse Polizeimaßregeln und auf diejenigen Gesetze und Verordnungen, die ins Privatleben eingreifen, Bezug haben. Liberale Zugeständnisse pflegen naturgemäß ein stets wachsendes

[1])Vgl. England and India von Lala Baidschnath. Seite 232—33.

Verlangen nach mehr Freiheit zu erwecken. Kein Wunder daher, wenn der heutige Hindostaner die Zahl der in Indien angestellten Eingeborenen für allzu klein ansieht, für die Tätigkeit derselben einen größeren Spielraum verlangt, uneingedenk dessen, daß kein Eroberer den seinem Zepter unterworfenen Untertanen so große Konzessionen gemacht hat, wie England, und daß bei Besetzung von höheren Ämtern nicht nur die Vertrauensfrage, sondern der Grad der Befähigung in die Wagschale fällt. Auch darf in dieser Beziehung der zwischen den verschiedenen Nationen und Religionen bestehende Haß nicht übersehen werden, und Friede und Ordnung können nur dann herrschen, wenn hohe Posten von Engländern eingenommen werden, deren neutraler Charakter der beiderseitigen Rivalität ein Ende machen kann.

Um den Einfluß im Rate des Vizekönigs und der Provinzgouverneure zu erhöhen, verlangen die Hindostaner eine Vermehrung der Zahl der Mitglieder, und auf den verschiedenen Kongressen ist auch der Wunsch ausgedrückt worden, die Einschränkung des Waffentragens aufzuheben und den Eintritt in die Armee zu erleichtern. Mit einem Worte, die als Anwälte der Wünsche der Hindostaner auftretenden Eingeborenen gebärden sich wie die jeweilige Opposition des englischen Parlamentes, doch mit schwacher Hoffnung auf Erfolg, denn Indien ist noch lange nicht auf jener Bildungsstufe angelangt, wo ein stellvertretender Körper im Namen der eine verschiedene Behandlung erheischenden Nationalitäten sprechen könnte, und wo der aus weiter Ferne gekommene fremde Herrscher jene Vorsicht außer acht lassen kann, die noch heute zum Gedeihen der inaugurierten Reformen, zur Ruhe und zum Wohlstand des Landes unbedingt notwendig ist. Die

allgemeine Bildung macht in Indien wohl erfreuliche Fortschritte; doch solange unter nahezu dreihundert Millionen Menschen erst zweihundert sich die als Bildungsmedium dienende englische Sprache angeeignet haben [1]) und solange der Prozentsatz der Schulbesucher im Verhältnis zum Gros der Bevölkerung ein so geringer ist wie heute, solange kann von den Kongressen und Konferenzen der Eingeborenen kein tiefgehender Erfolg erwartet werden.

Wenn ich in meinem regen Interesse für das gegenseitige Verhältnis zwischen Engländern und Hindostanern mich bei letzteren über ihre diesbezüglichen Anschauungen erkundigte, sind mir in den meisten Fällen zwei besonders anstößige und die Eingeborenen tief verletzende Punkte angeführt worden, deren Beseitigung wünschenswert wäre. Erstens ist es der stramm offizielle Ton, die eiskalte Behandlung und die streng separatistische Stellung des englischen Beamten gegenüber dem Hindostaner, welche verletzend wirkt. Hindu oder Mohammedaner, der der besseren Gesellschaft angehörige Eingeborene ist an die patriarchalischen Sitten der orientalischen Beamten gewöhnt, und da ein Babu, ein Pendit und Moulvie, von einem Zemindar oder Talukdar will ich gar nicht reden, sich

[1]) Nach Sir John Stracheys Angabe (India usw. Seite 256) sind es im ganzen genommen 386 000 Hindostaner, die der englischen Sprache mächtig sind. Demgegenüber hat Lord Dufferin in seiner im schottischen Klub von Kalkutta gehaltenen Abschiedsrede die Zahl der englisch sprechenden Hindostaner auf zwei Millionen geschätzt. Am besten beleuchtet den diesbezüglichen Sachverhalt der offizielle Bericht von 1903, in welchem (Seite 312) angegeben wird, daß die Zahl der englisch lernenden Schüler im letzten Dezennium von 388 650 auf 440 686 gestiegen ist. Hierin ist nur die studierende Jugend inbegriffen, die Zahl der englisch sprechenden Hindostaner ist heute wohl größer als zwei Millionen.

viel höher dünkt als der europäische Beamte, so findet er es natürlich unerträglich von letzterem de haut en bas behandelt zu werden. Wenn der Hindostaner auf seine Rassen- und Kastenvorteile sich etwas einbildet, so fehlt der Engländer wohl noch viel mehr, wenn er diesen bei Stockorientalen verzeihlichen Schwächen gegenüber mit dem britischen Nationalstolz und der höheren abendländischen Bildung paradiert. Dem gebildeten Engländer mag es allerdings Mühe kosten, mit dem einer anderen Bildungswelt angehörenden, in Farbe, Kleidung, Sitten und Weltauffassung von ihm weit getrennten Asiaten in einen innigen Verkehr zu treten und gesellschaftlichen Umgang zu pflegen. Doch der Herrscher muß zum Beherrschten sich bücken, wenn er ihn zu sich hinaufheben und eines Besseren belehren will.[1]) In dieser Beziehung müßte in Indien und in England so manches geschehen um eine gegenseitige Annäherung herbeizuführen, und Königin Viktoria hat in der Richtung ein nicht genug zu beherzigendes Beispiel gegeben. In ihrem Palais in Osborn war ein prachtvoll ausgestatteter speziell indischer Empfangssalon eingerichtet; sie unterhielt am Hofe einen ständigen indischen Munschi (Sekretär), von dem die hohe Dame im vorgerückten Alter hindostanisch lernte, und die bei ihren öffentlichen Empfängen erscheinenden

[1]) Diesbezüglich finde ich einen im Juliheft 1903 der „Imperial and Asiatic Quarterly Review" erschienenen Aufsatz des Herrn C. W. Whish, betitelt „The Indian Problem of Social Intercourse" höchst beachtenswert. Der Autor, der längere Zeit in Indien als Beamter gewirkt, meint ebenfalls, man müsse gewisse Voreingenommenheiten gegen die Schwächen der Eingeborenen beseitigen, in Indien Feste arrangieren, wo Engländer mit Hindostanern zusammentreffen, und auch in England für die dorthin reisenden Indier Versammlungsorte eröffnen; mit einem Worte, ein engerer Anschluß zwischen beiden Elementen muß geschaffen werden.

Radschas und Vornehmen waren Gegenstände ganz besonderer Auszeichnung. So lange die Kluft, die bis heute den Sahib und die Mem-Sahib[1]) vom Eingeborenen trennt, nicht überbrückt ist, solange kann von einer gründlichen Reform in Indien nicht gesprochen werden.

Wenn es etwas gibt, was den Engländern als Entschuldigung für den Mangel einer Intimität im Verkehr mit den Eingeborenen dienen kann, so ist es das strenge Gesetz des Kastensystems in Indien, welches einem zwanglosen Umgange und einer Familiarität im Wege steht. Der Angehörige einer Kaste verkehrt nur mit seinem Kastengenossen, alle übrige Welt ist ihm fremd und noch mehr natürlich der Fremde aus dem Westen, von dem er durch Sprache, Sitten und Religion geschieden ist, und dem gegenüber er noch obendrein eine gewisse Zurückhaltung, wie sie alle Beherrschten dem Herrscher gegenüber zur Schau tragen, bekundet. Letzteres Verhältnis habe ich übrigens überall in Asien gefunden, da die Macht und das Auftreten des Abendlandes mehr das Gefühl der Furcht als der der Liebe und des Vertrauens erzeugt.

Den zweiten Dorn in den Augen der Hindostaner bildet das christliche Missionswesen, in welchem sie eine Gefahr des Abfalles vom alten Glauben und der Entnationalisierung befürchten. In Indien wird es der Regierung vorgeworfen, daß sie den Missionaren in versteckter Weise Hilfe leistet, dies habe ich oft von Hindostanern gehört; doch ist dies nicht richtig, denn das offizielle England macht keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Sekten und Religionen,

[1]) Sahib, arabisch Herr, ist der Titel, mit welchem der Engländer und Mem Sahib, d. h. Madam, der, mit dem die Engländerin angesprochen wird.

und wenn die Missionsanstalten staatliche Unterstützung erhalten, so geschieht dies nur auf Grund der öffentlichen Lehranstalten, die sie unterhalten und mit welchen sie dem allgemeinen Unterrichte Dienste leisten. Bezüglich der Nützlichkeit der Missionare sind die Meinungen selbst in England sehr verschieden. Die einen meinen, daß ihre Tätigkeit viel dazu beitragen mag Mohammedaner und Hindus dem Christentume zuzuführen, obwohl der bisher zutage getretene Erfolg eben nicht sehr ermunternd ist. Im Jahre 1830 waren neun protestantische Missionsgesellschaften in Ceylon, Indien und Burma tätig mit einem Erfolge von 27 000 Bekehrten und im Jahre 1870 finden wir schon 35 Gesellschaften an der Arbeit und die Zahl der Bekehrten belief sich auf 318 363 [1]); eine Zahl, die in Anbetracht der christlichen Herrschaft über ein riesiges Gebiet von nahezu 292 Millionen Heiden, kaum nennenswert ist.

Andere sind hingegen der Ansicht, daß die Bekehrung der Mohammedaner und Hindus ein ganz hoffnungsloses Unternehmen ist und nicht den riesigen Kosten entspricht, mit denen die Arbeit verbunden ist. Man hat ausgerechnet, wieviel Pfund Sterling jedes Haar am Kopfe eines Bekehrten kostet, und es wird behauptet, daß bei den Eingeborenen das Sichtaufenlassen eigentlich nur als ein einträgliches Geschäft betrachtet wird. Nach der Ansicht Sir John Stracheys [2]) verdienen die christlichen Eingeborenen Indiens nur dem Namen nach Christen genannt zu werden, und werden weder von den Europäern, noch von ihren eigenen Landsleuten geachtet. Europäische Bildung hat auf den Hindu einen bedeutenden Einfluß ausge-

[1]) The Indian Empire by Sir W. W. Hunter 317.
[2]) Seite 312.

übt, ohne ihn jedoch zum Christen zu machen. Beim Mohammedaner ist dies noch viel weniger der Fall. Im ganzen genommen sind es Menschen aus den untersten Kasten, die sogenannten Parias, die zur Taufe sich hergeben. Wie überall, liegt wohl auch hier die Wahrheit in der Mitte. Missionare sind mitunter ganz vorteilhafte Repräsentanten unserer Kultur im Morgenlande, solange sie im Dienste der Humanität wirken, Schulen und Spitäler unterhalten und dem Asiaten von der wirklichen Menschenliebe, Toleranz und Unparteilichkeit des christlichen Abendlandes gegenüber Andersgläubigen einen unzweifelhaften Beweis geben. In diesem Berufe sind sie verdienstvolle Apostel der Menschheit und verdienen unsere Bewunderung und Anerkennung.

Ganz anders verhält es sich bezüglich ihres Versuches, die Mohammedaner und Hindus zum Christentume zu bekehren. Die christliche Religion mag in ihren ersten Anfängen so manche Spuren der asiatischen Geistesrichtung und Weltanschauung gezeigt haben; doch in ihrer späteren Entfaltung hat sie sich entschieden der abendländischen Weltrichtung angepaßt und ist als eine Verschmelzung arischer und semitischer Ideen, wie Seeley[1]) sich ausdrückt, jedenfalls eine europäische Religion par excellence geworden. Als solche ist sie für den Asiaten ein fremdes Produkt, ein Glaube, der seinem Geschmack und seiner Weltauffassung keinesfalls mundet, und der anonyme Autor des im Contemporary Review unter dem Titel: „Islam and Christianity in India" erschienenen Aufsatzes hat so ziemlich recht, wenn er seinen lehrreichen Artikel mit folgender Bemerkung schließt: „Mahomedan pro-

[1]) The Expansion of England. Seite 278.

selytism succeeds in India because it leaves its converts Asiatics still; christian proselytism fails in India because is strives to make of its converts English middleclass men. That is the truth in a nutshell, whether we choose to accept it or not."

IX.

Schwache Streiflichter, matt glühende Funken sind es, mit denen ich in den vorhergehenden Blättern die Kulturtätigkeit der Engländer in Indien zu beleuchten getrachtet, doch ich glaube, daß sie bei all ihrer Anspruchslosigkeit dennoch genügen, um nicht nur das Gesamtbild der bisherigen englischen Kulturbestrebungen in Indien anschaulich zu machen, sondern auch einen Blick auf die zukünftige Gestaltung der Dinge zu eröffnen. Vor allem tritt an uns die Frage heran: ob und wie es den Engländern gelingen wird das begonnene Werk mit Erfolg durchzuführen, und welche Form die inaugurierten Reformen und Neuerungen in der Zukunft wohl annehmen werden?

Wenn im allgemeinen angenommen wird, daß von den ersten Regungen eines Werdeprozesses auch auf die spätere Entfaltung der Dinge, ja mitunter sogar auf das Endresultat, gefolgert werden kann, so hat eine solche Norm auch bei der kulturellen Umgestaltung einer Gesellschaft ihre volle Berechtigung, vorausgesetzt, daß wir bei genauer Prüfung der einzelnen Phasen des in der Entwicklung begriffenen Werkes von dem Willen, den Fähigkeiten und den Naturanlagen des zu reformierenden gesellschaftlichen Körpers gehörig unterrichtet sind. In Indien stehen wir, wie aus den vorhergehenden Skizzen ersichtlich ist, zwei durch das Religionsleben, durch den geschichtlichen Gang, durch klimatische Verhältnisse und durch ethnische Eigen-

heiten von einander scharf getrennten Problemen gegenüber, und zwar solchen Problemen, bei denen, wie es sich bisher gezeigt, ein einheitliches Vorgehen nicht angewendet werden kann und keine wie immer geartete Verschmelzung oder Identifizierung der heterogenen Faktoren supponiert werden darf.

So wenig das bunte Völkerelement Indiens in den gemeinsamen Rahmen einer Nationalität hineingepreßt werden kann, ebensowenig, ja noch weniger, ist dies bezüglich seiner ethischen Beschaffenheit und seines Kulturlebens der Fall, und selbst wenn wir auf Grund der Religion die Gesamtbevölkerung in zwei Hauptklassen, d. h. in Hindus und Mohammedaner einteilen, selbst dann müssen wir noch der aus der Verschiedenheit des Klimas und des Bodens entspringenden Divergenz Rechnung tragen und die einzelnen Nuancen berücksichtigen. Daß die Engländer bei den bisher angewendeten Kulturmitteln diese Verschiedenheit nicht gehörig ins Auge faßten, auch nicht fassen konnten, ist selbstverständlich, obwohl es sich gleich im Anfang gezeigt hat, daß die gleichartige Behandlung ganz ungleichartige Erfolge erzeugt hat.

Es steht nämlich außer Zweifel, daß die Hindus, deren Glaube ein zufälliges Konglomerat von Sekten, Geschlechtern, erblichen Professionen und Kasten bildet — wie Sir Alfred Lyall sich ausdrückt [1]) — dem Einflusse fremder Kulturbegriffe nicht so hindernd im Wege stehen, wie der Islam. Die Hindus haben den englischen Neuerungen sich auch viel zugänglicher gezeigt als ihre muselmanischen Landsleute. Trotz des dunkelsten Aberglaubens, trotz der Allmacht der Brahminen und trotz des verstocktesten Konservatismus

[1]) Asiatic Studies. p. 2. (Nach Sir John Strachey Seite 286 zitiert.)

haben sie sich doch schon früh den Engländern genähert, englische Schulen besucht und englische Ämter angenommen, zu einer Zeit noch, als der Mohammedaner trotzend im Schmollwinkel saß, in der Tasche die Faust geballt, und vom ungläubigen Fremden aus dem fernen Westen gar nichts wissen wollte.

Wir haben darauf hingewiesen,[1]) wie groß der Prozentsatz der Hinduschüler in den Kollegien im Vergleiche zu dem der Mohammedaner ist, und demzufolge ist und war von jeher die Zahl der Hindubeamten im englischen Dienste verhältnismäßig größer als die der Mohammedaner.[2]) Es kann wohl nicht behauptet werden, daß der Hindu geistig begabter und aufgeweckter sei als der Befolger der Lehre Mohammeds; doch er ist weniger von den Religionsfesseln beengt als der letztere, der einen großen Teil seiner Jugend auf Religionsstudien verwendet; während der junge Hindu mit Englisch und mit modernen europäischen Wissenschaften sich beschäftigt, sitzt sein moslimischer Altersgenosse noch zu den Füßen des Moulvies in den Medresses und widmet alle seine Geisteskraft der arabischen Sprache, der Koranexegis und theologischen Spitzfindereien.

Der Hinduismus der keine festgesetzte Dogmen und Satzungen besitzt, wirkt im öffentlichen Leben weniger störend als der Islam. Die streng separatistischen Gebräuche, die der Hindu im Alltagsleben, in der Kost

[1]) Siehe Seite 202.

[2]) Sir John Strachey sagt diesbezüglich Seite 261 seines oft zitierten Buches: „As a rule, the share of the Hindus in public employments much exceeds that of the Mohammedans". Aus einem Berichte über den Schulbesuch der Mohammedaner geht hervor, daß während 45 Jahren seit Gründung der Hochschulen unter 32 613 Graduierten sich bloß 1750 Mohammedaner befanden, folglich etwas mehr als fünf Prozent und auf der Universität von Madras machten sie nur ein Prozent aus. (The Times of India. 26. März 1904.)

und im Umgang mit Andersgläubigen streng einhalten muß, werden von den besseren Ständen, aus denen die Neophyten der modernen Kultur sich am meisten rekrutieren, nicht so streng eingehalten, wie bei den unteren Volksschichten. Der Damm zwischen Hindus und Engländern ward daher früher durchbrochen, und die Assimilation ging leichter von statten; wie die Erfahrung zeigt, haben Hindus ohne Scheu vor den alten Sitten und ohne Furcht vor Kastenverlust, sich in regen Verkehr mit den Abendländern eingelassen, über das schwarze Wasser (Meer) Europa besucht und sogar den Religionseinfluß des Westens über sich ergehen lassen, wie aus der Religionsreform des Brahmo Somadsch und Prarthama Somadsch[1]) ersichtlich ist. Allerdings kann von Solidität, Gründlichkeit und einem tieferen Ernst im zivilisatorischen Umschwunge der Hindus noch nicht die Rede sein; der Spott, der auf dem Bengali Babu lastet, wird nicht so leicht verschwinden; doch auf der Bahn des Fortschrittes gebührt ihm dennoch die Palme der Superiorität.

Beim Mohammedaner Indiens sprechen bei dem Übertritt von einer Kultur zur anderen so viele und schwerwiegende Momente mit, daß er selbst beim besten Willen, und dieser ist nur selten vorhanden, auf der Bahn der Reformen mit ganz gewaltigen, mit seiner Religion, seinen Weltansichten und seiner geschichtlichen Vergangenheit kollidierenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Jahrhunderte hindurch nahm er eine herrschende Stellung im Lande ein. Kraft seiner Re-

[1]) Der Grundgedanke dieser Sekte ist, daß der Brahmanismus sowie auch das Christentum im Laufe der Zeit seine primitive Reinheit verloren hat, und daß daher aus einer Verschmelzung der nützlichen Lehren beider Religionen ein der Menschheit frommender Glauben entstehen kann.

ligion, einer religio-militans im strengsten Sinne des Wortes, dünkte er sich im Besitze gewisser Machtbefugnisse über die Andersgläubigen, deren Bekämpfung und Unterwerfung ihm sozusagen laut den Satzungen des Korans zur Pflicht, und zu einer angenehmen Pflicht geworden ist, und nachdem er die siegreichen Fahnen des Islam weit ins Innere des Landes getragen und seine Herrschaft über die Befolger der Lehre Wischnus begründet, muß es ihm heute selbstverständlich schwer fallen, erstens seiner Herrschaft sich beraubt zu sehen, zweitens mit eigener Hand an den Gesetzen und Vorschriften zu rütteln, denen er seine frühere Macht und Prärogative verdankt. Hierin liegt hauptsächlich die Ursache seines langen intransigenten Verhaltens gegenüber dem englischen Eroberer, wie auch seiner hartnäckigen Opposition gegenüber jeder Neuerung und Veränderung auf dem Gebiete des geistigen Lebens. „Kuli mumenin ihwa," „alle Rechtgläubigen sind Brüder", sagt der Koran, und tatsächlich besteht in bezug auf die allgemeine Auffassung über Neuerungen und Reformen zwischen dem Newab, Mir und Moulwi Indiens und dem Mirza und Efendi, sowie dem Molla und Achond der westlichen Islamwelt gar kein Unterschied.

Hätte auf letzterwähntem Gebiete, d. h. im westlichen Islam eine ebenso energische und zielbewußte Leitung eingegriffen wie in Indien, so wäre in Persien und in der Türkei auch vieles anders geworden als es heute ist. Da nun England mit seinen Kulturbestrebungen in Indien nicht nachgeben konnte und durfte, so hat das seiner Macht unterstehende moslimische Element in Bahnen einlenken und Reformen sich unterwerfen müssen, durch welche es sich heute von seinen übrigen Glaubensgenossen vorteilhaft unter-

scheidet. Die Mohammedaner Indiens, ich meine die Spitzen der Gesellschaft, sind heute gebildeter, aufgeklärter, patriotischer gesinnt, und trotz alledem dem Islam aufrichtiger ergeben als ihre türkischen, persischen und arabischen Glaubens- und Standesgenossen. Dies verdanken sie ausschließlich dem Einflusse der Engländer. Es fragt sich nur jetzt: wie weit und in welcher Richtung diese fortschrittliche Bewegung gehen wird, d. h. ob die durch die moderne Weltanschauung und durch die Aneignung moderner Wissenschaften erlangten Vorteile die Mohammedaner Indiens nicht dermaßen kräftigen werden, daß sie im Schutze ihres geschichtlichen Prestiges nicht etwa wieder politische Superiorität erlangen und den Engländern gefährlich werden?

Diese Frage gibt jedenfalls zum Nachdenken Anlaß und ist bisher wenig erwogen worden. Vorderhand ist natürlich der Umschwung bei den Mohammedanern Indiens nur zwangsweise erfolgt; denn die Armut der ehedem mächtigen und nun depossedierten Klasse hat zur Nachgiebigkeit gezwungen. Möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß der Geist der angebahnten Reformen zunehmen, und daß der Fortschritt in der nächsten Zukunft noch merklicher sein wird. Doch glaube ich kaum, daß dies so leicht auf Grund einer freiwilligen Emanation und aus wirklicher Überzeugung von der Überlegenheit unserer abendländischen Bildung geschehen wird. Der Geist des Islam, wie ihn der Gelehrte Emir Ali in seinem „The Spirit of Islam" darlegt, läuft wohl den notwendigen Reformen, der wissenschaftlichen Forschung und der Einführung gewisser Neuerungen nicht zuwider; doch selbst bei den weitgehendsten Konzessionen ist und bleibt der Islam ein asiatisches Produkt, das seinem innersten

Wesen nie ganz europäisch werden kann. Der Mohammedaner Indiens wird, nach dem heute sich zeigenden Muster zu urteilen, von dem halb-europäisierten Türken, Araber und Perser vorteilhaft abstechen, da die englische Schule sich nicht bloß auf Äußerlichkeiten beschränkt, sondern tiefgehendere Spuren zurückläßt. Er wird in die Details unserer Bildungswelt tiefer eindringen als sein Glaubensgenosse im Westen, der im französischen Parlieren und in der Annahme unserer Kleidermode das non plus ultra der modernen Bildung erblickt. Er mag als Angehöriger einer aristokratischen Klasse mit der Zeit wohl auch seinen Hindu-Landsmann an gründlichen Kenntnissen überragen, ohne jedoch, wie z. B. die Japaner es getan, der abendländischen Welt sich vollständig anzuschließen und die vom Glanz des Islam ausfließenden stolzen Reminiszenzen seiner Vergangenheit aufzugeben. Dieses beweist am besten die ununterbrochen wirkende geheime Agitation gegenüber den Bestrebungen und Absichten solcher Reformatoren, wie Sir Seid Ahmed Chan, Newab Abdul Latif Chan u. v. a., sowie auch die Tendenz der heute noch harmlosen „Pan-Islamic Society".

Es ist noch nicht lange her, daß die Frage: ob das moslimische Indien als Dar-ul-Islam, d. h. Friedensheim oder als Dar-ul-Harb, d. h. Kriegesheim (feindliches Land) zu bezeichnen sei und ob die Engländer nicht fortwährend angefeindet werden sollten, ein Gegenstand lebhafter Diskussion war, und ganz ist sie eigentlich noch heute nicht entschieden.[1]) Auch das

[1]) Diese Frage ist seinerzeit in und außerhalb Indiens lebhaft besprochen worden, und wie es die Elastizität religiöser Diskussionen mit sich bringt, je nach den Sympathien und Antipathien entschieden worden. Von besonderem Interesse dünkt uns die

stete Kokettieren mit dem Chalifen in Konstantinopel, als mit dem geistigen Oberhaupte der gesamten Islamwelt darf nicht übersehen werden, und wäre nicht der dem gebildeten Hindostaner keinesfalls unbekannte Umstand, daß das osmanische Staatsgebäude in allen Fugen kracht, und daß daselbst eine haarsträubende Mißwirtschaft herrscht, daher die Türkei als Stützpunkt wenig Hoffnung bietet, so würde man das gegenseitige brüderliche Verhältnis und die panislamische Interessengemeinschaft schon längst mit lauterer Stimme und mehr Nachdruck urbi et orbi verkündet haben.

Mit einem Worte, die kulturelle Umgestaltung des moslimischen Elementes in Indien ist eines der schwierigsten Probleme, die England zu lösen sich vorgenommen hat. Und dennoch muß England das begonnene und schon in Fluß geratene Werk fortsetzen.

Verhandlung, welche in Kalkutta am 23. November 1870 im Vereine der „Mahomedan Literary Society" abgehalten wurde. Hier hielt Moulvie Karamat Ali, ein gelehrter Prediger der Sekte der Hanefiten, einen Vortrag, in welchem er auf Grund der „Fatawa Alemgiri"*) nachwies, daß nach Anschauung des Gründers der Hanefitensekte ein Dar-ul-Islam nur dann ein Dar-ul-Harb wird, wenn: a) Die Gesetze des Islam unter der Herrschaft von Ungläubigen keine Geltung haben. b) An das Bereich des Dar-ul-Harb keine moslimische Stadt angrenzt. c) Weder Moslimen, noch Zimmis (Nichtmoslimen) im Besitze ihrer Religionsfreiheit gelassen werden. Da nun in dem von den Engländern beherrschten moslimischen Teile Indiens keine dieser drei Bedingungen eintrifft, so darf Indien in den Augen der Mohammedaner nicht als Feindesland betrachtet, daher auch Dschihad (Glaubenskampf) nicht gestattet werden. Vgl. Lecture by Moulvie Karamat Ali (of Jounpore) on a question of Mahomedan law, involving the duty of Mahomedans in British India towards the ruling Power, Calcutta 1871.

*) Das mohammedanische Gesetzbuch Fatawa Alemgiri besteht aus sechs Quartbänden und ist während der Regierung Aurangzibs von dem gelehrten Scheich Nizam verfaßt worden.

Von der felsenfesten Beharrlichkeit und Ausdauer der anglo-sächsischen Rasse ist es zu erwarten, daß der spröde Stoff in so mancher Beziehung erweicht und zur Nachgiebigkeit gezwungen werden wird. Je größer die Zahl der Moslimen ist, die auf dem Wege der modernen Schulbildung zu Staatsämtern und Ansehen gelangen, desto intensiver wird, zumindest aus Utilitätsgründen, das Verlangen nach modernem Wissen und akademischen Würden sich gestalten. Wenn von einem Stockasiaten und frommen Mohammedaner, wie Sir Seid Ahmed Chan behauptet werden kann: „He was in every respect a thouroughly enlightened man, fully alive to the value of European knowledge, and to the fact that unless the Mohamedans could accept the results of Western civilisation there was no hope for them in the future. He felt that after a century of British rule there was still little sympathy between the Mohamedans and ourselves, and that nothing but the better education of his countrymen could bring the two into more friendly relations," [1]) so ist die Annahme wohl berechtigt, daß diese Überzeugung auch die weiteren Schichten durchdringen und das gewünschte Resultat allmählich herbeiführen wird. Daß dies nicht von heute auf morgen zu bewerkstelligen sei und daß hierin vor allem Zeit und Ruhe notwendig ist, das wird wohl leicht begreiflich sein. In Zeit und Ruhe liegen daher die Lebensbedingungen der englischen Herrschaft in Indien. Diese zwei wichtigen Momente scheinen uns, wenn nicht alle Anzeichen trügen, heute viel gesicherter als noch vor einigen Jahrzehnten, da so manche äußere und innere Gefahr in der Form düsterer Wolken den Zukunftshimmel der englischen Herrschaft in Indien verdunkelten.

[1]) Sir John Strachey. India usw. Seite 263.

Welche von diesen beiden Gefahren die größere sei, das ist schon oft ein Gegenstand der Erörterungen gewesen; doch wer die Sachlage mit Hinblick auf den Kausalnexus zwischen den inneren und äußeren Feinden gebührend würdigt, der wird den inneren Verhältnissen eines eroberten Landes viel mehr Wichtigkeit beilegen, als der von außen drohenden Gefahr. Um der äußeren Gefahr eine wirksame Gegenwehr stellen zu können, muß doch vor allem die innere Ruhe gesichert sein, und diese Ruhe dünkt uns vorderhand schon deshalb nicht gefährdet, weil die bisherigen Kulturerfolge den etwaigen Gegnern die Augen geöffnet und sie überzeugt haben, daß die Anwesenheit der Engländer in Indien für das Heil und Gedeihen der dortigen Völkerelemente unentbehrlich und unersetzbar sei. Das Vorhandensein einer solchen Stimmung entlehnen wir nicht den englischen Berichten, sondern den Anschauungen von Nichtengländern und den Äußerungen solcher Eingeborenen, die an der Spitze der Angelegenheiten sich befinden und über die Verhältnisse des Landes genau unterrichtet sind. Der für das Wohl seiner Glaubensgenossen besorgte patriotische und aufgeklärte Sir Seid Ahmed redet seine Landsleute folgendermaßen an: „Suppose all the English were to leave India, who would be the ruler of India? Is it possible that under those circumstances Mohammedans and Hindus should sit on the same throne and remain equal in power? Most certainly not. It is necessary that one of them should conquer the other and thrust him down. You remember that although the number of Mohammedans is less than that of the Hindus, and although they contain far fewer people who have received a high English education, yet they must not be thought insignificant or weak. Probably they would be by themselves

enough to maintain their own position. But suppose they were not. Then our Musulman brothers, the Pathans, would come out as a swarm of locusts from their mountain valleys — like a swarm of locusts would they come — and make rivers of blood to flow from their frontier on the north to the extreme end of Bengal. This thing — who after the departure of the English would be the conquerors — would rest on the will of God. But until one nation has conquered the other and made it obedient, peace could not reign in the land. This conclusion is based on proofs so absolute that no one can deny it . . . . . Be not unjust to the British Government, to whom God has given the rule of India. And look honestly, and see what is necessary for it to do to maintain its empire and its hold on the country... Be not unjust to that nation which is ruling over you. And think also on this, how upright is her rule. Of such benevolence as the English Government shows to the foreign nations under her, there is no example in the history of the world." [1])

In einem ähnlichen Sinne äußert sich der Franzose Paul Boell, indem er sagt: „La question qui se pose n'est pas de savoir si l'Angleterre a le droit de conserver l'Inde, mais bien plutôt si elle a le droit de la quitter. Abandonner l'Inde serait la livrer, en effet, à la plus effroyable anarchie. Où donc est le pouvoir indigène qui réunirait sous un sceptre unique hindous et musulmans, rajpouts et marathes, sikhs et bengalis, parsis et chrétiens? L'Angleterre a realisé ce miracle." [2]) Diese Äußerung klingt, als wenn der Franzose mit den mohammedanischen Gelehrten sich verabredet hätte.

---

[1]) Ibid. Seite 500—501.
[2]) L'Inde et le problème indien. Paris 1901. Seite 289.

Hierzu können wir noch eine gleichlautende Bemerkung des Sir Salar Jungs fügen, der in dem früher erwähnten Essay [1]) sagt: „The enlightened classes in India recognise that the rule of England has secured us against incessant internal strife, involving a perpetual exhaustion of the ressources of our communities, and also that by a just administration of equal laws a very sufficient measure of individual liberty is now our birthright. We have lost, as some think, our national liberties, which after all were merely the liberties enjoyed by despots to compel their subjects to make war on one another; this so called „liberty" is denied to us; but more than 240 000 000 [2]) of us have now the right to live our own lives, or what lives we please, and to be subject only to the control of a known, a written law etc."

Es hieße sich falschen Illusionen hingeben, wollte man annehmen, daß diese mohammedanische Wertschätzung der englischen Herrschaft in Indien eine allgemeine sei, und daß unter der Asche keine revolutionären Funken glimmen. So leichter Dinge wird der fanatische Rechtgläubige Hindostans, der in puncto des Zelotentumes selbst dem Zentralasiaten nicht nachsteht, mit der Herrschaft des Ungläubigen sich nicht zufrieden geben.

Soeben lese ich, daß in einer am 3. Januar abgehaltenen Sitzung des „Anjuman Ilmi" (Wissenschaftlicher Verein) folgender Beschluß gefaßt wurde: 1. Die gelehrten Mohammedaner Indiens sollen dahin

[1]) Siehe Seite 218.

[2]) Im Jahre 1888, als Sir Salar Jung das betreffende Essay schrieb, hatte England Burma, die Grenzprovinzen und Belutschistan dem indischen Kaiserreiche noch nicht angegliedert, daher die von der heutigen verschiedene Anzahl der Gesamteinwohner.

trachten, daß alle dem Schariat (Religionsgesetz) zuwiderlaufenden Neuerungen vereitelt werden. 2. Der Charakter dieser Neuerungen soll den Mohammedanern in einer speziellen Schrift mitgeteilt werden. 3. Die Zahl der jährlich auf den Universitäten behufs Erlernung moderner Wissenschaften inskribierten Studenten soll nicht über fünf hinausgehen. 4. Die in den Regierungsschulen inskribierten Studenten sollen zum Studium der Religionsprinzipien und der Charakteristik des Islam angehalten werden. 5. Das Verbreiten von Koransätzen mittels unwürdiger Traktätchen soll strengstens verboten werden. 6. Prediger sollen im moslimischen Hindostan die Rechtgläubigen auf Gebote und Verbote aufmerksam machen. 7. Nur moslimische Kenner des Arabischen und Englischen sollen anderen Mohammedanern Unterricht erteilen. 6. Die Stiftungen des Kollegiums dürfen nur von der Direktion des Vereins verwaltet werden. 9. Die von den reichen Kaufleuten Bombays zu wohltätigen Zwecken gespendeten 200 000 Rupien sollen als Beitrag zum Bau der Hedschasbahn abgeführt werden. 10. Um die Lage der indischen Moslimen zu verbessern soll die Bibliothek des Vereines geordnet werden. 11. Es sollen die nötigen Schritte getroffen werden, um die muselmanische Bevölkerung Indiens zur wissenschaftlichen Bildung und zur Erlernung von Künsten und Gewerben zu ermutigen und anzuspornen.[1])

In diesen Punkten ist so manches enthalten, was mehr im Sinne einer separatistischen Tendenz als eines engeren Anschlusses an das Programm der Regierung

[1]) Diese Punkte sind in der in Indien entscheidenden Zeitung „Al Bajan" (Die Erklärung) veröffentlicht worden, und ich habe diese Notiz dem in Kairo gedruckten türkischen Blatte „Türk" vom 4. März 1904 entnommen.

aufgefaßt werden kann. Es mag wohl auch noch stärkere, uns unbekannt gebliebene, Manifestationen dieser Art geben; denn wie gesagt, dem Islam ist nicht so leicht beizukommen; doch im großen und ganzen ist die Zahl der Reformfreunde im moslimischen Indien in steter Zunahme begriffen, und da Ignoranz und Unbildung zu den gefährlichsten Feinden Englands in Indien zählen, so wird und muß die fortschreitende Aufklärung die Zahl der englischfreundlichen Eingeborenen nur vermehren.

Wenn nun englischfeindliche Kritiker gegenüber den bei der mohammedanischen Bevölkerung Indiens sich zeigenden Loyalitäts-Kundgebungen gern die Meinung vertreten, daß Englands Machtstellung heute im Grunde genommen doch nur auf der zwischen Hindus und Mohammedanern bestehenden Feindseligkeit beruht, und daß eine gegenseitige Verständigung dieser beiden Hauptelemente des Landes den Untergang der britischen Herrschaft bedeuten müsse — so möchten wir vor allem auf folgenden Umstand aufmerksam machen. Die Verschiedenheit der Religion hat im Oriente viel mehr Gewicht und übt einen viel größeren Einfluß aus, als die Verschiedenheit der Nationalität in Europa. Bei uns im Abendlande kann vielleicht in späterer Zeit die aus der Verschiedenheit der Nationalität entspringende Divergenz geschwächt oder beseitigt werden; in Asien ist es jedoch undenkbar, daß die von der Religion geschaffene tiefe Kluft sich je überbrücken ließe; denn Religion ist dort Leben, Geschichte, Charakter, Patriotismus, ja alles, was sich nur denken läßt. Ich frage nun, wo in der Welt wäre es möglich, zwei grundverschiedene, seit vielen Jahrhunderten getrennt lebende gesellschaftliche Kreise, bei denen die Religion einen so mächtigen Faktor der

Sonderstellung und der Sonderinteressen bildet, miteinander auszusöhnen und einem gemeinsamen Ziele entgegenzuführen? Selbst bei uns in Europa, wo das Zeitalter des Glaubens schon längst vom Zeitalter des Denkens und Wissens abgelöst worden ist, wäre dies nicht überall ausführbar, geschweige denn in Asien und noch dazu in Indien. —

Daß trotz alledem die Absicht einer Einigung dieser heterogenen Elemente im Kreise gewisser politischer Exaltados vorhanden ist, das wollen wir keinesfalls in Abrede stellen. An der Erreichung dieses Zieles arbeiten in erster Reihe die zeitweiligen Kongresse und und auch Männer, an deren Loyalität kein Zweifel haftet. So äußert sich der früher genannte indische Journalist Dr. Samblu C. Mookerzee in einem an mich gerichteten Schreiben vom 10. Dezember 1889 folgendermaßen: „Perhaps I am an exceptional person who has always loved the Mahomedans as brethren and has earnestly tried to interpret between Hindus and Mohamedans and effect a union of heart between two peoples, whose social and political interests in India are identical." [1])

Auch Sir Seid Ahmed Chan hat gelegentlich einer in Gurdarspur am 27. Januar 1884 gehaltenen Rede gesagt: „We (d. h. Hindus und Mohammedaner) should try to become one heart and one soul and act in unison; if united we can support each other. If not, the effect of one against the other would tend to the destruction and downfall of both . . . . . Hindu and Mahomedan brethren, do you people any country other than Hindustan? do you not inhabit the same land? are you not burned and buried on the same

[1]) An Indien Journalist usw. Seite 307.

soil? do you not tread the same ground and live upon the same soil? Remember that the words Hindu and Mahomedan are only meant for religious distinction — otherwise all persons, whether Hindu or Mahomedan, even the Christians who reside in this country, are all in this particular respect belonging to one and the same nation." [1])

Später hat der Gelehrte Sir Seid Ahmed Chan diese seine Ansicht allerdings widerrufen und gegen die Kongresse heftige Opposition gemacht. Die Absacht einer Vereinigung besteht aber immer fort, obwohl sie keine Hoffnung auf Verwirklichung hat. Wer die jährlich zwischen Moslims und Hindus auftretenden blutigen Kämpfe wegen der Frage des Cow killing [2]) (Küheschlachten) beobachtet, und wer den tiefen Abscheu der Befolger der Lehre Mohammeds gegen Götzenanbeter und Ehli-Schirk [3]) kennt, der wird leicht einsehen, daß ein Ausgleich oder eine Verständigung zwischen Moslimen und Hindus zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört.

England braucht daher ob der aus der Vereinigung beider Hauptreligionen entspringenden Gefahr keines-

---

[1]) Open Letters to Sir Syed Ahmed Khan. K. C. S. J. by the son of an old follower of his (Lappat Rai of Hissar). Reprinted from the Tribune. Seite 25.

[2]) Im Brahmanismus spielt bekanntermaßen das Rind die Rolle eines geheiligten Tieres und so oft die Mohammedaner gelegentlich des Kurbanfestes eine Kuh schlachten, wird dies ein Anlaß zu argen Schlägereien zwischen den beiden Religionsparteien.

[3]) Unter Götzenanbeter d. h. putperest oder medschusi versteht der Mohammedaner alle diejenigen, die keines der vier heiligen Bücher (Koran, Torah, Evangelium und Psalmen) befolgen. Die Christen werden daher nicht in die Kategorie der Götzenanbeter gerechnet; doch sie werden als Ehlischirk bezeichnet, d. h. solche, die infolge der Trinität eine Assoziation der Gottheit zugeben.

falls besorgt zu sein, ebensowenig, wie die revolutionäre Vereinigung zwischen Türken und Christen den Herrschern aus dem Hause Osmans je die kleinste Furcht verursacht hat. Alle Bestrebungen der sogenannten „National-Kongresse" behufs Schaffung einer indischen Nationalität, gehören ins Reich der eitlen Hirngespinste und werden ebensowenig zu einem Ziele führen, als wenn jemand bei uns heute schon die Idee einer europäischen Nationalität verwirklichen wollte. Ein in so verschiedenen Schichten über- und nebeneinander gelagertes Völkerkonglomerat, wie wir es in Indien vor uns sehen, ist und war nie fähig eine nationale Vereinigung herzustellen oder zu einer gemeinsamen Tat sich aufzuraffen und in vereinter Handlung zur Erreichung eines vorgestreckten Zieles vorzugehen.

Auch schon deshalb ist dies am wenigsten in Indien der Fall, weil dieses Land, das von jeher beutelustigen Abenteurern als offenes Feld gedient, eigentlich nie widerstandsfähig gewesen ist und auch in der Zukunft nicht sein wird, da ihm nicht nur der Geist des einheitlichen Wirkens, sondern auch die Energie zur gehörigen Kraftentfaltung fehlt. Der Aufstand von 1857, der infolge einer allzustarken Vertrauensseligkeit und vieler anderen Mißgriffe der Engländer zustande gekommen, hat dies ganz klar bewiesen; denn sonst hätte eine Handvoll Europäer gegen den hundertfach überlegenen, heimtückischen Feind sich nicht zu wehren vermocht. Doch solche Erschütterungen sind heute, dank der bisher getroffenen Maßregeln, kaum mehr möglich, und da vorauszusehen ist, daß die anglo-indische Regierung stets bemüht sein wird, das jetzige Régime der Ordnung, der Gerechtigkeit und der gleichmäßigen Behandlung aller Hindostaner ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung aufrecht zu halten und

zu stärken, so kann man jede Ursache zur Revolte als beseitigt und das Gespenst der inneren Gefahr ipso facto als verscheucht ansehen. Die britische Herrschaft über Indien muß in dem Maße erstarken, in welchem bei den Eingeborenen die Überzeugung von den redlichen Absichten, von der Fähigkeit und der Kraft ihrer fremden Herrn zunimmt. Heute wächst diese Überzeugung selbst schon im Kreise der Oppositionellen und der Tadler der englischen Administration, und auf dem 1905 in Bombay gehaltenen National-Kongreß sagt das Kongreßmitglied Sir Pheroozshah Mehta am Schlusse seiner Philippika: „The future of India is linked with that of England, and it is to England that India must always look for guidance, assistance and protection in her need."

X.

Durch die Sicherung des inneren Friedens kann, wie wir schon hervorgehoben, der Gefahr von außenher am besten vorgebeugt werden. Bei unserem festen Entschlusse, in diesen Blättern keine politische, sondern eine rein kulturgeschichtliche Frage zu erörtern, können wir uns selbstverständlich in Besprechung der Rivalitätsverhältnisse, in welche England durch seine Machtstellung in Indien mit den übrigen europäischen Mächten geraten ist, nicht einlassen. Es genügt, die Tatsache zu konstatieren, daß bei dem im Westen vorherrschenden Verlangen nach asiatischen Absatzgebieten für unsere fortwährend wachsende Industrie das britische Reich in seinem indischen Besitze von Feinden nicht verschont und von neidischen Blicken nicht unbehelligt bleiben konnte.

Wäre Indien nicht von drei Seiten her vom Meere umspült, vom Meere, das die eigentliche Domäne der

Briten ist, so würden die Neider und Feinde sich gewiß schon früher gemeldet haben, und auch ihre Zahl wäre größer als sie heute ist. Doch da Indien zu Land nur von einer Seite, d. h. vom Norden her zugänglich ist, von wo aus in der Vergangenheit sämtliche Eroberer ins Land eingefallen sind, so hat es bis jetzt nur einen Gegner gefunden, nämlich Rußland, dessen Anschläge und feindliche Absichten auch schon desholb volle Aufmerksamkeit verdienen, weil es bei den beiden Rivalen zu gleicher Zeit sich auch um die Vorherrschaft in Asien handelt, und weil keiner dem anderen nachgeben will und kann. Welche Anstalten England bisher getroffen, um die Pläne dieses einzigen, allerdings nicht zu verachtenden, Gegners zu vereiteln, und wie es ihm in der Zukunft gelingen wird, die keinesfalls unausbleiblichen Angriffe zu parieren, das ist eine Frage, deren Beantwortung in erster Reihe militärischen Fachmännern zufällt, und von der der Laie nur soviel sagen kann, daß die Gefährdung der indischen Grenzen und eine ernste Bedrohung des indischen Besitzes heute keine leichte Aufgabe mehr ist. Die weitgestreckten Außenwerke, welche das Verteidigungs-Glacis Indiens bilden, die politische Gestaltung der Nachbarregionen, die reorganisierte indische Armee und die der Defensive gewidmete stete Obhut und Fürsorge, lassen einen sogenannten Marsch à la Timur, wie ihn Skobeloff seinerzeit im Sinne gehabt, nicht mehr zu. Sollte selbst die eine oder andere englische Vorsichtsmaßregel fehlschlagen, so würde ein solcher Zufall die Mittel der Verteidigung auch schon deshalb nicht schwächen oder verringern, weil die im Innern des Landes erfolgten Umgestaltungen, d. h. der in den Anschauungen der Hindostaner um sich greifende Umschwung bezüglich des

Wertes der britischen Administration ein Bollwerk geschaffen haben, von dem das schwerste Geschoß Rußlands abprallen muß.

Wer wollte und könnte es leugnen, daß das nahezu zweihundertjährige Wirken der Engländer in Hindostan im Geiste und in der Gedankenwelt der dortigen Menschheit mannigfache Spuren zurückgelassen, und daß die Schulen, Kollegien und Universitäten einen wesentlichen Umschwung in der Weltanschauung der Bevölkerung, ob Moslim oder Hindu, hervorgerufen haben? Wenn die indischen Neophyten der abendländischen Kultur, obgleich sie erst am Anfange ihrer Studien stehen, schon nach Home-rule sich sehnen, nach Konstitution und parlamentarischer Regierungsform Verlangen bekunden, und wenn ihnen die englische Preßfreiheit, um die sie so mancher Europäer beneiden könnte, nicht liberal genug dünkt, wie in der Welt wäre es zu denken, daß diese überspannten Freiheitshelden, diese ultraliberalen Asiaten die englische Herrschaft durch eine russische ersetzen und für die russische Knute schwärmen sollten? Die russische Lockspeise hat in Indien, namentlich aber bei Mohammedanern, schon längst ihre Wirkung verloren. So wie der turkomanische Dichter Machdumkuli noch im Anfang des XVII. Jahrhunderts Rußland als den Antichrist und Vertilger des Islam d. h. Deddschal hinstellte, ebenso ist der Russe in den Augen sämtlicher Moslimen der Welt als Erzfeind zu betrachten, der in seinen diabolischen Angriffen nie ermüden wird, und den jeder Rechtgläubige anfeinden und bekriegen muß.

Kann daher von indischen Sympathien für den Zaren die Rede sein? Nein, das wäre ein reiner Unsinn, dem selbst die schadenfrohesten Gegner Englands keinen Glauben mehr schenken dürften. Oder glaubt man

etwa, daß der Hindostaner von heutzutage mit seinen zahlreichen Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften und bei seinem regen Verkehre mit dem Abendlande, über den schauerlichen Despotismus, die Mißwirtschaft und den Militarismus des Zarenreiches nicht gehörig unterrichtet ist? Jedenfalls so gut, wenn nicht besser, wie so mancher Europäer, unter denen es gar viele gibt, die aus politischen Motiven gegen die russischen Ungeheuerlichkeiten gewaltsam die Augen verschließen und jede russische Fratze zu beschönigen trachten. In Indien sind das Elend des in den Staub getretenen Muzhiks, die Bestechlichkeit und Arroganz des Tschinowniks (Beamten), das Los der in den sibirischen Bleiwerken schmachtenden Opfer, die Intoleranz und das Verdummungssystem der Kirche, die Schrecken des Kerkers von Schlüsselburg und viele anderen Schauerlichkeiten des russischen Staatslebens keineswegs unbekannt. Wer mag wohl so naiv sein, sich einzureden, daß der in Europa und in unserer Literatur nur einigermaßen bewanderte Hindostaner sich nach der russischen Herrschaft sehnt, geschweige denn dem Zustandekommen einer solchen Vorschub leisten wird? Sowie der aus den heiligen Stätten Arabiens über Indien heimkehrende Hadschi in Mittelasien die Frengis (Engländer) in folgenden Worten zu schildern pflegt: „Schwarz ist ihr Glaube, doch rein und makellos ihre Gerechtigkeit," ebenso findet der auf seinem Wege nach Arabien über Konstantinopel reisende Turkestaner nicht genug Worte, um die Plackereien, Schmähungen und Erpressungen zu schildern, denen sie daheim seitens der russischen Beamten und Soldaten ausgesetzt sind.

Weit entfernt daher mit offenen Armen empfangen zu werden, würde Rußland bei einem etwaigen Angriffe Indiens in den Einwohnern des Landes erbitterte

Feinde finden, denn wenn es auch einzelne Desperados und Abenteuerer geben mag, die in der Hoffnung, aus den Wirren Nutzen ziehen zu können, zu Rußland halten, der überwiegende Teil der besonnenen, an Ruhe und Ordnung gewöhnten Bevölkerung, namentlich die Spitzen und die Intelligenz der Gesellschaft werden jedenfalls auf Englands Seite stehen. Für diese Annahme liegen zahlreiche Beweise vor. So oft das Gespenst einer russischen Aggression am Horizonte sich zeigt, hat die selbst feindlich gesinnte eingeborene Presse es nie versäumt, im russischen Vorhaben für die Interessen Indiens Gefahr zu entdecken. Namentlich waren es die Feudalfürsten, die sich sofort beeilten, dem englischen Radsch (Regierung) Hilfe anzubieten, und sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht das folgende Schreiben, welches der Nizam von Hyderabad, der Fürst eines Landes von 82 698 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 10 014 194 Seelen und mit einer zirka 45 000 Mann zählenden Streitkraft, als Rußland 1885 einen Angriff auf Herat plante, an den Vizekönig Lord Dufferin richtete.

Hyderabad. August 26. 1885.

My Friend,

No inhabitant can be indifferent to the persistent advance of another great military Power (d. h. Rußland) towards India, to the necessity that exists for putting the frontier in a proper state of defence, and to the burden it imposes on those, charged with its safety and the care of the Empire. All who have the wellfare of India at heart are bound to consider what should be done, and to show they are heartily in sympathy with those who are endeavouring to place the frontier in a proper state of defence, so as to

ward off all danger from our hearths and homes. The Princes of India have not been blind to the movement of events. We realise the financial responsibility the present state of affairs imposes on the Indian Exchequer. It seems to me the time has arrived for showing in some open manner that India is united on this question, and for that reason I write now to spontaneously offer to the Imperial Government a contribution from the Hyderabad State of 20 lakhs (2 000 000 Rupien) annually for three years, for the exclusive purpose of Indian Frontier Defence.

This is my offer in time of peace. At a later stage you can count upon my sword.

Your sincere friend
Mir Mahbub Ali Chan.

Dieses Schreiben spricht klar und deutlich genug für die Zuverlässigkeit der unter Englands Schutz stehenden Feudalfürsten. Von anderen indischen Fürsten liegen noch beredtere Beweise der Anhänglichkeit vor. Im Kampfe gegen die Buren in Südafrika, im letzten Kriege gegen China während des Boxeraufstandes, haben vornehme Hindostaner sich beteiligt, und einige haben sogar freiwillige Samariterdienste übernommen. Wir geben uns daher keinen Illusionen hin, wenn wir behaupten, daß England, falls es in seinem indischen Besitze von Rußland bedroht werden sollte, seitens der seinem Zepter unterworfenen bunten Völkerelemente heute viel weniger zu fürchten hat, als dies ehedem der Fall gewesen.

Früher war wohl Grund vorhanden, Indien mit einem Pulvermagazin zu vergleichen, das ein von der benachbarten Feindeshand geworfener Funken zur Explosion bringen kann. Heute haben die Verhältnisse

sich bedeutend gebessert. Wir haben früher erwähnt, daß die Unwissenheit der größte Feind der Engländer in Indien ist, und in dem Maße, daß dieser Feind durch erhöhte Tätigkeit auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes, durch zweckmäßige Verwaltungsreformen und durch eine langsame stufenweise Beseitigung der Vorurteile besiegt wird, in demselben Maße wird die innere und äußere Gefahr sich vermindern. Diese Aussicht ist um so mehr begründet, wenn wir erwägen, daß England seine Eroberungen in Indien vollendet, seinen Besitz abgerundet und höchstens nur an die Konsolidierung und Instandhaltung der Außenwerke zu denken hat. Ob es will oder nicht, England muß von nun an seine etwaige Ländergier im Norden Indiens bezähmen und jeden Plan eines weiteren Vordringens aufgeben; denn es ist daselbst durch die Berührung mit einem mächtigen und ehrgeizigen Nachbarstaate auf festen, undurchdringlichen Boden gestoßen.

Wir stimmen vollkommen mit Sir Alfred Lyall überein, der sein hochinteressantes Buch[1]) über den englischen Besitz in Indien mit folgenden Worten schließt: „Henceforward the struggle will be, not between the Eastern and Western races, but between the great commercial and conquering nations of the West for the predominance in Asia. From this contest England has now little to fear; and in the meantime we have undertaken the intellectual emancipation of the Indian people; we are changing the habits of thought, the religious ideas, the moral level of the whole country. No one can as yet venture upon any

[1]) The Rise and Expansion of the British Dominion in India. Third and enlarged Edition. London 1894. Seite 347.

prognostic of the course which the subtle and searching mind of India will mark out for itself amid the crosscurrents of Eastern and Western influences. But we may be sure that diffusion of knowledge and changes of material environment are acting steadily on mental habits, and that future historians will have a second remarkable illustration of the force with which a powerful and highly organized civilisation can mould the character and shape the destinies of many millions of people. And whatever may be the ultimate destiny of our Indian empire, wo shall have conferred upon the Indians great and permanent benefits, and shall have left a good name for ourselves in history."

Ja einen guten Namen werden die Engländer jedenfalls in der Geschichte zurücklassen. Ihr Wirken in Indien wird die würdige Apotheosis unserer abendländischen Kultur ausmachen, und wenn wir heute Roms bildenden Einfluß auf die alte Welt mit Recht bewundern, so wird Englands Leistung in Indien bei der Nachwelt eine um so größere Anerkennung finden, da das Werk in seiner zukünftigen Entfaltung noch imposanter, mächtiger und in seinen Folgen nachhaltiger zu werden verspricht; denn wie wir sehen, erstreckt sich dessen Einfluß schon heute von Indien aus über ganz Süd- und Ostasien und in diesem Teile der alten Welt hat das Englische als die Kultursprache sich herausgebildet. Welche spezielle Form die kulturellen Verhältnisse in Indien in der fernen Zukunft annehmen werden, das entzieht sich bis jetzt noch der kühnsten Spekulation; doch ist die Annahme berechtigt, daß die Veränderungen und Neugestaltungen den Stempel der Humanität, der Freiheit und der Aufklärung tragen und zum Wohle der dortigen Menschheit ausfallen werden.

XI.

Nachdem wir in den vorhergehenden Abschnitten die Tätigkeit unserer beiden Kulturträger im moslimischen Asien geschildert, ist dem Leser Gelegenheit geboten worden, über die Wege und Mittel dieser Faktoren der abendländischen Bildung im Osten sich selbst zu orientieren und in die von ihnen bisher erreichten Resultate Einsicht zu erlangen. Wir erachten es trotzdem nicht für überflüssig, auf Grund eines nun ermöglichten Gesamtüberblickes zwischen diesen beiden Repräsentanten unserer Kultur Vergleiche anzustellen und den Charakter ihres Wirkens einer Prüfung zu unterziehen. Dieses dünkt uns im gegebenen Falle um so unerläßlicher, da beide ihrem Wesen und Endzielen nach sich voneinander unterscheiden und da der Satz: „Si duo faciunt idem, non est idem" hier seine volle Berechtigung findet. Schon bei ihrem Ausgangspunkte sind die beiden mit bezug auf ihre Ziele und Absichten voneinander getrennt. Rußland erscheint unter dem Zeichen des Doppelkreuzes und im Gewande des Halbasiaten auf dem Gebiete der Eroberung; es tritt als christlicher Kempe gegen den Islam und den Schamanismus auf, mit welcher Kultur es unter keiner Bedingung in Verhandlungen sich einlassen, sondern die es ganz offen brechen, zerstören und ausrotten will. Iwan der Schreckliche verbietet neue Moscheen zu bauen; Rechtgläubige und Heiden werden gewaltsam getauft, Widerspenstige werden dem Henkersbeile überliefert oder verjagt, und nachdem auf dem von letzterem geräumten Gebiete Forts oder Blockhäuser aufgerichtet und mit Russen besetzt worden sind, erhält das Zarenreich immer neuen Zuwachs. England tritt in Indien im schlichten Gewande des Handelsmannes auf; es

gründet Faktoreien an den Küsten, dehnt allmählich seinen Handel ins Innere aus, und nur als es die Sicherheit seines Handels durch die steten Wirren des in Verfall geratenen Mogulenreiches gefährdet sieht, erst dann gelangt es auf dem Wege der Defensive zur Erkenntnis der Notwendigkeit eines territorialen Besitzes und wird Ländereroberer.

Natürlich konnte es unter solchen Umständen den Engländern nicht in den Sinn kommen, mittels gewaltsamer Bekehrung die Religion der Hindostaner anzugreifen oder als rachsüchtiger Feind sich zu geberden, um so weniger, da es in seinen Kämpfen von den Eingeborenen unterstützt, seine Siege mit ihrer Hilfe erfochten hat. In Anbetracht des verschiedenen Bildungsgrades der beiden Völker wäre auch ein anderes Vorgehen undenkbar gewesen. Rußland befand sich zur Zeit Iwan des Schrecklichen auf der niedrigsten Kulturstufe der damaligen Christenwelt; es war mehr asiatisch als europäisch, und in seinen politischen Zielen und Handlungen unterschied es sich kaum von seinen asiatischen Gegnern, während in England die Gesellschaft, vom Glanze des Elisabethischen Zeitalters erhellt, den gebildeten Westen zu repräsentieren hatte, und diesem Prinzipe trotz aller Verleumdungen seiner Neider bis heute auch treu geblieben ist. Während Rußland im Laufe seiner Eroberungskriege es nie unterlassen hat, nach Begründung seiner Macht nicht nur auf das politische, sondern auch auf das ethische, gesellschaftliche und religiöse Leben zersetzend einzuwirken, um hierdurch den Prozeß der Absorption zu erleichtern, finden wir beim Vorgehen der Engländer das Gegenteil. Moslimen und Hindus werden in ihrem ethischen und Religionsleben nicht im mindesten behelligt. Christliche Missionen werden wohl geduldet,

bisweilen auch unterstützt, doch nur dort, wo sie Schulen und Spitäler unterhalten, und die christliche Regierung schickt gleichwohl ihre Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei der Prozession auf dem Feste des Dschgannath[1]) und beim Zuge der Tabute[2]) der Moslimen in Moharram. Niemand wird gezwungen, die Religion des fremden Eroberes anzunehmen, und eine Entnationalisierung war auch schon deshalb ausgeschlossen, weil man in England an eine Kolonisierung Indiens nie gedacht hat, auch nicht denken konnte. Schon in diesen ersten Schritten spiegelt sich die Tendenz der beiden Eroberer wieder; sie kennzeichnen klar das auf beiden Seiten angestrebte Endziel.

Das von Anfang an nach Gebietserweiterung und nach Vermehrung der Untertanen trachtende Zarenreich kann vorderhand mit dem Resultate seines mehr als fünfhundertjährigen Strebens auch zufrieden sein. Aus dem Großfürstentum von Moskau ist das heutige russische Riesenreich entstanden; der slawische Ethnos hat viele Millionen fremder Elemente verschlungen; er ist gewillt und befähigt diesen Prozess auch weiter fortzusetzen; doch ob der russische Moloch diese gewaltsam inkorporierten Völkerfragmente auch in der Zukunft mit jener Leichtigkeit verdauen wird, wie dies in der Vergangenheit geschehen, darüber denkt man in Rußland wenig nach. Uns dünkt dieser Absorptionsprozeß heute, wo selbst in Asien das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit im Erwachen ist, viel schwieriger als ehedem; doch Rußland hat nun einmal

---

[1]) Dschagannath, in der wörtlichen Bedeutung „Herr der Welt", ist ein Götzenbild, welches gelegentlich eines Festes auf einem Wagen umher geführt wird.

[2]) Tabut, wörtlich Sarg, soll das Leichenbegängnis des im Moharram betrauerten Imam Husein darstellen.

die Bahn des Eroberns und Völkerverschlingens mit Erfolg betreten, und es gedenkt sie bis ans äußerste Ende zu verfolgen.

Auch England will erobern, aber nur Menschen und nicht zugleich auch Länder; denn es braucht erstere als Kunden für seinen Welthandel. „Trade follows the flag" ist das leitende Prinzip seiner Politik, und weil der Handel vor allem friedliche, geordnete Zustände erheischt, und weil das günstige Absatzgebiet auf die kulturelle Entwicklung sich basiert, so hat England selbstverständlich von jeher sein Hauptbestreben auf die Hebung des Bildungsgrades der seiner Leitung überantworteten fremden Völkerschaften gerichtet und durch die Pax Britannica zugleich mit seinem Selbstzweck auch das Wohl seiner Untertanen zu fördern gesucht. In dieser Verschiedenheit des Grundgedankens, welcher die beiden Großmächte in ihrer Kolonialpolitik geleitet hat, liegt denn auch der Unterschied zwischen den in Anwendung gebrachten Mitteln. Der russische Eroberer ist zufrieden, wenn er ruhige und friedliche Untertanen, pünktliche Steuerzahler und willige Werkzeuge seiner Herrschaft findet. In seinen Bestrebungen auf dem Felde der allgemeinen Volksbildung und Aufklärung ist ihm zumeist daran gelegen, den Asiaten mit den Elementarkenntnissen der Schulbildung, namentlich mit der russischen Sprache vertraut zu machen, und unter Tataren, Kirgisen und Sarten haben nur jene sich dem höheren Unterrichte zugewendet, die sich auf dem Wege einer gänzlichen Russifizierung befanden. Rußland pflegt sich um die Sympathien seiner fremden Untertanen wenig zu kümmern; seine eiserne Strenge wird durch keine Rücksicht gemildert, und auf der ganzen Länge und Breite seines bisher eroberten Gebietes begegnen wir selten solchen

Asiaten, die, vom russischen Régime entzückt, in die durch die Herrschaft des Zaren geschaffene neue Lage sich gerne hineinfinden, geschweige denn besonders dafür schwärmen.

Bei den Engländern verhält es sich ganz anders. Sie haben immer die Zufriedenheit ihrer Schutzbefohlenen im Auge gehabt; sie waren ängstlich darauf bedacht ihnen die Reformen und Neuerungen möglichst mundgerecht zu machen und haben demzufolge, wenn nur tunlich, Milde und Nachsicht walten lassen; was den öffentlichen Unterricht anbelangt, so haben wir gesehen, daß die Zahl der Universitätshörer, der Doktoren der Rechte, der Medizin und der Künste unter den Eingeborenen von Jahr zu Jahr anwächst und heute schon beinahe die Gefahr eines geistigen Proletariates in Sicht ist. Der Engländer ist in Indien bei weitem nicht so gehaßt und gefürchtet, wie der Russe in Zentralasien; denn der noch so verstockte fremdenfeindliche Hindostaner kann vor der Gerechtigkeitsliebe, vor der Unparteilichkeit und vor den guten Absichten der Sahibs sein Auge nicht verschließen. Von unbedingter und ungeteilter Liebe kann wohl auch bei ihm nicht die Rede sein, denn der fremde Herrscher wird nirgends auf der Welt geliebt; — doch die Achtung und Wertschätzung, die der Hindostaner, wie wir nachgewiesen, seinem fremden Herrn nicht versagen kann, kann mit der Zeit in Sympathien umschlagen, und das Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten muß in nicht weiter Ferne ein ganz erträgliches werden.

Wenn nun dieser Auffassung gegenüber in Europa sich die Ansicht verbreitet hat, daß der Engländer infolge seines höheren Bildungsgrades, mit seiner strammen Haltung, mit seinem eiskalten Gebaren

und herausfordernden Nationalstolze dem Asiaten weniger beliebt sei als der halbasiatische Russe — so ist eine solche Annahme durch mannigfaltige Tatsachen genügend widerlegt worden. Trotz des Kastenwesens, trotz des moslimischen und hinduischen Separatismus bestehen zwischen Hindostanern und Engländern viel mehr Annäherungspunkte als zwischen Russen und Kazanern oder Turkestanern; wäre dies nicht der Fall, so würden wir nicht das seltene Schauspiel vor uns sehen, wie das indische Kaiserreich mit einer Ausdehnung von 1 087 404 englischen Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 294361056 Seelen von 76243 englischen Soldaten in Schach gehalten werden kann. Bestände zwischen Engländern und Hindostanern nicht ein gewisser Grad von Vertraulichkeit, wie wäre es möglich, daß sich die anglo-indische Regierung bei der Verteidigung des Landes und Aufrechterhaltung der Ordnung auf 150000 eingeborene Soldaten, unter welchen sich auch Offiziere höheren Ranges befinden, verlassen könnte? Rußland hat es bis jetzt nicht gewagt, aus Eingeborenen auch nur ein einziges Regiment aufzustellen, mit Ausnahme etwa der aus einigen hundert Mann bestehenden turkomanischen Miliz. Wenn wir in Betracht ziehen, daß die Engländer in Indien ganze Regimenter von Eingeborenen und manche in hoher Stellung bei der Zivilverwaltung verwenden, während die Russen unter den Eingeborenen höchstens Dolmetscher, Friedensrichter[1]) und andere in untergeordneter Stellung verwenden, so wird der große Unterschied zwischen dem Systeme der beiden Kulturträger sofort auffallen. Schließlich, wie dürfte es übersehen werden, daß die Zahl der Russen in

[1]) Mirowoi sud.

Turkestan im Verhältnis zu den Eingeborenen viel größer ist,[1]) als die der Engländer in Indien. Lord Curzon[2]) hat ganz recht, wenn er in seinem Reisebuche über Zentralasien mit Bezug auf die Sicherheit Englands hervorhebt, daß er eine große indische Stadt mit 80 000 ihres Fanatismusses wegen berühmten Einwohner kenne, wo vier englische Zivilbeamten ohne Hilfe eines einzigen Soldaten die Ordnung aufrecht halten.

Sind dies nicht etwa genügende Beweise für eine zwischen Herrscher und Beherrschten schon erfolgte Annäherung und Intimität? Wenn die Russen vor ihren Mißerfolgen in Ostasien wegen ihrer größeren Kriegsbereitschaft und Machtentfaltung bei den Asiaten sich eines größeren Ansehens erfreuten und mehr Furcht einflößten, so hat der Gerechtigkeitssinn, der Reichtum, die Liberalität, die Großartigkeit der Unternehmungen, die mächtige Individualität und die eiserne Beharrlichkeit der Briten dem Menschen im Morgenlande von jeher in außerordentlicher Weise imponiert und ihn zur Bewunderung hingerissen. Diese Eigenschaften haben als mächtiger Zauber auf das Gemüt und auf die Einbildungskraft des Hindostaners gewirkt. Sie haben die Eingeborenen an die Fahnen des Eroberers gefesselt, und selbst während der schrecklichen Tage der Sepoy-Revolution von 1857 haben wir gesehen, wie Hindus während des Sturmes auf Delhi ihr eigenes Leben opferten, um verwundete englische Offiziere zu retten.[3])

[1]) Unter 5 260 000 Turkestanern leben 219 658 Russen, während, wie oben angedeutet, unter 187 223 481 Indiern alles zusammen nur 200 000 Engländer sich aufhalten.

[2]) Russia in Central Asia in 1889. Seite 387.

[3]) Siehe: Delhi Past and Present. by H. C. Fanshawe. C. S. J. London 1902. Seite 208.

Was die Liberalität Englands anbelangt, so braucht man nur die Summen der Pensionen zu vergleichen, mit welchen die beiden Großmächte in Asien ihre Schutzbefohlenen oder die ihrer Würden und Stellungen verlustig gegangenen eingeborenen Prinzen zu bedenken pflegen. Rußland hat der Frau und den Söhnen des entthronten Chudajar Chans, des Ex-Emirs von Chokand, ein Monatsgehalt von dreißig Rubel ausgeworfen, was kaum zu einer kläglichen Existenz hinreichend war, und als Abdurrahman Chan, der spätere Herrscher von Afghanistan, mit seinem 500 Mann zählenden Gefolge in Samarkand als Gast des Zaren aufgenommen wurde, erhielt er monatlich ein Gnadengehalt von 1250 Rubel, folglich kaum 4000 Pfund Sterling jährlich. Dem gegenüber finden wir, daß die jährliche Pension

des Wadschid Ali, des Fürsten von Oudh auf 120 000 Pfund Sterling,

des Badschi Rao, des Ex-Peschwa auf 80 000 Pfd. Sterling,

des Dhulip Singh, des Sohnes Runjit Singh auf 52 000 Pfund Sterling

sich belief, und nicht minder groß war die Pension des besiegten und entthronten Königs Thebau von Burma. Respekt einflößend und ihr Prestige erhöhend, wie die englische Behandlung an und für sich ist, so hat die Worttreue und Zuverlässigkeit der Engländer die asiatischen Großen um so mehr erobert, da sie selbst in dieser Tugend sich nicht mehr auszeichnen und derselben auch seitens Rußland nicht immer gewärtig sind. So sehen wir Dschura Bek, den ehemaligen Fürsten von Schehri Sebz, der 1868 im Kampfe gegen Bochara sich den Russen ergeben und später im Kriege gegen Chokand Dienste geleistet hat, heute

schmollend auf seinem Landsitze nicht weit von Taschkend,[1]) wo er jedem Verkehr mit den Russen aus dem Wege geht. Desgleichen haben die Afghanen, die 1888 nach der Niederlage Ishak Chans bei den Russen Zuflucht suchten, die russische Gastfreundschaft schon längst satt bekommen und sind zum großen Teile nach Kabul zurückgekehrt. „Das russische „Nan-u-Nemek" (Brod und Salz) hat noch niemandem gut angeschlagen" ist eine bekannte Redensart in Mittelasien. Man hat russischerseits sich auch nie bemüht, Asiaten gegenüber besonders gefällig zu sein, und die durch die Waffen des Zaren einmal niedergedrückt wurden, die konnten unter dem eisernen Tritt des Eroberers sich nie wieder erheben.

Die Diskretion verbietet mir, so manche berechtigte Klage gegen russischen Wortbruch und schnöde Behandlung, die mir seitens meiner Bekannten aus Turkestan zugekommen ist, hier anzuführen. Es genügt hervorzuheben, daß der brüderliche Verkehr und die Intimität zwischen Rußland und den ihnen unterworfenen Asiaten bei weitem nicht so groß ist, wie bei uns im Abendlande angenommen wird. Daß die Russen in gar vielen Lebensgewohnheiten, in Sitten und Gebräuchen und in der Denkungsweise mit dem Asiaten in der nördlichen Hälfte unseres Mutterweltteiles übereinstimmen, und daß sie im geschichtlichen Werdeprozesse gar vieles beibehalten haben, was der gemeinsamen ethischen Quelle der Morgenländer entsprungen ist, das läßt sich nicht in Abrede stellen. Doch in Asien gibt in allen Dingen die große und mächtige Scheidewand der Religion den Ausschlag und trotz aller Verwandtschaft des Sittenlebens werden

[1]) Siehe: das früher zitierte „K'istory narodnago obrazowanija v' turkestanskom kraj. Taschkent 1899. Seite 30.

Christen von Mohammedanern, Buddhisten und Schananisten stets durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt bleiben. Wäre dies nicht der Fall, so hätte die vielhundertjährige Berührung der Russen mit Türken, Tataren, Ugriern und Mongolen einen größeren Einfluß ausüben müssen, als dies bis heute geschehen; denn wie die Erfahrung zeigt, sind letztgenannte Völkerschaften nur auf dem Wege der Entnationalisierung und des Religionswechsels zur russischen Kultur gelangt, d. h. im Russentume aufgegangen. Der englische Kultureinfluß im Süden Asiens, namentlich in Indien, hat ganz andere Resultate zutage gefördert. Weil die Engländer keine Anglisierung und keine Bekehrung zum Christentume als conditio sine qua non hinstellen, haben Moslimen und Hindus in Indien in vieler Beziehung für die Ideen der modernen Kulturwelt sich empfänglicher gezeigt; sie haben gar vieles von der asiatischen Weltanschauung abgestreift und der Superiorität der europäischen Bildung Zugeständnisse gemacht, ohne jedoch dabei ihren nationalen und religiösen Charakter aufgegeben zu haben. Im Gegenteil, die Befolger der Lehre Mohammeds und Vischnus halten um so eifriger an ihrer Nationalität und ihrem Glauben fest, je weniger sie die letzteren durch die neuen Lehren gefährdet sehen, und in der Tat haben bis heute unter den halb oder ganz gebildeten Hindostanern nur äußerst wenige einen Religions- oder Nationalitätswechsel vorgenommen.[1])

Zugunsten der Toleranz und des liberalen Kultur-

[1]) Als christlicher Konvertit ist unter den Vornehmen Indiens bisher nur Dhuleep Singh, der Sohn Rendschit Singhs, bekannter geworden; doch die Taufe scheint ihm nicht gut angeschlagen zu haben, denn er hat das Christentum einigemal abgelegt und wieder angenommen.

einflusses spricht ferner noch der Umstand, daß während Rußland nur auf dem durch Waffengewalt unterworfenen Gebiete einen Einfluß auszuüben imstande ist, England auch ohne zu erobern, d. h. ohne Gewalt kraft seiner höheren Bildung auf die benachbarten Länder einzuwirken vermocht hat. In dem mit dem Zarenreiche schon ziemlich lange benachbarten Kleinasien, Persien, Afghanistan, China und Korea ist vom russischen Kultureinfluß sehr wenig oder gar nichts zu verspüren, während Englands Einfluß in sprachlicher, kommerzieller und politischer Beziehung in Siam, Südchina und Japan in prägnanter Weise sich bemerklich macht, ja sozusagen tonangebend geworden ist; so zwar, daß heute der ganze Süden Asiens unter dem englischen Kultureinflusse steht und alles Europäische dort unter englischer Etikette Eingang findet.

Die Ansicht, daß Rußland in Asien besser und leichter zivilisieren könne als England, ist daher grundfalsch. Ein politisch freies, einer älteren und höheren Kultur angehöriges Volk verfügt über wirksamere Mittel, hat mehr Kraft und Ausdauer und verfolgt edlere Ziele als ein Volk, welches noch selbst in den Kinderschuhen der modernen Bildung steckt, welches sich noch selbst in den Anfangsstadien der kulturellen Umgestaltung befindet, und welches obendrein noch in den Banden einer despotisch-absolutistischen Regierung schmachtend, in der Entfaltung der zur kulturellen Tätigkeit nötigen Mittel behindert ist. Von einer Nation, die noch selbst auf der Schulbank sitzt und den Prozeß der Evolution durchmacht, ist es kaum zu erwarten, daß sie anderen Nationen als Lehrer vorstehen und mit größerem Erfolg wirken könne. Es wäre daher ungerecht, diesbezüglich an Rußland größere Forderungen zu stellen; denn was es zur Besserung der

Verhältnisse in der alten Welt bis heute getan, das wird jeder unparteiische Denker gern anerkennen und niemandem wird es einfallen, Rußlands Verdienste schmälern oder ignorieren zu wollen. An der zivilisatorischen Rolle, welche dem Abendlande dem Morgenlande gegenüber zugefallen, hat Rußland sich in dem Maße und in der Weise beteiligt, wie es sein Bildungsgrad, seine geographische Stellung, seine politischen Ziele und seine ethischen Bedingungen mit sich bringen. Den Idealen der reinen und selbstlosen Humanität würde es allerdings besser entsprechen, wenn Rußland die seiner Obhut anvertrauten Völker nur zivilisieren und nicht zugleich absorbieren d. h. ethnisch vernichten würde. Doch jeder handelt nach dem Maße seiner Kraft und seiner Fähigkeit. England, das früher erwacht, früher die Bahn der Kultur betreten und früher zur Reife gelangt ist, muß naturgemäß durch größere Leistungen sich hervortun, denn — Potentes potenter agunt — sagt das Sprichwort, und Rußland würde seiner weltgeschichtlichen Aufgabe vollauf entsprechen, wenn es auf dem Gebiete, welches das Geschick ihm bis heute beschieden, umgestaltend und verbessernd fortschritte, ohne das schon hinreichend große Feld seiner kulturellen Tätigkeit noch weiter auszudehnen und durch seine unersättliche Ländergier die mit ihm in nachbarliche Beziehungen geratenen und ähnliche Kulturziele verfolgenden Mächte fortwährend zu beunruhigen und zu stören.

Wie die inneren Verhältnisse des großen Zarenreiches heute stehen, kann es dem für Kultur und Humanität sich begeisternden Europäer wohl nicht gleichgültig sein, wenn er sieht, wie die russische Politik beständig auf die Schwächung und Gefährdung der britischen Interessen in Asien hinarbeitet und dem

großen und schweren Werke seines Nachbars sich hindernd in den Weg stellt. Durch die Erfolge Rußlands wächst die Macht einer tyrannisch despotischen Regierung, eines Systemes, welches an ein glücklicherweise überwundenes, finsteres Zeitalter gemahnt und dem freiheitbeflissenen Abendlande gefährlich werden kann. Englands Siege sind die Siege der Freiheit und der Humanität; sie können uns nie gefährlich werden. Im Gegenteil, sie erwecken unser Stolzgefühl und Selbstbewußtsein ob der Macht der abendländischen Bildung.

Diese Verschiedenheit in den Folgen der Wirkung der beiden Kulturträger in Asien ist nun einmal schwer zu verkennen oder in Abrede zu stellen. Ebenso schwer wäre es aber auch, an dieser Sachlage etwas zu ändern und zu wünschen wäre nur, wenn die beiden Großmächte kraft der Überlegenheit unserer Bildungswelt in Frieden und Eintracht vorgingen. England und Rußland beherrschen beide ein Gebiet, das groß genug ist, um darin dem wirtschaftlichen Wettbewerb ohne politische Anfeindungen obliegen, sich gegenseitig bereichern und ihrer Kulturaufgabe gerecht werden zu können. Nur dann und nur so wird der Ausspruch des berühmten englischen Staatsmannes: „Asien ist groß genug für uns beide" sich bewähren. Das eine könnte im Norden, das andere im Süden der alten Welt jene wohltuende Helligkeit verbreiten, welche dort dringend nötig ist, um die mit Ruinen bedeckten Länder aufs neue urbar zu machen, und um die in Elend und Jammer niedergedrückte und in hoffnungslosige Apathie und Verzweiflung versunkene Menschheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Dies ist der sehnliche Wunsch jedes human fühlenden Europäers, und namentlich jenes Europäers, der die Lage der vom Unglück am meisten betroffenen Mo-

hammedaner aus eigener Anschauung kennt und die glanzvollen geschichtlichen Phasen der Vergangenheit dieses Volkes mit seinem erbärmlichen trostlosen Zustand in der Gegenwart vergleicht. Wie es dazu gekommen, daß die Anhänger des Islam so tief gefallen, ob und in welcher Weise eine Rettung und eine Sanierung der mannigfachen Übel noch möglich sei, davon soll im dritten und letzten Abschnitt unserer Schrift die Rede sein.

Die Zukunft des Islam.

I.

Das Bild, welches wir von unserem bisherigen Kultureinflusse auf die mohammedanische Welt in Asien entworfen, würde unvollkommen und nicht überzeugend genug sein, wenn wir nicht zugleich auch die Stellung beleuchteten, die der Mohammedaner selbst unserem Auftreten und Wirken gegenüber eingenommen hat und noch immer einnimmt. Asien ist nämlich kein willenloser Ton in den Händen des europäischen Töpfers und am allerwenigsten dürfte dies vom Islam behauptet werden. Von den ersten Regungen, welche die moslimische Welt unseren Kulturversuchen gegenüber gezeigt, von der Art und Weise, wie die sozusagen gewaltsam aufgedrungene moderne Bildung beurteilt worden ist, und von den Wegen und Mitteln, mit welchen die Mohammedaner des XIX. Jahrhunderts den Werdeprozeß der Reformen eingeleitet, davon habe ich schon in einer 1875 veröffentlichten Arbeit gesprochen. Ich habe daselbst auf die Fehler und Irrtümer hingewiesen, die sowohl unsererseits als auch seitens derjenigen Gesellschaft begangen worden sind, deren kulturelle Umgestaltung wir vorgenommen haben. Mein damaliges auf unmittelbarer Anschauung und einem jahrelang dauernden intimen Verkehr beruhendes Urteil ging dahin, daß der Westen den Osten nur oberfläch-

lich gekannt hat, daher hier sowohl als dort arge Fehler und Versäumnisse den Reformprozeß beeinträchtigen mußten, daß Habsucht und Ländergier auf der einen Seite ebenso geschadet wie verstockter Konservatismus und blinde Vorurteile auf der anderen, daß aber trotzdem eine Wendung zum Besseren angebahnt worden ist und wir daher noch nicht berechtigt sind „eine halbe Welt dem unrettbaren Verfalle preiszugeben, und über eine nach Millionen zählende Gesellschaft das Prognostikon des Unterganges auszusprechen!“ [1])

Die Erfahrungen, auf welche meine damalige Ansicht sich gründeten, stammten aus der ersten Phase unseres regen Verkehrs mit dem nahen Osten, aus jener Zeit als der erleichterte Verkehr das Abendland mit der asiatischen Welt, und namentlich mit dem westlichen Teile derselben, in häufigere und engere Berührung gebracht hatte. Diese erste Phase begann eigentlich mit dem Krimkriege und fand mit dem bald darauf folgenden französisch-englischen Kampfe gegen China ihren Abschluß. Bis dahin waren es nur schüchterne Versuche, nur ein unsicheres Tasten, welches unsere Ingerenz in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der alten Welt charakterisierte; selbst in Indien machten sich die Engländer erst nach der Sepoy-Revolution von 1857 an das große Werk einer gründlichen Umgestaltung der kulturellen Beziehungen. Am Schluß der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts wurde Japan von Commodore Perry aus seinem vielhundertjährigen Schlafe gerüttelt, ebenso wie China durch den Brand des Sommerpalastes von Ming-Juen-Ming zur Besinnung gebracht wurde. Die westliche Hälfte Asiens, d. h. die moslimische Welt, hatte allerdings schon frühere,

[1]) Islam im XIX. Jahrhundert. Seite 321.

häufigere und stärkere Beweise der abendländischen Übermacht zu fühlen bekommen; doch intensiv, unablässig und konsequent hat unser Einfluß sich erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gestaltet. Schwach, irrelevant und problematisch, wie unsere Erfahrungen bezüglich der Stellung der Islamwelt gegenüber unseren Reformbestrebungen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ausfallen mußten, eine ebenso bestimmte, feste und konkrete Form haben dieselben in der zweiten Hälfte angenommen. Einerseits hat sich unser Gesichtskreis bedeutend erweitert, und andrerseits hat auch der Morgenländer sich genötigt gesehen, das ewige Versteckspielen, das Täuschen und Sichverstellen aufzugeben. Das Leben und Treiben der Mohammedaner im nahen Osten liegt heute schon klar vor unseren Augen; wir haben sein innerstes Gebaren, sein Handeln und Wandeln, sein Denken, Sinnen und Trachten durchschaut, und mit unserem vom Trugspiele nicht mehr geblendeten Auge können wir auch mit um so größerer Sicherheit das Bild der zukünftigen Gestaltung erforschen und in jene Erörterungen uns einlassen, von welchen in diesem dritten Teile unserer Arbeit die Rede sein wird.

Fünfzig Jahre — ein halbes Jahrhundert — wird man sagen, sind kaum gleich einer Sekunde im Leben eines Volkes, folglich ein viel zu kurzer Zeitraum, um in der Evolution einer Gesellschaft, wie die, welche der Islam heute durchmacht, irgend eine Beweiskraft zu besitzen. Ja, aber in unserem schnellebigen Zeitalter der Dampfkraft und Elektrizität sind fünfzig Jahre viel reicher an Veränderungen, als ehedem mehrere Jahrhunderte, und wir gehen kaum fehl, wenn wir die Zeitspanne der Gegenwart mit dem älteren großen Zeitmaße der Vergangenheit für gleichwertig erachten, und zur Beleuchtung

unserer Studie die Frage stellen: Hat die moslimische Welt in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts auf der Bahn der modernen Bildung Fortschritte gemacht, die eine Assimilierung an das Abendland ermöglichen, und wird eine solche Verjüngung unter fremdem Schutze oder unter nationaler Selbstständigkeit sich vollziehen? Diese Frage, unzertrennbar vom Ziele unserer Kulturmission, ist schon des öfteren aufgeworfen, aber nie gehörig beantwortet worden, weil erstens unser Wirken vorherrschend materielle Tendenzen verfolgt und demzufolge eine objektive selbstlose Anschauung unmöglich macht; zweitens, weil es der bisherigen Forschung teils an einer gründlichen Fachkenntnis, teils auch an Objektivität gebricht, und weil eine flüchtige Beobachtung bekanntermaßen ein gesundes Urteilen illusorisch macht. Nur der Gesamtblick, nur die genaue Kenntnis und Würdigung der einzelnen Phasen des bisherigen Kulturprozesses, sowie der ethnischen und ethischen Charakteristik der verschiedenen Bestandteile der islamischen Gesellschaft der Gegenwart kann uns zu einer richtigen Lösung dieser Frage verhelfen. Ich möchte sogar weiter gehen und die Behauptung wagen, daß es bei den vorwiegenden nationalen Sonderinteressen einem Engländer, Franzosen, Deutschen, Russen und Italiener heute schwer fallen muß, in dieser Frage ein richtiges Urteil zu fällen, da es bei dem einen oder anderen stets politische oder wirtschaftliche Probleme gibt, die das Auge blenden und einer unparteiischen Auffassung im Wege stehen.

Wie bei vielen anderen Dingen, so kann auch bei der uns vorliegenden Frage nur ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart uns Aufschluß geben.

Wer die Zustände der Islamwelt während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eingehend kennen gelernt hat und sie der heutigen Sachlage auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Denkens und Wirkens in den einzelnen moslimischen Ländern gegenüberstellt, der wird zur Überzeugung gelangen, daß sich eine geistige Evolution vollzogen hat, daß die Grundpfeiler des alten Baues erschüttert sind, daß das Gebäude selbst schon tiefe Sprünge und Risse aufzeigt, und daß demnach große Veränderungen auf dem ganzen weiten Gebiete bevorstehen. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß diese Krise sich nur in den obersten Schichten der Gesellschaft bemerklich macht, und daß das Volk in seinen breiten Massen von derselben unberührt geblieben sei, ist keinesfalls stichhaltig. Die Bewegung hat überall um sich gegriffen; nur daß in Asien der Gang der Begebenheiten ein langsamer ist, und daß die Indolenz und Apathie des Volkes im Oriente es nicht gestattet, die innere Bewegung durch prägnante äußere Zeichen zu verraten, wie dies im Abendlande der Fall ist. Nicht ohne Einfluß mag auch der Umstand sein, daß bei uns das Bildungslicht von unten nach oben vorgedrungen ist, während in Asien in den meisten Fällen die Sonne der Aufklärung erst die Bergkuppen, d. h. die höheren Gesellschaftskreise bescheint und dann erst in die Täler dringt. Der alte Satz: „El nas ala dini mulukuhum", d. h. „das Volk befolgt den Glauben seiner Fürsten", hat in Asien noch heute seine volle Gültigkeit, mit dem Unterschiede jedoch, daß die sogenannten obersten Schichten der Intelligenz heute nicht mehr nur die allerhöchsten Würdenträger und Beamten umfassen, sondern auch auf die breiteren Schichten der Beamtenwelt und mitunter auch auf die sogenannte Esnaf

und Kasib, worunter man die Mittelklasse versteht, sich erstrecken, da in neuerer Zeit infolge der stetig zunehmenden Wissenslust in der islamischen Gesellschaft eine Intelligenz entstanden ist, die rüstig auf der Bahn der modernen Bildung fortschreitet, von den Banden der altkonservativen Denkungsweise sich befreit und eine neue verheißungsvolle Epoche im geistigen Leben der Islamwelt inauguriert hat.

Was den Kenner älterer Zustände im Islam am meisten befremdet, das ist die stetige Abnahme des früheren Eigendünkels bezüglich der Vorzüge der altmoslimischen Bildung, und hiermit zugleich die zunehmende Anerkennung für die Herrlichkeit und Nützlichkeit des westlichen Kulturlebens. Wenn ich vor fünfzig Jahren in Gesellschaft moslimischer Gelehrten oder halb europäisierter Beamten in eine Diskussion über dieses Thema mich einließ, so fand ich selbst unter den am weitesten fortgeschrittenen Denkern im westlichen und mittleren Asien keinen einzigen, der die volle Superiorität der modernen europäischen Weltanschauung über die des Islam zugestanden hätte. Heute ist hierin eine große Wandlung eingetreten. Es gibt allerdings auch heute noch eine bedeutende Zahl von moslimischen Schöngeistern, die sich darin gefallen, nicht nur alles aus dem Koran und der Tradition erklären zu wollen, die bestrebt sind, die Urquelle aller Wissenschaften in der vergangenen Glanzperiode des Islam zu entdecken, und wo nur möglich, die Errungenschaften unserer Bildung herabzusetzen und zu diskreditieren. Auch begegnen wir nicht selten solchen Mohammedanern, die am Borne der modernen Bildung sich satt getrunken, aus Neid oder Mißgunst jedoch alles Europäische bekritteln und über unsere Insti-

tutionen, Sitten, Gebräuche und Moralität abfällig urteilen.[1])

Aber neben diesen Fanatikern haben in der Neuzeit auch solche Mohammedaner sich bemerklich gemacht, die von den Vorzügen der abendländischen Bildung durchdrungen, es ganz unverblümt heraussagen, daß ihre Kultur in der Vergangenheit wohl am Platze gewesen und der Menschheit Dienste geleistet habe, heute aber den Erfordernissen der Neuzeit gegenüber nicht mehr standhalten könne. Sie gestehen es zu, daß die moslimische Welt, um nicht gänzlich vom Abendlande erdrückt zu werden, den Weg der Neuerungen unbedingt betreten müsse, und daß diese um so leichter sei, als in den Grundprinzipien der Lehre des arabischen Propheten nichts nachgewiesen werden könne, was die Pflege der Künste und Wissenschaften und den modernen Fortschritt im allgemeinen verbiete und verhindere.

Merkwürdigerweise bildet die letzterwähnte Behauptung trotz einer mehr als tausendjährigen Feindschaft zwischen Christen und Mohammedanern noch immer den Gegenstand lebhafter Diskussion unter uns selbst, und nicht nur christlich strenggläubige Gottesmänner, sondern auch Skeptiker und Agnostiker sind in dem Irrtume befangen, daß die Bekenner der Lehre des arabischen Propheten durch die Satzungen ihrer Religion von der Pflege der Wissenschaften und Künste abgehalten werden. Umsonst ist die Zeugenschaft so vieler Monumente einer vergangenen Kultur; umsonst wird bewiesen, daß wir selbst im Mittelalter bei den

[1]) Als solcher präsentiert sich Mohammed Adil Schmitz du Moulin in seinen Werken „Islambul", „Der Islam", „Die Greuel der Verwüstung" usw. Dieser Herr ist ein gründlicher Kenner Europas und sein Urteil befremdet um so mehr.

Arabern in die Schule gegangen sind, und umsonst zitiert man die zahlreichen Stellen im Koran, die auf den Wert, den Nutzen und die Unentbehrlichkeit der Wissenschaften Bezug haben, — das alte Vorurteil ist nicht zum Weichen zu bringen und der Starrsinn wird leider durch die unglückliche Gegenwart der Islamwelt noch mehr bekräftigt. Ist doch beinahe eine ganze Literatur aus dieser Diskussion hervorgegangen. Doch es gehört nicht in den Rahmen dieser Studie, die zahlreichen Pro- und Kontraargumente hier anzuführen und es dünkt uns viel zweckdienlicher auf Grund trockener und unbestreitbarer Tatsachen die wahre Sachlage darzulegen.

Wer vom fortschrittlichen Geiste und vom Erwachen der Moslimwelt sich überzeugen will, der darf nicht nach Äußerlichkeiten urteilen, nicht flüchtige Touristenblicke werden hier zur Einsicht führen, sondern nur ein sorgfältiges, ernstes und von religiösen oder nationalen Vorurteilen freies Studium und ein fachmännisches Forschen und Prüfen auf dem Gebiete der Theorie und der Praxis, was leider immer noch so wenigen vergönnt ist. Wir dürfen nämlich nicht unser Urteil danach bilden, wie einzelne Mohammedaner unsere Kleidermode, unsere Tafelsitten und sonstige Gebräuche angenommen haben. Nicht die Nachahmung gewisser Regierungsformen, der Verteidigungsmittel des Staates, nicht die vielen äußerlich zur Schau getragenen Neuerungen geben den Ausschlag, sondern die unverkennbare Kundgebung einer inneren Veränderung und Annäherung an den Westen, die nicht anbefohlen, sondern aus fester Überzeugung hervorgegangen ist. Diese Kennzeichen fallen in dem Maße auf, in welchem wir von der Ostgrenze der Islamwelt gegen den Westen fortschreiten. Der Recht-

gläubige in Zentralasien nimmt sich gegenüber dem gebildeten Osmanen und Araber ungefähr so aus, wie der strenggläubige Katholik des Mittelalters gegenüber dem heutigen nur halbwegs aufgeklärten Europäer; denn gegen den in Fluß geratenen mächtigen Lauf der Ideen können keine Dämme aufgerichtet werden. So wie das orthodoxe Judentum trotz der sechshundertdreizehn Zäune, mit denen es sich umgeben, schließlich zum Falle gebracht worden ist, ebenso hat der Islam durch die immer mehr und mehr zunehmende Berührung mit der Christenwelt schon viele jener dogmatischen Lehren abgestreift, die auf den Separatismus hinzielen und mittels welcher man jahrhundertelang im Schutze einer strengen Absonderung und Abgeschlossenheit gegen jede Ingerenz einer fremden Ideenwelt sich sicherstellen zu können geglaubt hatte.

Hier nur einige Beispiele. Im Anfange des vergangenen Jahrhunderts galt eine Reise nach Europa als das größte Wagestück in den Augen des frommen Moslimen, denn erstens mußte er von den Speisen, die Christen zugerichtet, sich enthalten; zweitens mußte er sein täglich fünfmaliges Gebet vernachlässigen, da er nicht wissen konnte, ob der Boden, auf dem er seinen Gebetteppich ausbreitete, durch zufällig vergossenes Schweinefett oder geistige Getränke nicht verunreinigt worden sei, und drittens schien ihm der Aufenthalt in christlichen Ländern als ein Verweilen im Dar-ul-Harb,[1]) als eine vermeintliche Verletzung der Satzungen seiner Religion. Während der Regierung Sultan Mahmuds war eine diplomatische Mission an die Höfe Europas equivalent mit einer Verbannung, und wie ich

[1]) Dar-ul-Harb = Kriegerland d. h. Feindesland als Gegensatz zu Dar-ul-Imam = Glaubens- d. h. Friedensland. Vgl. Note 1 auf S. 252.

aus den nachgelassenen Schriften Rifaat Paschas, des türkischen Botschafters am Wiener Hofe unter Kaiser Ferdinand V. mich überzeugte, waren es nur Schaudern und Widerwille, Angst und Schrecken, welche seine ersten Eindrücke vom Leben in der Donaustadt kennzeichneten. In Persien fand Feth Ali Schah keinen Moslimen, der eine Mission nach Europa übernommen hätte, und er mußte den Armenier Daud Chan, von dem noch später die Rede sein wird, mit einer Mission nach Paris betrauen. Heute ist gerade das Gegenteil eingetreten.

In der Türkei, in Persien und Ägypten wird es als ein seltenes Glück betrachtet, behufs Studiums oder in diplomatischer Vertretung nach dem Abendlande geschickt zu werden, denn die Pracht und Herrlichkeit unserer Hauptstädte, sowie die modernen Entdeckungen üben auf den Orientalen einen faszinierenden Eindruck aus, und auch die Vergnügungen unserer Großstädte besitzen mitunter eine leider viel zu mächtige Anziehungskraft auf den lebenslustigen Orientalen, der daheim durch die Religionsgesetze beengt, bei uns seinen Leidenschaften ungestört fröhnen kann. Außer diesen gibt es auch viele junge Mohammedaner, die vom Wissensdurst getrieben, unter allen möglichen Entbehrungen europäische Schulen besuchen und auf verschiedenen Gebieten des Wissens sich auszeichnen und ich kenne eine stattliche Anzahl junger Türken und Perser, die gegen den Willen ihrer Regierung im Geheimen behufs Ausbildung das Abendland aufsuchen. Nicht nur regierende Fürsten, Prinzen und hohe Würdenträger ergötzen sich an einer Europareise, sondern wir haben jüngst sogar einen hochgestellten mohammedanischen Geistlichen, den Scheich Mohammed Abdu, den Mufti von Ägypten und Ober-

haupt des Kollegiums Al-Azhar, kennen gelernt, der sich nicht scheute, sich in Genf auf die Schulbank zu setzen um Französisch zu lernen, und der später auf der Hochschule zu Cambridge zur Verteidigung des Islam Vorträge hielt. Welch anglikanischer oder katholischer Erzbischof würde es der Mühe wert halten, eine mohammedanische Hochschule zu besuchen, um in das innere geistige Leben des Islam Einsicht zu nehmen? Von indischen Mohammedanern will ich gar nicht reden; diese besuchen schon daheim die englischen Kollegien und viele von ihnen haben in England, in Deutschland und in Amerika in modernen Wissenschaften sich ausgebildet; in allerneuster Zeit hat sogar ein türkischer Diplomat, nämlich der jüngst verstorbene El Seid Mehemmed Feridun Bey bei der ungarischen Akademie der Wissenschaften eine bedeutende Summe hinterlassen, die zur Bildung wissensdurstiger junger Türken in Europa verwendet werden soll.

Vor allem muß der öffentliche Unterricht in Betracht kommen, auf welchem Gebiete die Türken in den letzten Jahrzehnten ganz Erstaunliches geleistet haben. Vor einem halben Jahrhundert hatten die Ruschdije-Schulen, in welchen moderne Wissenschaften gelehrt wurden, mit den bestehenden Mektebs d. h. Koranschulen einen harten Kampf zu bestehen, da man unter Bildung nur Religionsbildung verstehen wollte. Nach den aus dem Jahre 1886 stammenden statistischen Angaben gibt es heute unter den 18 Millionen Mohammedanern der Türkei nahezu 250 000 Besucher der höheren und mittleren Lehranstalten, in welchen moderne Sprachen und Wissenschaften vorgetragen werden, und nicht nur ist die Zahl derjenigen, die eine oder zwei europäische Sprachen in Schrift und Wort

verstehen, in Naturwissenschaften, Geographie und Geschichte bewandert sind, eine ganz bedeutende, sondern selbst das weibliche Geschlecht, dessen Erziehung ehedem ganz vernachlässigt wurde, tut sich durch Schulbildung hervor und erleichtert den Eingang der Reformen in das früher hermetisch verschlossene Familienleben.

Selbst bei den unter der Ägide Rußlands lebenden Moslimen, bei den sogenannten Tataren, macht sich der durch Vermittelung Rußlands dahin gelangte Geist des Fortschritts bemerkbar. In dieser Beziehung hat Herr Ismael Bey Gasparinski, der Eigentümer und Redakteur der in Bagtsche-Sarai erscheinenden tatarischen Zeitung „Terdschüman" (Dragoman) sich große Verdienste erworben. Auf sein Betreiben hat das Schulwesen sich verbessert; die Erzeugnisse der Nationalliteratur haben sich bedeutend vermehrt, und während früher die Tataren nur zwangsweise russische Normal- und Mittelschulen besuchten, gibt es heute schon mehr als zweihundert Tataren, die auf russischen Universitäten zu Doktoren, Ingenieuren, Advokaten usw. sich heranbilden. Selbst mohammedanische Frauen haben Universitäten besucht und werden als Frauenärzte angestellt. Merkwürdig genug breitet sich dieser Reformgeist vom südlichen Rußland gegen das obere Wolgagebiet in die Steppe und sogar gegen Ostturkestan aus, allerdings in schwachen Versuchen, aber in unverkennbarer Weise.[1])

Es ist ganz natürlich, daß die langsam aber stetig fortschreitende Bildung auf den verschiedensten Ge-

[1]) Siehe die Beilage zu Nr. 40 der 1901 erschienenen Zeitung „Terdschüman!" Besagte Zeitung erscheint in 6000 Exemplaren und hat in der Krim, im Kaukasus, in Sibirien, in Turkestan und in China unter den Türken Verbreitung gefunden.

bieten des menschlichen Sinnens und Trachtens, im geistigen und materiellen Leben, ja überall zum Ausdruck gelangt. Vor einem halben Jahrhundert war die türkische Sprache das erdenklich schwerfälligste Mittel der literarischen Verständigung. Man schrieb mit unglaublichem Bombast und Metaphern und verwandte eine Unmasse von arabischen und persischen Lehnwörtern, sodaß auf einer ganzen Seite von angeblich türkischem Text kaum ein einziges türkisches Wort zu finden war, und der Inhalt dem Volke ganz unverständlich bleiben mußte. Heute ist die osmanische Schriftsprache in vieler Hinsicht vereinfacht, klar und den Massen zugänglicher geworden, das lesende Publikum hat sich vervielfacht und während die Literatur ehedem sich zumeist mit theologischen, stylistischen, philosophischen und poetischen Sujets befaßte und jeden Schritt in die Außenwelt sorgfältig vermied, ist sie heute auf modern wissenschaftlichen Gebieten tätig und nicht nur Romane, Reisebeschreibungen, sondern auch naturgeschichtliche, ökonomische, medizinische, militärische und andere europäische Werke werden eifrig ins Türkische übersetzt und studiert. Je größer die Bekanntschaft mit den Geistesprodukten des Abendlandes, desto weiter wird der Gesichtskreis des Orientalen und desto leichter entledigt er sich der Fesseln der alten Weltanschauung. Zu meiner Zeit, d. h. als ich noch in türkischen Familienkreisen lebte, ward die Haremsitte so streng eingehalten, daß ich es nie gewagt habe, einer verschleierten Frau in die Augen zu schauen, geschweige denn sie anzureden. Frauen durften, selbst um der Feuergefahr zu entgehen, das Selamlik, d. h. den der Männerwelt bestimmten Teil des Hauses, nicht betreten, und die Frauenbildung war dermaßen vernachlässigt, daß unter den vierzig bis

fünfzig Insassen des Harems eines vornehmen Würdenträgers höchstens zwei oder drei des Lesens und Schreibens kundig waren. Heute ist der Schulbesuch für Mädchen obligatorisch, die jungen Türkinnen wissen in der Geographie und Geschichte Bescheid, und nicht nur gibt es eine türkische Frauenzeitung, sondern es haben sogar türkische Damen auf dem Gebiete der Schriftstellerei Vorzügliches geleistet,[1]) notabene in einer Gesellschaft, wo ehedem die belesene Frau für eine Hexe galt. Obgleich es den Moslimen gestattet ist, christliche Frauen zu heiraten, was selbst Sultan Murad I. getan, der eine serbische Prinzessin heiratete und ihr einen Hofgeistlichen bestellte, so waren Mischehen doch früher verpönt und äußerst selten, während heute Minister und andere hohe Würdenträger Europäerinnen zur Frau nehmen. Ja, ich erinnere mich beim Kultusminister M. Pascha die Dame des Hauses, früher eine Lehrerin, an der Spitze einer Tafel gesehen zu haben, an welcher unter anderen dickbeturbante gelehrte Mollas saßen. Zu meiner Zeit hätte man eine solche Neuerung als ein Verbrechen gegen den Islam gebrandmarkt.

Was mich, den Kenner der älteren Zustände in der Türkei aber am meisten überrascht, das ist das lebhafte Interesse für die politischen Vorgänge und die Gier, mit welcher die Zeitungen verschlungen werden. Vor fünfzig oder sechzig Jahren war von der Presse kaum eine Spur vorhanden; niemand hätte es gewagt, die Politik der Regierung zu bekritteln; heute gibt es eine stattliche Anzahl von Tages-, Wochen- und Monatszeitungen, die in verhüllter Sprache zwar, aber oft genug ein scharfes Urteil fällen, und wäre nicht

[1]) Siehe meine Schrift „La Turquie d'aujourd'hui et d'avant qarante ans". Paris 1898. Seite 35.

die unerhört strenge Zensur, die jeden freien Gedanken verfolgt, so würde die Zahl und der Einfluß der Zeitungen wohl noch größer sein. Was ich von der osmanischen Sprache gesagt habe, das paßt auch auf das Tatarische, wo in der Neuzeit der Stil vereinfacht und die Sprache selbst ganz populär geworden ist. Ins Tatarische und auch ins moderne Persische hat eine stattliche Anzahl russischer, französischer und englischer Fremdwörter Eingang gefunden, was den Kenner der älteren Literatursprache befremden muß.

Dieser Umschwung tritt vorderhand natürlich zumeist in der Reihe der Gebildeten hervor; doch ist er auch bei den großen Massen zu bemerken, und namentlich ist dies der Fall mit bezug auf den früher gegen Andersgläubige bestehenden Haß. Wer hätte es vor fünfzig Jahren geglaubt, daß türkisch-mohammedanische Zeitungen sich dazu hergeben würden, nackte und schauerliche Heiden, wie die Japaner in den Augen der Moslimen sind, mit Ausdrücken des Lobes, der Bewunderung und der Verherrlichung zu bezeichnen, wie dies heute, gelegentlich der japanischen Siege geschieht? Die Japaner, ihrem Glauben nach verächtliche Medschusis, werden selbst in der Sprache des Propheten als nachahmungswürdige Helden, als eine Nation voller Tugenden gerühmt und der Beistand Allahs wird für sie angerufen. Zur Zeit meines Pseudo-Türkentumes war von türkischem Nationalgefühl keine Spur vorhanden, ja das Wort T ü r k galt als Schimpf, als ein Epitheton der Unbildung und Roheit. Heute brüstet man sich mit dem Türkentume; man weist mit Stolz auf die weite geographische Ausdehnung dieses Volksstammes hin; man zitiert in Dithyramben seine militärischen Vorzüge und seine politische Begabung und setzt große Hoffnungen auf die zukünftige natio-

nale Einheit und das Erwachen des türkischen Volksgefühls. Neuerdings erscheint sogar eine Zeitung unter dem Namen „Türk", die in beredten Worten die Notwendigkeit einer nationalen Bewegung predigt, den Gründer des Osmanentumes verherrlicht und das Türkentum selbst dem Stamme des Propheten, d. h. dem Arabertum vorzieht, wie dies aus einer Polemik zwischen dem „Türk" und einem in Kairo erscheinenden arabischen Blatte „Al Monar" ersichtlich ist. Einen solchen Wettstreit hätte man früher geradezu als eine Gotteslästerung angesehen, heute erhebt er das Nationalgefühl des osmanischen Volkes.

Wie gesagt, unsere antimoslimischen Kritiker gehen, entweder aus christlichem Religionsfanatismus oder aus Unwissenheit viel zu weit, wenn sie den heutigen Verfall, den politischen Niedergang und die Zurückgebliebenheit in Bildungssachen einzig und allein dem Islam in die Schuhe schieben. Wäre der Islam wirklich ein solch fanatischer Gegner der Künste und Wissenschaften, wie Herr Kanonikus Malcolm Maccoll, der Herzog von Harcourt und viele andere der Welt einreden wollen, und wie die friedliebende und uninteressierte (?) christliche Kirche dies schon seit Jahrhunderten predigt, wie in der Welt wäre es dem mittelalterlichen Islam möglich gewesen, uns wissenschaftlich zu belehren; wie hätte ein Emir Abdurrahman in Spanien und ein Humajun oder Akbar in Indien es gewagt, solche Prachtmonumente der Baukunst und Skulptur aufzuführen, wie die Alhambra in Spanien, die Freitag-Moschee (Dschuma-Mesdschid) in Delhi, der Tadsch (ein Mausoleum der Lieblingsfrau Akbars) und viele andere Prachtbauten in Indien, die noch heute das Auge des Kunstkenners entzücken? Waren diese Fürsten etwa nicht fromme

Mohammedaner, oder waren die moslimischen Gelehrten jener Zeit so gleichgültig gegen die Satzungen des Korans? Gewiß nicht. Nur der blinde Aberglaube und gewisse, auf Mißdeutungen beruhende, Mißbräuche haben die Lehre des Propheten verunstaltet und daraus ein Zerrbild gemacht, das dem Geiste des Islam ganz fremd ist. Dem älteren Mohammedaner sunnitischer Sekte dünkte das Malen lebender Objekte als Sünde; ja, ich erinnere mich zu meiner Zeit, daß eine Mutter in Ohnmacht fiel und tagelang Wehklagen ausstieß, als sie die Photographie ihres in Paris studierenden Sohnes zu Gesicht bekam. Heute lassen Türken, Perser und Araber sich frank und frei photographieren oder in Öl malen, und man fragt sich: Wenn das Malen lebender Objekte wirklich so verpönt wäre, wie allgemein angenommen wird, warum haben die moslimischen Herrscher Indiens ihre Porträts anfertigen lassen; warum hat Mohammed II. einem italienischen Maler gesessen, und warum hat Sultan Abdul Hamid, dem man sicherlich keine neogolischen Tendenzen vorwerfen kann, eine Malerschule gegründet, deren Schüler zur Vervollkommnung ihrer Kunst auf europäische Akademien geschickt werden? Und wie in puncto Malerei, so verhält es sich in anderen Dingen. Sowie die erhabene Religionslehre Gautamas, die den englischen Dichter Edwin Arnold zu seiner Dichtung: „The Light of Asia" mit Recht begeisterte, heute zu einem Gewirr von Aberglauben, Betrügereien und Lamaischer Tyrannei herabgesunken, ebenso haben Zelotismus und Ignoranz dem Islam so manches aufgebürdet, was den Absichten des Propheten ganz fern lag und und von den modernen Theologen und Exegeten auch tatsächlich refutiert wird.

Was hier von den Türken osmanischer Nationali-

tät gesagt worden ist, das gilt in gewissem allerdings geringerem Grade auch für die unter russischer Herrschaft lebenden Türken, gewöhnlich auch Tataren genannt. Hier ist es der fremden, despotischen und mit proselytischen Gedanken umgehenden Regierung nicht besonders daran gelegen, daß im Bereiche des Islam eine nationale Bildung um sich greife, da dies der beabsichtigten Absorption durch das Russentum schaden würde. Und dennoch macht sich in der kleinen Fraktion der südlichen Türken, namentlich in Kazan, Orenburg, Bagtsche-sarai ein Geist merkbar, der, wie ich schon früher angedeutet habe, unsere volle Aufmerksamkeit verdient.

In dem in Orenburg 1904 gedruckten Büchlein[1]) betitelt „Kirima Siahat" (Eine Reise nach der Krim) sind ganz wunderbere Dinge vom Fortschritte auf der modernen Bildungsbahn der dortigen Mohammedaner zu lesen. Mohammed Fatih bin Gilman al Kirimi, der Autor dieser Schrift, ist ein vollkommen europäisch gebildeter Tatare. Der Zweck seiner Reise war, am zwanzigjährigen Jubiläum der in Bagtschesarai bestehenden Zeitung „Terdschüman" teilzunehmen, und abgesehen von den Schilderungen der von ihm besuchten Gegenden und Städte Südrußlands, ist der das ganze Buch durchwehende fortschrittliche Geist unserer ungeteilten Bewunderung würdig. Unser Autor findet, daß die moslimische Geistlichkeit die Hauptschuld an der Rückständigkeit der Islamwelt trägt. Mit bedauerlichem Obskurantismus, Fanatismus und Engherzigkeit wollen die Mollas in lächerlichen Details des ritualen Gesetzes die Kraft des Islam er-

[1]) Der vollständige Titel dieses Büchleins lautet: Kirima Siahet esh Mohammed Fatileri bin Gilman al Kirimi. Typografija. M. F. G. Karimow Orenburg 1904.

kennen. Modernes Wissen, moderne Entdeckungen sind ihnen verhaßt, und unterstützt von dem allen Morgenländern eigenen Konservatismus ist es ihnen gelungen, außerreligiöse Wissenschaften von den Massen fernzuhalten, ja alles, was von Europa kommt, zu diskreditieren. Doch Beispiele wirken ansteckend, und trotz der starrköpfigen Mollawelt macht die moderne Bildung selbst unter den Tataren rapide Fortschritte. In den Hauptstädten Rußlands wirken heute schon viele tatarische Wohltätigkeitsvereine; das auf Kosten der Tataren bestehende moderne Schulwesen liefert glänzende Erfolge, Tataren treten als Ärzte und Advokaten auf, und selbst unter den Tatarinnen haben neuestens Lehrerinnen und Frauenärzte sich bemerklich gemacht. „Nach meiner anspruchslosen Ansicht" — schreibt der obenerwähnte Tatare Mohammed Fatih — „können die Satzungen des Koran leicht mit der Kultur und Zivilisation vereinigt werden. Nur gibt es heute leider keine Ulemas (Gelehrten), die den Islam zu beleben und mit der Zivilisation in Einklang zu bringen befähigt sind. Unsere heutigen Ulemas geben sich nur mit Äußerlichkeiten ab, sie verstehen den philosophischen Geist des Islam gar nicht und können von der Religion gar keinen Nutzen ziehen. Unsere unwissende Geistlichkeit erklärt den Islam nach eigenem Gutdünken, und anstatt zu nützen, schadet sie uns nur. Ihr Europäer habt mit riesigen Anstrengungen die Religion aus den Händen dummer Pfaffen gerettet und Aufklärung verbreitet. Ihr habt volle Macht über eure Glaubenswelt; eure Gewissen ist frei und euer Sinn erleuchtet, während unsere Religion sich noch in den Händen dummer Kirchenmänner befindet, und solange wir euer Beispiel nicht befolgen, aus den Krallen der ignoranten Mollas uns nicht befreien und von den leeren Äußerlich-

keiten nicht abstehen, werden wir immer dem Verfalle anheim gegeben sein." Um dieser Bewegung entgegenzusteuern, hat Rußland es sich angelegen sein lassen in Tiflis ein im azerbaidschanischen Dialekt redigiertes Blatt „Schark Rusi" (Der orientalische Russe) erscheinen zu lassen, in welchem sonderbarerweise die Türken und Moslimen des Kaukasus unter dem Prädikat „asiatische Russen" als eine selbständige Nationalität gegenüber ihren englischen und osmanischen Religions- und Stammesgenossen auftreten und die Herrschaft des Zaren verherrlichen wollen. Natürlich sind die Fürsprecher dieser Idee bei den übrigen Moslimen verhaßt und verspottet und werden geradezu als Abtrünnige und Feinde des Islam hingestellt.

Mit diesen wenigen Beispielen der im Islam sich vollziehenden Evolution soll keinesfalls bewiesen werden, daß die Bekenner dieses Glaubens schon alles getan haben, was zur Hebung ihres geistigen Niveaus, zur Belebung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und zum Fortschritte auf der Bahn der modernen Bildung nötig ist. Nein! Das fällt uns nicht im mindesten ein. Wir wollten nur die Kulturfähigkeit und den Kulturwillen der Mohammedaner legitimieren, und wenn wir in dieser Beziehung hauptsächlich vom Türken gesprochen haben, so geschah dies, weil eben dem Türken, dem am meisten angefeindeten Vertreter des Islam jede Kulturfähigkeit abgesprochen wird. Die fortschrittliche Bewegung der Mohammedaner in Indien und in Ägypten ist dem europäischen Leser genügend bekannt, da sie der Mitwirkung des abendländischen Machteinflusses zugeschrieben, und schon deshalb, gleichsam als ein Erfolg unseres Wirkens nicht verschwiegen wird. Aber es wäre ungerecht den unter der Tyrannei der eigenen Fürsten schmachtenden Mos-

limen die Kulturfähigkeit abzusprechen. Diese leisten eben das, was ihre gedrückte Lage und Armut ihnen ermöglicht, und sie verdienen eine um so größere Anerkennung. Wie weit nun diese Bewegung im Laufe der Zeit erstarken und zunehmen wird, das hängt jedenfalls von den inneren und äußeren Verhältnissen besagter Völkergruppen ab. Doch da das Eintreten eines Stillstandes kaum anzunehmen ist, so wird und muß in der ferneren Zukunft in der Islamwelt ein solches Erwachen stattfinden, durch welches so manche Zukunftspläne unserer Großmächte im moslimischen Asien vereitelt werden können.

II.

Wenn wir die im Abendlande stark verbreitete Ansicht von der Kulturfeindlichkeit und Kulturunfähigkeit des Islam in Abrede gestellt, so ist wohl die Frage berechtigt: Wenn dem so ist, wie kommt es, daß die moslimischen Asiaten trotz eines schon ziemlich alten und regen Verkehres mit dem Abendlande sich unserer Ideenwelt nur wenig und nur sporadisch genähert haben, daß der politische und wirtschaftliche Verfall der moslimischen Völker in solch erschreckender Weise fortschreitet, daß ein kräftiges nationales Sichaufraffen dennoch nirgends bemerklich ist, und daß schon mehr als zwei Drittel[1]) der Mohammedaner unter fremder

[1]) Die Gesamtzahl der Mohammedaner auf der Erde ist schwer anzugeben, da die Anhänger dieses Glaubens sowohl in Afrika, wie auch selbst in Asien nur dort einem Zensus unterworfen worden sind, wo sie unter europäischer Herrschaft leben. Unter fremder Herrschaft befinden sich in Indien 62 458 061, in Rußland 13 889 421, in China gegen 20 000 000, in den Holländischen Kolonien 15 000 000, folglich eine Gesamtzahl von 111 347 482 Seelen,

Herrschaft ihre politische Selbständigkeit verloren haben? Nun, mit der Beantwortung dieser Frage hängt eigentlich die Lösung des ganzen moslimischen Problemes zusammen und wenn es uns gelingen sollte auf die Ursachen hinzuweisen, die bisher zwischen Wollen und Können hervorgetreten, und die gleichfalls als Krankheitssymptome bei der Feststellung der Diagnose eine Hauptrolle spielen, so können wir mit ziemlicher Sicherheit auf die zukünftige Gestaltung der Dinge in der Islamwelt folgern und wenigstens eine Skizze des Bildes entwerfen, das die mohammedanische Gesellschaft unseren späteren Generationen darbieten wird. Es sind keine prophetischen Offenbarungen, die wir darbieten, sondern aus trockenen und ungeschminkten Tatsachen hervorgehende nüchterne Erwägungen, auf die wir gebaut haben und deren Ergebnisse auch dem Leser einleuchten werden.

Den meisten Europäern fällt natürlich der schleppende Gang und die Schwerfälligkeit der reformatorischen Bewegung auf, daher der sich regende Zweifel ob eines günstigen Resultates des Reformprozesses. Wenn wir gleich zugeben, daß die politische Unabhängigkeit der Islamvölker arg bedroht, vielleicht auch dem Untergange geweiht ist, so ist die Skepsis bezüglich der kulturellen Umgestaltung noch nicht berechtigt. Der schon oft angeführte Satz: „Non datur saltus in natura" noch weniger aber „in cultura", hat bei dem Asiaten eine um so größere Bedeutung, weil der Mensch der alten Welt streng konservativen Prinzipien huldigt, und wie alle auf einer niederen Kultur-

---

der gegenüber in der Türkei 25 Millionen, in Persien 9 und in Afghanistan 5 Millionen gerechnet werden, somit mehr als zwei Drittel der Rechtgläubigen unter nichtmoslimische Herrschaft gelangt sind.

stufe stehenden Menschen, mit eiserner Strenge am Althergebrachten festhält, wie wir dies selbst bei den untersten Volksklassen Europas wahrnehmen können. Nicht nur der Islam, sondern auch der Brahmanismus und Buddhismus, ja selbst das Christentum in Asien kranken an diesem Übel. Nur was Japan geleistet hat, gehört zu den Ausnahmen und kann auch schon deshalb nicht a conto der buddhistischen Religion geschrieben werden, weil China, das sich zur selben Religion bekannt, unserer Kultur feindlicher gegenübersteht, als der Islam. Wenn die Befolger der Lehre Mohammeds während einer jahrhundertelangen Seklusivität in fortwährender verzückter Bewunderung ihrer Glaubenswelt lebend, nur in dieser die höchsten Ideale der menschlichen Existenz erkannten und alles übrige als schlecht, verwerflich und irrtümlich verdammten, wie kann man verlangen, daß sie nun auf einmal jene Kultur, der sie früher feindlich gegenüberstanden bewundern, preisen und annehmen sollen? Das wäre zu viel gefordert. Einer solchen Wendung müßte sich das stolze Selbstgefühl der Moslimen widersetzen, und es widersetzt sich auch, denn der von der Überlegenheit unserer Kultur noch so sehr überzeugte Mohammedaner wird im Islam immer solche Punkte und Momente herauszufinden wissen, mit denen er die volle Entwertung seiner alten Kultur verhindern zu können glaubt. „In der Chemie, Mechanik, Astronomie, Medizin usw. haben die Europäer heute einen weiten Blick; heißt es doch, sie stehen auf unseren Schultern; daher sehen sie weiter, und ohne die Vorarbeiten unserer Forscher in der Vergangenheit würden sie nicht so leicht dahin gelangt sein."

Dieser Ideengang spiegelt sich im Werke eines

Emir Seid Ali[1]) über den Islam, in der Antwort, die der Gelehrte Kassem Emir,[2]) ein Mitglied des Appellationsgerichtes in Kairo auf die Ausführungen des Duc d'Harcourt[3]) gegeben, in den Schriften Ahmed Midhat Efendis in Konstantinopel, in den rhapsodischen Arbeiten Mohammed Adil Schmitz du Moulins und in allen Enunziationen, mit welchen europäisch gebildete Moslimen den Angriff auf die Lehre des Propheten abwehren wollen, wieder. Diese Selbstschätzung kann man der modernen Generation der Islamwelt nicht verargen; es ist immerhin löblich, daß man in vieler Beziehung sich selbst überwunden, dem Worte „Kufr" (= Negation; die Welt der Ungläubigen) die frühere Verachtung und Schärfe benommen und langsam in neue Bahnen einzulenken begonnen hat.

Wie gesagt, um gerecht zu sein, müssen wir vor allem dem Mohammedaner gegenüber Geduld üben und namentlich dürfen wir nicht vergessen, daß wir selber Jahrhunderte gebraucht haben, um aus dem tiefen Dunkel mittelalterlicher Barbarei und Ignoranz in das heutige Zeitalter der Aufklärung und Freiheit gelangen zu können. Uns ist der Übergang durch die Zeit der Renaissance, durch das kostbare Erbteil Hellas und Roms erleichtert worden; wir hatten aus der Nacht des Mittelalters nichts aufzugeben, nichts zu vergessen, während die Islamwelt auf eine Glanzperiode der eigenen Kultur zurückschaut, so manches Stolzgefühl überwinden und gar vieles vergessen muß, um das Werk der Assimilation an die moderne Kultur mit

[1]) In seinem Werke „The Spirit of Islam".

[2]) Les Egyptiens. Réponse à M. le Duc d'Harcourt par Kassem Emir, Conseiller à la Cour d'Appel du Caire. Le Caire 1894.

[3]) L'Egypte et les Egyptiens par le Duc d'Harcourt. Paris 1893.

Erfolg durchführen zu können. Man erwäge einmal den Fall, wenn eine europäische Gesellschaft sich gezwungen sähe mit Verleugnung der alten Bildungsbegriffe die chinesische Kultur, die doch auch eine Kultur ist, anzunehmen. Würde dies etwa leichter gelingen und wäre es wahrscheinlich, daß eine solche Umgestaltung schnell und ohne Erschütterungen vor sich gehen würde? Ich gehöre zu den wenigen Abendländern, die Augenzeugen dieses Kampfes des Entsagens und der Selbstverleugnung gewesen sind, und ich habe gefunden, daß die Selbstbeherrschung und Seelenkraft der moslimischen Reformmänner wirklich Bewunderung verdient, und daß wir Europäer im Unrecht sind, wenn wir die mit der Übergangsperiode verbundenen Schwierigkeiten außer acht lassend, den Mohammedanern Saumseligkeit oder, was noch ärger ist, Kulturfeindschaft vorwerfen. Es ist nicht zu verkennen, daß, abgesehen von den historischen, ethnischen und gewissermaßen auch klimatischen Ursachen der Rückständigkeit gar viele Ursachen zur Entschuldigung der Islamwelt angeführt werden können, die bisher ganz unberücksichtigt geblieben sind. Dem unparteiischen Beobachter kann die Wahrnehmung nicht entgehen, daß sowohl den fremden als auch den heimischen Lehrern der Islamwelt der Ernst, die Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit abging, die zum erfolgreichen Unterricht und zur Belehrung der mitunter recht gefügigen Elemente nötig war.

Wir wollen bei uns selbst anfangen und zugestehen, daß unsere Kulturträger im Morgenlande es in den meisten Fällen auf materiellen Gewinn, auf Ländererwerb und Machtausdehnung abgesehen hatten, daß ihnen die Verbreitung der modernen Kultur, die Befreiung der dortigen Menschheit aus dem Pfuhle der

Mißwirtschaft und Tyrannei nicht besonders am Herzen gelegen hat, und daß ihr Mitleid nur dann und nur dort erweckt worden ist, wo es ihren Interessen gefrommt hat. Diese Tatsache ist allbekannt und braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Von der reinen Absicht, die Menschheit in Asien zu beglücken, hat keine Regierung sich leiten lassen und der Grundsatz do ut des war überall maßgebend. Es heißt, wenn der Lehrer im Privatleben für seine didaktische Tätigkeit belohnt wird, so dürfen auch Völker auf eine Belohnung ihrer Dienste Anspruch erheben. Der Altruismus, der bei einzelnen Individuen sich nur selten bemerklich macht, wird bei den Handlungen des Staates geradezu für eine unverzeihliche Nachlässigkeit, mitunter sogar für ein Verbrechen gehalten. Als leitendes Motiv wird der Satz — salus rei publicae suprema lex esto — angeführt, und mit diesem Wohlergehen des Staates hat man oft die größten Ungerechtigkeiten zu beschönigen getrachtet. Niemand kann und wird es einem Staate verargen, wenn er nach Ausdehnung seines Machtgebietes in einem barbarischen oder halbzivilisierten Lande für die Mühe und Opfer, mit welchen das Eindringen verbunden gewesen, sich vergüten und für seine Lehrerschaft bezahlt werden will. Naturgemäß und berechtigt, wie ein solcher Anspruch jedem besonnenen Menschen scheinen mag, ebenso gerecht wäre aber auch das Verlangen, einer derartigen Bezahlung oder Belohnung eine wesentliche und wirkliche Dienstleistung gegenübergestellt zu sehen. Und dieses ist leider eben nicht immer der Fall. Überall, wo unsere Kulturfahne bisher erschienen, an allen Orten, wo wir im Gewande des Krieges oder des Friedens aufgetreten sind, glaubten wir unserer reformatorischen Rolle genug getan zu haben, wenn wir

mit weisen Ratschlägen bei der Hand waren, oder bei einer beabsichtigten Umgestaltung der vorgefundenen Verhältnisse mit schablonenmäßigen Vorschriften den vorhandenen Übeln begegneten. An ein tieferes Eindringen in das gegenseitige Verhältnis zwischen Ost und West, an eine eingehende Prüfung des ethnischen Charakters und des ethischen Zustandes der zu reformierenden Elemente hat man selten gedacht; man begnügte sich damit, die Parole der Reform und Neuerung ausgegeben zu haben und wunderte sich dann später, wenn der Asiate, den man gewaltsam in ein seinem Körpermaß viel zu großes, zu weites und zu schweres Kleid gesteckt hatte, schlotternden Ganges und schwerfällig einherging. Es war jedenfalls ein Grundfehler sowohl seitens des europäischen Lehrers als auch seitens des orientalischen Zöglings, daß man es versäumt hat, die modernen Lehren den lokalen, ethnischen und ethischen Verhältnissen besser anzupassen und mundgerechter zu machen. Hätte man dafür gesorgt, daß so manchen neuen Sitten und Weltanschauungen, die ungeheuerlich scheinen mußten, ein gefälligerer Zuschnitt verliehen werde, so wäre der Übergang gewiß leichter gewesen. Doch Europa hat sich nie die Mühe gegeben; auch der Orientale selbst hatte kein Verständnis hierfür; die Gegensätze zweier verschiedener Welten sind unberücksichtigt geblieben, und an den Folgen dieses Fehlers laboriert die heutige Islamwelt und in erster Reihe die Türkei. Eine derartig verfehlte Prozedur charakterisiert unseren Kultureinfluß überall in jenen Ländern Asiens, wo wir nicht als Eroberer, sondern als wohlwollende Fremde aufgetreten sind. In jenen Teilen der alten Welt hingegen, wo die europäischen Mächte feste Wurzeln gefaßt haben, dort kann und wird mit der Zeit dem Übel abgeholfen werden, und

an manchen Punkten wie z. B. in Indien, Ägypten, Algier, Tunis ist schon eine Wendung zum Besseren zu verzeichnen. Dieser Umstand wird von vielen, vielleicht auch nicht mit Unrecht, als Beweis dafür aufgefaßt, daß die in Unabhängigkeit belassenen Mohammedaner den zur Assimilierung an das Abendland nötigen Willen oder Fähigkeit nicht besitzen und demzufolge die Vormundschaft nicht entbehren können. Das ist allerdings eine traurige Prognose, und um unparteiisch vorzugehen, können wir es nicht unterlassen, in erster Reihe hier auf jene Länder des Islam einen flüchtigen Blick zu werfen, wo der Versuch einer kulturellen Umgestaltung schon lange im Gange ist, und deren Zukunft das Abendland besonders interessiert.

Ich ziele hier besonders auf die Türkei und Persien.

Die Türkei, an der so viele berufene und unberufene Ärzte ihre Kunst erproben, die mit allen erdenklichen Heilmitteln und Wunderkuren traktiert worden ist, ist das erste und größte Opfer des europäischen Zivilisationsversuches.

Unter den verschiedenen Ursachen, welche hier die Reformbewegung erschwert haben, nimmt die innere Zerfahrenheit die erste Stelle ein. Ein Reich, das aus so verschiedenen ethnischen Elementen zusammengewürfelt ist, welches vom Fanatismus mehrerer sich einander feindlich gegenüberstehenden Religionen durchwühlt wird, und wo das herrschende Element nur durch Waffenkraft sein Ansehen aufrecht zu halten imstande gewesen ist; in einem solchen Reiche wäre die kulturelle Umgestaltung selbst noch dann eine riesige Aufgabe gewesen, wenn die Nachbarstaaten freundlich gesinnt, dem Prozesse der Reformen in aufrichtiger Weise Vorschub geleistet hätten. In der Türkei war aber immer das Gegenteil

der Fall. Hier war der Kriegszustand unter den einzelnen Fraktionen permanent, und selbst während der Glanzperiode mußte die Regierung gegen innere und äußere Feinde in Bereitschaft stehen; denn keiner der beiden war mit den Türken zufrieden, und beide hofften aus der Zersetzung des Staates Nutzen zu ziehen. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß eine par excellence kriegerische Rasse viel mehr Geschicklichkeit zeigt, mit den zur Staatengründung nötigen Waffen umzugehen als jener friedlichen, auf dem Gebiete des geistigen Lebens liegenden Mittel sich zu bedienen, die zur Staatenerhaltung nötig sind. In der Türkei hat der Verfall sich daher früh eingestellt und in dem Maße, als die Gefahr von außen her zunahm, in demselben Maße hat der geheime und offene Widerstand der christlichen und anderen zentrifugalen Elemente im Innern des Reiches sich vermehrt, so daß der ottomanische Staat schon im Anfange des XIX. Jahrhunderts nur durch das Prestige seiner Vergangenheit und durch die Uneinigkeit seiner Gegner sich aufrecht halten konnte.

Die aus jener Zeit stammenden Reformversuche gleichen einem spasmodischen Sichaufraffen; man reformierte und modernisierte über Hals und Kopf ohne Maß und Ziel, weil man vom mächtigen Abendlande dazu gezwungen wurde, und an eine Regenerierung des Staats und der Gesellschaft konnte man auch schon deshalb nicht mit voller Zuversicht glauben, weil man wußte, daß das Terrain für derartige Reformen noch nicht gehörig vorbereitet war, und der Boden für die fremde Kulturpflanze ungeeignet, ein gedeihliches Wachstum nicht versprach. Dennoch reformierte man und reformiert auch heute noch immer weiter. Es ist jedoch nur der seltenen Begabung der Intuition

und dem blinden Gehorsam der Osmanen gegenüber der Obrigkeit zuzuschreiben, daß die Lehren der fremden Bildungswelt sich hie und da Bahn gebrochen, daß so viele Veränderungen auf geistigem Gebiete um sich gegriffen haben, und daß die besseren Stände der Türkei gewissermaßen ein Zwitterding zwischen Ost und West geworden sind, die man unter den politisch unabhängig gebliebenen Moslimen Asiens als die am meisten fortgeschrittenen auf der Bahn der westlichen Bildung bezeichnen kann. Wie ganz anders hätte die Reformbewegung in der Türkei ausfallen können, wenn daselbst an der Stelle des ethnischen Durcheinanders ein einheitlicher nationaler Körper existiert, und wenn die Hand, die das Abendland geboten, nicht zersetzend und verwirrend, sondern fördernd und verbessernd gewirkt hätte?

Als zweite Ursache des Fehlschlagens derReformversuche in der Türkei muß die streng autokratische und absolutistische Regierungsform des Reiches bezeichnet werden, die mit Hinblick auf die innere Zerfahrenheit und auf den Umstand, daß Asiaten an die patriarchalische Leitung am meisten gewöhnt sind, unter gewissen Umständen zweckmäßig gewesen wäre, wenn die an der Spitze stehenden Fürsten über die zu einem gedeihlichen Wirken unentbehrlichen Eigenschaften, als Sachkenntnis, Patriotismus, Weisheit und Uneigennützigkeit verfügt hätten. Unglücklicherweise war dies aber selten der Fall. Während des ganzen Jahrhunderts der Reformexperimente in der Türkei war es nur Sultan Mahmud, dessen Regierung zielbewußt auf eine radikale Umgestaltung der inneren Zustände seines Reiches lossteuerte; ein Fürst, der von der Notwendigkeit der Reform gründlich überzeugt war, dessen Absichten aber ganz kolossale Hindernisse von innen

und von außen gegenüberstanden, so daß die zuwege gebrachten Reformen nur als Ausfluß seines eisernen Willens und felsenfesten Charakters betrachtet werden müssen.

Während meines Aufenthaltes im Hause Rifaat Paschas, der sich des besonderen Wohlwollens Sultan Mahmuds erfreute, sind mir Schriften zu Gesicht gekommen, die ganz erstaunliche Dinge von der gegen die Reform selbst im Palastkreise herrschenden Opposition berichteten. So hat eine gewisse Sünbül Hanim, die einflußreiche Chaznadar-usta (Schatzmeisterin) der ersten Favoritin, unterstützt von den Mollas, eine geheime Agitation gegen die Neuerungen inszeniert — und hat mit dem Leben für ihren Fanatismus gebüßt. Sultan Mahmud blieb aber trotz der geheimen Gegnerschaft unerschütterlich bei seinem Vorhaben. Sein Nachfolger, Sultan Abdul Medschid, ein seelenguter Mensch, gebot schon nicht mehr über die Festigkeit seines Vaters. Die inaugurierte Ära der Reformen ward fortgesetzt; aber die auf Drängen der abendländischen Großmächte inszenierten Neuerungen waren eitles Blendwerk, von dem das leichtgläubige Europa sich eine Zeitlang täuschen ließ, um dann später mit einer um so größeren Vehemenz die schnelle Realisierung der versprochenen Verbesserungen zu fordern.

Natürlich mußte die Türkei solchen Anforderungen gegenüber ihre Ohnmacht bekennen. Im Handumdrehen kann keine Gesellschaft zum Aufgeben der ihr liebgewordenen alten Weltanschauung und zur Annahme einer fremden, früher verhaßten Weltordnung bewogen werden. Europa sah sich enttäuscht; selbst die wenigen Freunde, die den Türken geblieben waren, wendeten sich ab und während der Regierung Sultan Abdul Aziz,

eines unfähigen, halbverrückten Fürsten, erreichte die Verwirrung ein Stadium, in welchem es dem Erzfeind der Türkei leicht gewesen wäre einen Schlag zu führen, durch welchen das ottomanische Reich in Europa lahm gelegt und selbst seine Existenz in Asien prekär geworden wäre. Der in diesem fürchterlichen Moment auf den Thron gelangte Sultan Abdul Hamid tat sein Möglichstes, um die Türkei geistig und materiell zu heben, er wollte wirklich seinem Lande und seinem Volke Gutes leisten, doch war einerseits die Zeitlage gegen ihn, und andrerseits hafteten an seiner Erziehung, an seiner Denkungsart und an seiner Individualität im allgemeinen schwerwiegende Fehler, die es absolut unmöglich machten, das Werk der Reformen in jenem Maße fortzusetzen, in welchem die mittlerweile eingetretenen Zustände es erheischt hätten. Es muß als ein Wunder angesehen werden, daß das schon früher finanziell zugrunde gerichtete und infolge eines unglücklichen Krieges schwer belastete Reich noch so weit lebensfähig war, um im allgemeinen eine Existenz zu fristen. Am Rande des Unterganges und von aller Welt verfolgt, hat die Türkei selbst während der traurigen Periode der letzten Jahrzehnte immerhin noch Kraft genug gehabt, nicht nur so manchen Widerwärtigkeiten Front zu bieten, sondern auf der Bahn der modernen Bildung langsamen Schrittes fortzuschreiten, wie wir früher nachgewiesen — und hat hiermit eine Zähigkeit bekundet, die jedenfalls Bewunderung verdient.

Unter solchen Umständen ist die Frage allerdings berechtigt: ob etwa eine andere Regierungsform, d. h. eine Verminderung der Allmacht der Sultane auf Grund liberaler Institutionen für das Land gedeihlicher gewesen wäre, und warum die Westmächte im allgemeinen zur Heilung des Übels nur Palliativmittel angeraten

haben? Auf diese Frage wäre es schwer, vorderhand eine konkrete Antwort zu geben, da es sich um ein Experiment handelt, dessen Endresultat schwer vorauszusehen ist.

Was die Stellung unserer Kabinette gegenüber den freiheitlichen Bestrebungen der Türkei anbelangt, so wäre eine aufrichtige wohlgemeinte Unterstützung seitens Europas wohl kaum zu erwarten gewesen; denn fast jedes mit der Türkei im Verkehr stehende Land hatte im Osten nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Ziele vor Augen. Die Türkei besitzt viele der schönsten, reichsten und fruchtbarsten Punkte der Welt, und wenngleich unsere Mächte heute von den Päpsten nicht mehr zum Kreuzzuge gegen den Halbmond aufgefordert werden, so scheut sich doch keiner, eine oder die andere Provinz des Reiches zu okkupieren oder zu anektieren. Unter solchen Umständen war die Türkei nur auf sich selbst angewiesen, und um sich selber zu helfen, war einerseits der asiatische Geist des Volkes, andrerseits die auf die Religion gestützte absolutistische Regierung der Sultane hinderlich. Wohl hat das moderne Türkentum unter Leitung des redlichen und patriotisch gesinnten Midhat Paschas mit Konstitution und Parlament einen Versuch angestellt, um die ethnischen Divergenzen durch Schaffung eines national-politischen Osmanentumes zu beseitigen, und um der Macht der Sultane Schranken zu setzen. Doch hat Midhat Pascha außer in England im Westen nirgends Unterstützung und Ermunterung gefunden. Auch war angesichts des Jahrhunderte alten tiefen Zwiespalts zwischen Christen und Mohammedanern und eingedenk der harten Bedrückung, welcher die Rajas seitens der Herrscher ausgesetzt waren, eine Beseitigung der Kluft zwischen

Herrschern und Beherrschten schwer möglich, und an eine Verständigung zwischen beiden Parteien war um so weniger zu denken, als das Rachebedürfnis der christlichen Bevölkerung im Mitleid und der zeitweiligen moralischen und materiellen Unterstützung des Abendlandes eine stetige Ermunterung und Ermutigung fand. Der Erfolg, den die separatistischen Tendenzen und die revolutionären Bewegungen der Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren errungen haben, kann und wird Armenier, Albanesen, Syrier und auch moslimische Araber nicht ruhen lassen. Dem ottomanischen Kaiserlande steht jedenfalls keine glänzende oder gefahrlose Zukunft bevor; doch kann der unparteiische Kritiker sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Gefahr kleiner und weniger drohend ausgefallen wäre, wenn die türkische Regierung aus der Lethargie früher erwacht, in die Bahn der modernen Bildung mit mehr Ernst eingelenkt und durch Stärkung des national-türkischen Elementes jene Kraft vermehrt hatte, die bei Gründung des Staates in so glänzender Weise erprobt worden ist und unter den neuen Verhältnissen sich gewiß auch bewährt hätte; denn das Türkentum überragt noch immer die übrigen Moslimen an militärischer und politischer Begabung und hat seine staatengründende Fähigkeit überall und in allen Zeiten bewiesen. Nun ist aber das Gegenteil geschehen.

Das durch die ewige Blutsteuer geschwächte türkische Volkselement hat unter allen ethnischen Bestandteilen am meisten gelitten, die frühere Absorptionskraft ist ihm abhanden gekommen; in dem Maße, daß die

Provinzen des ehemaligen Reiches sich abbröckelten, hat die Armut im Kreise der Osmanen zugenommen, und heute, wo noch obendrein die Nationalitätsidee auch bei nichttürkischen Moslimen zu erwachen beginnt, kann das Türkentum nicht mehr über die zur leitenden Rolle nötige Kraft und Hegemonie gebieten.

In Persien sieht es noch viel trauriger aus. Hier bildet das einheitliche iranische Nationalelement wohl das Übergewicht im Lande, und selbst die Türken im Nordwesten des Reiches werden durch das gemeinsame Band des schiitischen Sektentumes vereinigt. Auch bezüglich der geistigen Begabung steht der Perser dem Türken voran, und die Erinnerung an eine kulturelle Vergangenheit ist lebhaft genug, um als Aneiferung auf der Bahn der modernen Bildung dienen zu können. Doch was hilft dies alles? Persien steckt trotz alldem noch viel tiefer im alten Geiste asiatischer Weltanschauung und gehört trotz der so oft angerühmten Kraft des Ariertums in seinen ethnischen Beziehungen doch viel mehr zu Asien als das mit slawischen, griechischen und albanischen Elementen saturierte osmanische Türkentum. In Persien ist sozusagen noch gar nichts geschehen, was ein ernstgemeintes Einlenken auf die Bahn der modernen Bildungswelt bekundete, nichts was darauf hindeutete, daß das Volk und seine Herrscher, der drohenden Gefahr eines politischen Unterganges bewußt, auf Rettungsmittel ernstlich bedacht sind. Alles was hier auf dem Wege moderner Einrichtungen im Staate und in der Gesellschaft geschehen, ist nur Schein, Trug und Spiegelfechterei, alles eine arge Selbsttäuschung, mit welcher die anstürmenden Eroberer wohl kaum aufgehalten werden können. Trotz eines mehr als hundertjährigen regen diplomatischen Verkehrs mit dem

Abendlande, hat unsere Kultur selbst bei den obersten Spitzen der persischen Gesellschaft einen kaum nennenswerten Eindruck zurückgelassen. Infolge seiner inländischen Lage und entfernt von der großen Verkehrsstraße zwischen Ost und West, ist Persien selbst während des XIX. Jahrhunderts von dem unmittelbaren Einfluß Europas so ziemlich fern geblieben. Nur ein Abklatsch der westlichen Kultur ist dahin gedrungen, und während einerseits der Eigendünkel ob der längst entschwundenen Kulturepoche der Sassaniden noch zu tief im Geiste der Nation steckt, um die Notwendigkeit einer Umkehr einzusehen, hat andrerseits die Armut, die Anarchie und das Elend der despotischen Verwaltung dermaßen zugenommen, daß es nur wenigen einfällt mit Zukunftsgedanken sich zu befassen. Man lebt in den Tag hinein und wartet mit Resignation der Dinge, die da kommen werden. Wenn keine besonderen Wunder geschehen, die doch heute ausgeschlossen sind, so ist es nur eine kurze Zeitspanne, welche Persien vom totalen politischen Untergange trennt und die Zukunft des persischen Volkes scheint hoffnungsloser zu sein, als die des nachbarlichen afghanischen Volkes, das von einem begabten und ambitiösen Herrscher aus dem Schlafe aufgerüttelt worden ist und, dank der primitiven Urkraft und dem Tapferkeitssinn seines Nationalcharakters in seiner Gebirgsheimat, sich länger unabhängig erhalten dürfte als die Nachbarnation im Westen.

Persien steht trotz der mannigfachen Reichtümer seiner Natur und trotz der geistigen Begabung seiner Bevölkerung heute viel tiefer als es am Anfang des XIX. Jahrhunderts gestanden. Von den verschiedenartigen Neuerungen, die in der Türkei auf dem Gebiete der Administration, des Militärwesens, des öffentlichen Un-

terrichts und des gesellschaftlichen Lebens sich bemerklich machen, hat Persien wenig oder gar nichts aufzuweisen. Selbst die früher regsame Literatur ist ins Stocken geraten. Die Übersetzungen europäischer Werke sind äußerst spärlich, und während die Türken eine respektable Presse haben, hat in Persien bisher kein einziges Blatt besondere Verbreitung finden können. Einzelne Zeitungen, wie z. B. der Ihtiadsch (Notwendigkeit), Ferheng (Wissenschaft), Nassrie (Siegreiche) gingen bald nach ihrem Erscheinen ein, während andere, als Iran, Kemal (Vollkommenheit), Edeb (Sitte), Ruznamei-Terbiet (Erziehungs-Zeitung), Ittila (Forschung) und Scheref (Adel) einen sehr beschränkten Leserkreis haben und auf die Massen noch lange nicht jenen Einfluß ausüben, wie in der Türkei, Indien und Ägypten.

Noch viel trauriger sieht es mit den Schulen aus. Außer dem sogenannten Dar ul Ilm (Universität) in Teheran, wo Medizin, Sprachen und Militärwissenschaft gelehrt werden, gibt es im ganzen Lande keine nennenswerte Lehranstalt modernen Systems, und wer europäische Schulen besuchen will, der geht auf eigene Kosten nach Europa oder Indien. Unter solchen Verhältnissen kann von Fortschritt, Reformen und Neuerungen in Persien keine Rede sein. Hier sind die Bemühungen unserer Kultur spurlos vorübergegangen, eine finstere Nacht der Ignoranz, der Mißwirtschaft und der Kopflosigkeit schwebt über dem ganzen Land, und es müßten wie gesagt Wunder geschehen, um Persien vom sicheren Untergange zu retten. Aus alledem wird ersichtlich, daß in der politischen Lage der moslimischen Länder in Asien große und bedeutende Veränderungen bevorstehen. Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen, können aber nicht umhin

noch zu bemerken, daß ein Systemwechsel in der Regierung allein wohl wenig ausrichten würde, so lange die Herrscher selbst von einer Veränderung ihrer Beziehungen zum Volke nichts wissen wollen und so lange der Satz: „A capite foetet piscis" mit Recht als Hauptursache des Niederganges gilt.

III.

Da es der Zufall mit sich gebracht, daß ich mit mehreren Fürsten des moslimischen Asiens in persönlichen Beziehungen und in längerem Verkehr gestanden habe, so erachte ich es als Pflicht, die Erfahrungen, welche diese seltene Gelegenheit mir geboten, im Dienste meiner Studie zu verwerten und namentlich auf die Schwierigkeiten hinzudeuten, welche aus der Stellung der fürstlichen Persönlichkeiten im Islam zu ihrem Volke und zu einem beabsichtigten Systemwechsel in der Regierung erwachsen. Wenn bei uns im Abendlande von Sultanen, Schahen, Emiren oder Chanen die Rede ist, so glaubt man im allgemeinen einen Herrscher mit absolutistischen Rechten und autokratischen Alluren vor sich zu haben, der mit Hilfe seiner Vezire, Minister und Ratgeber die Zügel der Regierung führt, dem das Wohl seines Volkes in erster Reihe am Herzen liegt, und der guten Ratschläge zugänglich ist. Möglich, daß es in der Vergangenheit in Asien solche Fürsten gegeben hat; aber gegenwärtig sind solche kaum zu finden. Bei den meisten bildet tyrannische Willkür, Herrschsucht, Stolz und maßlose Eitelkeit den Hauptzug ihres Charakters; das Wohl und Wehe ihrer Untertanen ist der Zufriedenheit und dem Wohlbefinden ihrer eigenen Individualität untergeordnet, viel ärger, als es bei uns im Mittelalter

gewesen, denn bei uns war nur der Papst Stellvertreter Christi auf Erden, während im Islam sämtliche Fürsten den Titel „Gottes Schatten auf Erden" sich beilegen oder als Stellvertreter Mohammeds sich bezeichnen. So oft ich in der abendländischen Presse von türkischen oder persischen Ministern oder von einem Staatsbudget lese, muß ich lachen, denn erstere sind ganz einfach Diener, willenlose Vollstrecker der Befehle ihrer Herren und was das Budget anbelangt, so ist dies eine reine Schimäre, denn die Steuereinläufe gehören dem Fürsten, der sich als rechtmäßiger Besitzer sämtlicher Güter des Landes betrachtet, und wehe dem Minister, der es wagen würde, irgend eine seitens der Fürsten an den Staatsschatz gestellte Geldforderung zu refusieren.

Der Begriff „Staatsschatz" ist gleichbedeutend mit dem Ausdrucke „Padischah Mali" (Das Vermögen des Padischah) und alles, was wir von Zivilliste, kaiserlicher Domäne, Apanage der Prinzen und Prinzessinnen usw. zu hören bekommen, ist leeres Gerede; denn was im mittelalterlichen Westen unter dem Ausdrucke „Le roy le vult" verstanden wurde, das ist heute noch überall im Oriente gang und gäbe. Der Sultan verfügt frank und frei über das Staatseinkommen; er ernennt hohe Beamten und setzt Gehälter nach Belieben aus, und sehr oft werden an ein und demselben Tage mehrere Generäle, Oberste, und andere hohe Würdenträger ernannt, die im Schematismus gar nicht eingetragen werden und ihren Sold allerdings nur ein- oder zweimal erhalten. Nur um den Anschein zu wahren und in den Augen Europas sich das Ansehen modernen Fürsten zu gegeben, hat man sich herbeigelassen, gewisse konventionelle Ausdrücke im Amtsstile einzuführen und die Komödie eines amtlichen Budgets

zu inszenieren. Daß jedoch diese willkürliche Handhabung der Staatseinnahmen den Grundgesetzen des Islam zuwiderläuft, braucht wohl nicht gesagt zu werden. In der ersten Zeit des Chalifates konnte der Chalife gar kein Vorrecht auf das Beit ul Mal [1]) (Staatsschatz) ausüben und dessen gewissenhafte Überwachung ward streng kontrolliert; eine Gepflogenheit, die allerdings schon in den ersten Zeiten des Sultanats außer acht gelassen worden ist.

Bei uns im Abendlande hat man von jeher diese Mißbräuche gewaltsam ignoriert, und so wie wir uns in so mancher Beziehung vom Scheine täuschen lassen, so haben wir auch die fürstlichen Persönlichkeiten des nahen Ostens mit unseren eigenen Herrschern al pari betrachtet. Ein ähnliches Verhältnis charakterisiert die zwischen den Fürstenhöfen des Ostens und Westens herrschenden Beziehungen. Bei uns ist man freigiebig mit den den türkischen und persischen Herrschern verliehenen Titulaturen; man bezeichnet sie als „Kaiser", „König" und „Majestät", während in besagten Ländern den christlichen Staatsoberhäuptern nicht etwa der Titel „Schewket" (Majestät), sondern „Haschmet" (Grimmigkeit), ein Epithet der wilden Raubtiere, beigelegt wird. Diese Titelangelegenheit ist natürlich irrelevant; doch ist diese amtliche Zurücksetzung nichtmoslimischer Fürsten nicht vom Koran geboten und könnte heute, wo die Türkei und Persien vom Abendlande abhängen, wohl leicht vermieden werden.

Was den persönlichen Verkehr der orientalischen Fürsten mit den Herrschern des Abendlandes anbelangt, so hat derselbe sich in der Neuzeit mit bezug auf die Türkei rege genug gestaltet. Unsere Kaiser, Könige,

[1]) Beit ul Mal heißt wörtlich: das Haus des Vermögens.

Prinzen und Prinzessinnen haben schon oft dem Hofe am Bosporus ihren Besuch abgestattet, während abgesehen von der Europareise des Sultan Abdul Aziz zur Zeit der Pariser Weltausstellung von 1868 und Nassreddin Schahs und seines Sohnes, bisher noch kein Sultan und kein kaiserlicher Prinz eine Gegenvisite gemacht hat. Sultan Abdul Medschid hat es wohlverstanden, das Eis zu brechen. Er war der erste Chalife (rechtmäßige Vertreter Mohammeds), der einer christlichen Prinzessin den Arm reichte und sein elegantes Benehmen, als er 1858 eine russische Großfürstin im Garten des Kioskes von Kandilli herumführte, ist seinerzeit stark bewundert worden. Sein Sohn, Sultan Abdul Hamid übertrifft ihn noch in dieser Beziehung. Sein chevalereskes Betragen den an seinem Hofe erscheinenden Damen gegenüber und seine Liebenswürdigkeit gegen die häufigen fürstlichen Gäste an seiner Tafel sind mit Recht hervorgehoben worden. Doch es fehlt bei allen diesen Beweisen der Freundschaft der Grundton der Aufrichtigkeit und Innigkeit, es ist eine offizielle Urbanität, alles erzwungen, alles ein Ausfluß der Furcht vor der Übermacht Europas, und der Argwohn ist auch nicht unberechtigt; denn der freundliche Gastgeber weiß wohl, daß das christliche Abendland nur auf den Untergang der Türkei und auf den Sturz seines Thrones sinnt.

Dieser Argwohn herrscht auch im Verkehr der orientalischen Fürsten mit ihren eigenen Landesgroßen, oder mit den sogenannten Vertrauten in ihrer nächsten Umgebung. Unter der Maske der Ehrfurcht und Hochachtung steckt fast immer Angst und Schrecken und im Gewande bombastischer Titulaturen und gleißnerischer Verherrlichungen sind Intriguen und Ränke verborgen. Von einem gegenseitigen Vertrauen

ist keine Spur vorhanden. Kein Wunder daher, wenn Sultane, Schahe oder Emire in steter Besorgnis um ihren Thron und ihre Existenz gegen jedermann mißtrauisch werden, überall Gefahr wittern und weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe finden können. Wenn ich mich erinnere, welche Vorsicht Nassreddin Schah beim Übernachten auf dem Jagdschlosse in Dschadscherud oder in seinem Palaste in Teheran anwendete, bevor er sich zur Ruhe begab, er, vor dem doch alles zitterte, so wundert es mich gar nicht, daß der durch seine furchtsame Natur bekannte Sultan Abdul Hamid die ganze Nacht hindurch von Militär-Patrouillen sich bewachen läßt und bei jedem kleinsten Geräusche aufschreckt. Der Sohn und Nachfolger Nassreddin Schahs, der schwache und kränkliche Muzaffareddin ist noch ärger von einer steten Angst geplagt, und eine Ausnahme bilden nur solche orientalische Fürsten, wie z. B. Sultan Abdul Medschid, die das Regieren ihren Landesgroßen überlassen, oder Fürsten von Energie und persönlichem Mute, wie z. B. Sultan Mahmud II., und die Afghanen Dost Mohammed Chan und Abdurrahman, deren Persönlichkeit und Entschlossenheit stark genug war, um alle Welt in Schrecken zu versetzen.

Wie schrankenlos die Laune eines orientalischen Despoten schalten und walten kann, davon hat der Europäer keinen Begriff. Emir Nassrullah von Bochara pflegte bei seiner Heimkehr von der Moschee gelegentlich des Freitagsgebetes die Jünglinge von der Seite ihrer Väter gewaltsam ins Palais zu nehmen, um sie dort zu schänden, und wenn irgend ein reicher Kaufmann durch sein Vermögen auffiel, wurde er ohne jegliche Ursache in den Kerker geworfen, beraubt und hingerichtet. Ähnliches hätte Nassreddin Schah in

Teheran getan, wenn es seinem Opfer nicht gelungen wäre, in der englischen Gesandschaft ein Asyl zu finden. In der vortanzimatischen Zeit sind in der Türkei viele der reichen armenischen Bankiers getötet und ihre Güter konfisziert worden. Noch viel ärger haben die Höflinge und Beamten gewütet, ja mir sind Fälle bekannt, wo letztere über den geplanten Raub zu feilschen begannen und das arme Opfer glücklich war, wenigstens einen Teil seiner Habe zu retten.

Viel, sehr viel ließe sich über das Privatleben der Fürsten des Orients und über ihre Beziehungen zu ihrem eigenen Volkes erzählen, um die Tatsache darzulegen, daß sie von den Verhältnissen und Umständen, oft gegen ihren eigenen Willen zu Tyrannen und zu den grausamsten Werkzeugen des zügellosen Absolutismus gemacht worden sind. Wäre diesen Autokraten Gelegenheit gegeben worden, im freien Umgange mit der Außenwelt ihren Charakter zu bilden oder durch eine gehörige Erziehung ihren Wissenskreis zu erweitern, so würden sie kraft der den meisten Orientalen innewohnenden geistigen Begabung ihrer Herrscherrolle wohl besser entsprechen. Doch eben die Erziehung der Prinzen wird vollständig vernachlässigt. Das traurige Bild, welches Ahmed Saib Efendi in seiner „Ursachen des Niederganges“ [1]) betitelten Broschüre über diesen Gegenstand entwirft, ist buchstäblich wahr. Von den heute lebenden achtzehn Prinzen aus dem Hause Osman, die in besagter Schrift angeführt werden, gibt es, vielleicht mit Ausnahme Jussuf Izzeddins, des Sohnes Sohnes Sultan Abdul Aziz, keinen einzigen, der eine regelrechte Erziehung genossen hat. Nicht viel besser ist es mit den zahlreichen Prinzen der Kadscharen-

[1]) Rehnumai Inkilab. Ummeti osmanie ile Chanedani Saltanat we Muhakemei Efkiarine m'aruz resale dir. Kairo 1318.

dynastie bestellt, und von den Söhnen des Abdurrahman Chan von Afghanistan ist keiner in bezug auf Bildung in die Fußtapfen seines Vaters getreten. Ignoranz, Leichtlebigkeit und tyrannische Willkür ist der hervorragende Charakterzug aller. So ist es heute und so war es immer. Diese Herren Prinzen verbringen ihre Jugendzeit in Belustigungen und Ausschweifungen jeglicher Art inmitten eines ungebildeten, fanatischen und gewissenlosen Dienertrosses und ränkesüchtiger Insassen der großherrlichen Harems; sie werden von niemandem zum Studium und zu einer ernsten Lebensweise angehalten, und so wie die übrigen hat auch der designierte Thronfolger nicht nur von der Wichtigkeit seines Berufes keine Ahnung, sondern er kennt selbst die Sprache und die Geschichte seines eigenen Landes nicht gehörig und von modernen Kenntnissen ist natürlich keine Spur. Sultan Abdul Medschid war des Französischen einigermaßen kundig, aber sonst ein gänzlicher Ignoramus selbst in der Geographie, Geschichte und Literatur seines eigenen Landes. Sein Sohn, der jetzt regierende Sultan Abdul Hamid, der scharfsinnigste Orientale, der mir je vorgekommen, hat noch weniger gelernt und muß mit der Kraft seines Naturverstandes gar vieles ersetzen. Seinem präsumtiven Erben, dem Prinzen Reschad Efendi geht sogar letzterer ab, und er meint in seiner Liebe zur persischen Sprache hierin einen Ersatz zu finden. Nur der verstorbene Nassreddin Schah von Persien hat eine rühmliche Ausnahme gemacht; denn er gehörte zu den Gebildetsten in seinem Lande, da er in der Jugend teils von seinem armenischen Jugendfreund Malkom Chan, teils von seinen Hofärzten Dr. Cloquet, Polak und Tholozan in die europäische Bildungswelt eingeführt worden war. Auch der verstorbene Emir Abdurrahman

von Afghanistan war sehr befähigt und besaß einen tiefen Einblick in die politischen Verhältnisse des moslimischen Asiens und Europas. Es ist möglich, ja höchstwahrscheinlich, daß in der Vergangenheit die moslimischen Fürsten Asiens eine sorgfältigere Erziehung genossen und im orientalischen Sinne des Wortes durch einen hohen Bildungsgrad sich ausgezeichnet haben, wie dies bei einzelnen auch nachgewiesen werden kann. In Zentralasien hat Baber Mirza, der Prinz Mehemed Salih, Hussein Schah Baikara und Abulgazi Chan, in Indien haben Humajun und Akbar durch Geistesanlagen und Herrschertugenden sich hervorgetan, und unter den osmanischen Herrschern sind Mohammed der Eroberer, Sultan Selim und Soliman der Gesetzgeber als Dichter bekannt, ja der Erstgenannte soll sogar des Griechischen und Lateinischen kundig gewesen sein.

Aber selbst wenn die Geistesbildung dieser Fürsten noch so vollkommen gewesen wäre, so hätte dies angesichts der übermenschlichen Stellung der Herrscher und des göttlichen Ansehens der Krone nur selten vermocht, ihren despotischen Willen einzuschränken und den Autokraten von einer übermäßigen Ausnützung seiner Allmacht abzuhalten. Wenn es bei uns in Europa schon gewaltige Kämpfe gekostet hat, so manchen, durch den Glanz der Krone geblendeten und von der Huldigung seiner Untertanen berauschten Herrscher in die Grenzen seiner Machtbefugnis zurückzuverweisen und vor Übergriffen zu bewahren, oder, um mich deutlicher auszudrücken, ihn zu belehren, daß der Fürst zum Nutzen des Volkes und nicht das Volk zum Nutzen der Fürsten da sei, so kann man sich vorstellen, wie schwer eine solche Eindämmung der Herrschermacht im Oriente war, und noch heute ist. Unser alter Mutter-

erdteil war von jeher der Sitz tyrannischer Willkür und einer grauenvollen Despotie. Freiheit ist die Tochter der Bildung und Aufklärung, und weil die alte Welt diese schönste Errungenschaft der Menschheit nie gekannt — denn das Licht der Selbsterkenntnis ist trotz des Satzes: „Ex Oriente lux" erst im Westen aufgegangen — so hat auch die edle Pflanze der Freiheit auf dem Boden Asiens nie gedeihen können. Es ist traurig, aber wahr, der Asiate hat sich eigentlich nach politischer Freiheit bisher auch nie gesehnt, sie schien ihm nutzlos und gefährlich; er fürchtete sie sogar, gerade wie ein unmündiges Kind immer in Angst ist, die väterliche Fürsorge zu verlieren, und wie der mittelalterliche Europäer es für undenkbar und ungeheuerlich angesehen haben würde, hätte man ihm zugemutet, er müsse die Summe bestimmen, mit welcher der Landesherr seine Haushaltung bestreiten sollte, oder er solle Gesetze schaffen, die sein Verhältnis zur Krone regelten, oder auch, er habe über die Zahl der Soldaten, über die Beziehungen zu den Nachbarstaaten und andere in den Bereich der modernen Konstitution fallende Fragen zu entscheiden. Ebenso perhorresziert der Stockorientale von heute jeden Eingriff in die Machtsphäre seines Padischah und hält es geradezu für eine Sünde, an dem Charakter und den Handlungen seines gottgesalbten Herrn Kritik zu üben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das konstitutionelle Régime den orientalischen Fürsten selbst geradezu ein Monstrum dünken, und Feth Ali Schah fragte auch deshalb den englischen Gesandten Sir John Malcolm: wie sein Herr sich König nennen könne, da er dem Befehle einiger hundert Parlamentsmitglieder gehorchen müsse? In demselben Sinne äußerte sich mir gegenüber sein Enkel Nassreddin Schah, der die französische Republik ein

Greuel nannte, und die letzten Sultane der Türkei haben ohne Ausnahme im Alt-Türkentume das höchste Ideal des Regierungssystems gesucht. Das schöne Beispiel des japanischen Kaisers Mutsuhito, der 1888 aus eigenem Antriebe seinem Volke eine Konstitution verlieh und auf alle Rechte verzichtete, hat im moslimischen Asien noch keine Nachahmung gefunden. Die Fürsten des moslimischen Asiens im XIX. Jahrhundert haben weder den Willen, noch das Verständnis dazu, ihre Herrscherrechte mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zu bringen und durch Gewährung liberaler Konzessionen eine Regierung zu schaffen, die dem moralischen und materiellen Fortschritte der ihrer Leitung anvertrauten Nation entsprochen hätte. Die äußere Form, die Schablone, zu deren Annahme man sich herbeigelassen, sind nur auf Täuschung des Abendlandes berechnet und selbst in der Türkei, in dem am meisten fortgeschrittenen moslimischen Lande, sind die Minister nur willenlose Puppen in den Händen des Sultans. Wenn einer von den sogenannten Vezieren es je gewagt, seinen eigenen Willen zu haben, wurde er sofort abgesetzt, wie wir dies bei Chaireddin Pascha, Kemal Pascha und anderen gesehen, trotzdem diese infolge der modernen Bildung eine viel bessere Einsicht in die Angelegenheiten hatten, als der Großherr selbst. In Persien haben die zeitweiligen Herrscher es nicht einmal für nötig erachtet, den Schein zu wahren. Hier spielten die Minister die Rolle eines Kammerdieners und durften ihres Amtes selbst nicht in wörtlicher Bedeutung walten, denn Vezier bedeutet wörtlich „Lastträger" — ein Mann, der anstatt des Fürsten die Herrscherlast tragen muß — die Herrscher aber ließen sich diese Last höchstens dann einmal abnehmen, wenn sie ihnen unbequem schien. Laune, Intriguen, Eitelkeit

und Habsucht pflegen selbst in den wichtigsten Staatsangelegenheiten den Ausschlag zu geben; diesen fallen die redlichsten und begabtesten Minister zum Opfer, wie wir z. B. in Persien bei Mirza Taki Chan, genannt Veziri-Kebir (Großvezier) gesehen haben, der die Regenerierung Persiens ernst nahm und als Belohnung von Nassreddin Schah den Tod erhielt.

Persien, das in unseren Jahrbüchern als Staat und Reich figuriert und an unseren Höfen durch diplomatische Missionen vertreten ist, hat, wie wir schon früher angedeutet selbst heute noch gar keine Gesetze, keine wie immer geartete Staatsordnung und keine Spur von einem nur halbwegs begründeten Regierungssystem. Rechte hat niemand außer dem König und seine Machtbefugnis unterscheidet sich nicht wesentlich von der eines turkomanischen Serdars oder Häuptlings über die ihm unterstehenden Zeltengruppen. Dem inneren Wesen nach hat sich daselbst wenig verändert seit der Zeit als der Kadscharen-Chef Aga Mehemmed Chan die Zügel der Regierung an sich gerissen. In der Administration des Landes herrscht das schändlichste Raubsystem; die Ämter werden an den Meistbietenden verliehen; der arme Bauer, der Handelsmann und Gewerbetreibende erblickt in der Behörde nur einen gewissenlosen Tyrannen und Erpresser, gegen den er sich nicht zu schützen vermag. So war es ehedem und so ist es noch heute, aber im Bewußtsein der schauerlichen Mißwirtschaft und Tyrannei war man in Persien schon früh darauf bedacht, das Abendland durch falsche Vorstellung irre zu leiten, indem man die Regierung der Schahe als Muster der Ordnung und Gerechtigkeit hinzustellen sich bemüht hat.[1])

[1]) Man vergleiche diesbezüglich das in Paris 1817 erschienene Buch „Etat actuel de la Perse par Mir Dawud Zadour de Melik.

Umsonst preisen die Moralisten und Geschichtsschreiber des moslimischen Ostens den Gerechtigkeitssinn, die Rechtschaffenheit und die Unparteilichkeit des einen oder anderen Fürsten der Vergangenheit; umsonst werden goldene Zeitalter des Friedens und der Glückseligkeit in glänzenden Farben gemalt und in prachtvollen Metaphern geschildert. Wer Menschen und Dinge im Orient kennen gelernt hat, wer in den gesellschaftlichen Bau, in die Regierungsvorgänge und in die gegenseitigen Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen einen tiefen und unparteiischen Blick getan, der wird schwerlich glauben, daß es im Oriente je anders gewesen ist und daß die dortige Menschheit auch nur annähernd Ordnung und Gerechtigkeit in dem Maße genossen hat, in welchem diese Grundbegriffe des modernen Kulturlebens heute realisiert und aufgefaßt werden. Was speziell den Islam anbelangt, so wird den Herrschern während der sogenannten Wakti-Seadet,[1]) d. h. Glückseligkeitsperiode, ganz ungewöhnliche Gerechtigkeitsliebe nachgerühmt.

Vom ersten Chalifen Abubekr wird erzählt, er habe nach erfolgter Wahl folgende Rede gehalten: „O Nation, mich, denUnwürdigsten unter Euch habt Ihr zum Chalifen erwählt. Unterstützet mich, solange meine Handlungsweise gerecht ist. Widrigenfalls ermahnet mich, wecket mich auf. Nur die Wahrheit hat Vorzüge, und die Lüge ist verachtungswürdig. Die euch stark erscheinen, sind in meinen Augen kraftlos, und die ihr

---

Envoyé en France en 1816", welches der Armenier Cirbied aus dem Persischen übersetzt hat. In diesem Berichte werden die Zustände in Persien als musterhaft dargestellt, obwohl in dem damaligen Persien noch keine Spur von Ordnung zu finden war.

[1]) Unter Wakti Seadet wird das Zeitalter des Propheten und seiner ersten Nachfolger verstanden.

für mächtig haltet, halte ich für schwach. Da ich der Beschützer der Schwachen bin, so gehorchet mir nur solange, wie ich dem Scheriat (Gottesgesetz) gehorche. Sehet ihr aber, daß ich vom Gesetze mich im mindesten entferne, so brauchet ihr mir nicht mehr zu gehorchen."

Der Chalife Omar soll gelegentlich einer an das Volk gerichteten Ansprache gesagt haben: „O Rechtgläubige! Sollt ihr in meinen Worten und Handlungen auch nur die kleinste Verirrung oder Krümmung wahrnehmen, so saget es mir..." Als nun hierauf einer in der Versammlung seine Hand auf den Griff des Schwertes legte und ausrief: „O Omar! Falls wir bei dir einen solchen Fehler bemerken sollten, wird dieses Schwert dich schon zurecht weisen," da soll Omar seine Hände gen Himmel erhoben und gesagt haben: „O Allah! Tausend Dank dir, daß im Volke des Islam sich Männer finden, die mit dem Schwerte mich zurechtweisen werden." [1])

Auch noch andere Beweise der freiheitlichen Gesinnung und der Gerechtigkeitsliebe der ersten Chalifen werden heute von den nach liberalen Institutionen sich sehnenden Moslimen zitiert, und wenn wir auch zugeben, daß in der ersten Periode des Islam solche Zustände existiert haben mögen, so sind sie gar bald abhanden gekommen. In dem Maße, daß die weltliche Macht, der Glanz und Reichtum der Chalifen zugenommen und das Chalifat sich in ein Sultanat verwandelt hat — in

---

[1]) Diese Worte zitiert die türkische Zeitung „Türk" vom 21. Januar 1904 nach dem „Akwam ul Mesalik" betiteltem Werke Chaireddin Paschas — und um den Konstitutionalismus der damaligen Moslimen zu beweisen, bemerkt der türkische Autor, daß die Franzosen 1789 Ludwig XVI. gleichfalls zur Rechenschaft ziehen wollten und die Folge davon die große französische Revolution war. Der Vergleich ist nicht übel, doch hätte der liberale Osmane auch der englischen Revolution sich erinnern sollen.

demselben Maße haben Absolutismus und Tyrannei die Tugenden der patriarchalischen Verfassung in den Hintergrund gedrängt, und wenn schon die Chalifen die Nachfolger Mohammeds und die geistigen Oberhäupter des Islam in solche Fehler verfallen konnten, wie müssen erst die weltlichen Herrscher der Islamwelt gewütet haben?

Ja, nur die maßlose Tyrannei und der grauenvolle Absolutismus der Herrscher im Islam ist in erster Reihe schuld daran, daß das moslimische Asien schon zu jener Zeit mit Riesenschritten dem Untergange entgegeneilte, als man bei uns im Abendlande Kreuzzüge gegen den Halbmond plante, und als unsere Vorfahren in der Furcht lebten, durch die vom Islam angeführten asiatischen Horden überwältigt und vernichtet zu werden. Völlige Unkenntnis der Sachlage hüben und drüben ist die Hauptursache der irrtümlichen Beurteilung der zeitweiligen Verhältnisse zwischen Ost und West, und so wie die Bekenner der Lehre Mohammeds es ehedem für überflüßig, ja für sündhaft hielten, sich um das Abendland zu kümmern und dessen geistige Fortschritte des näheren kennen zu lernen, ebenso haben auch christlicher Fanatismus und Ignoranz sich mit kindischer Herabsetzung des Islam begnügt und nur selten oder gar nicht getrachtet, über Land und Leute des moslimischen Asiens sich zu unterrichten. Nicht der Islam und seine Lehren haben den westlichen Teil Asiens mit Rubinenhaufen übersäet und jene traurigen Zustände herbeigeführt, die in der heutigen Islamwelt vorherrschen, sondern die tyrannische Willkür moslimischer Fürsten, die die Lehre des Propheten entstellt, in den Satzungen des Korans Rechtstitel für ihre despotische Allmacht suchten und fanden, die in Religionssachen nie auch nur den leisesten Zweifel auf-

kommen liessen und die, die liberalen Prinzipien des Islam gewaltsam entstellend und unterdrückend, den Anbruch des Zeitalters einer moslimischen Renaissance verhindert haben.

IV.

Wer den Islam als Sündenbock des Verfalles der Bekenner dieses Glaubens in Asien hinstellt, der müßte vor allem darüber im klaren sein, wie weit überhaupt das Abendland seine Bildung und Aufklärung sowie seine Superiorität über das Morgenland dem Christentume verdankt?

Nach der Ansicht unserer hervorragenden Philosophen und Denker der Neuzeit, als Gibbon, Buckle, Nietzsche, Huxley und viele andere, welche Ansicht heute auch schon von der Mehrzahl der gebildeten Europäer geteilt wird, hat die Religion auf dem Gebiete des Forschens und im Streben nach Licht und Aufklärung eher störend und hemmend als fördernd gewirkt, und die Morgenröte der neuen Ära im Abendlande konnte eigentlich erst dann aufgehen, als das Zeitalter des Glaubens vom Zeitalter des Denkens und Wissens abgelöst worden war. Diesen Abschnitt in der Geschichte des Abendlandes nennen wir mit Recht das Zeitalter der Renaissance oder Wiedergeburt, d. h. des Auferstehens oder Erwachens aus dem Schlafe, in welchen die Menschheit seit dem Untergang des klassischen Altertums verfallen war, ein Zeitabschnitt, der den Abschluß einer Periode kennzeichnet, in welchem das Abendland in den Banden der Religion lag, seine Zeit mit theologischen Spekulationen vertändelte und unter der unumschränkten Herrschaft der Kirche weder die Macht, noch den Willen besaß, aus dem

Dunkel der Ignoranz und des Aberglaubens zur Lichtsphäre des Denkens und Wissens zu gelangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Wiedererwachen nicht die Folge einer größeren Begabung des Menschen im Abendlande war, sondern mit Hilfe der geistigen Reminiszenzen der alten Kultur Hellas und Roms vor sich gegangen ist, und daß es einen außergewöhnlich großen Kampf gekostet hat, bevor es gelang, den mächtigen Einfluß der Kirche auf die Geister soweit zu schwächen, daß der christliche Mensch die Wahrheit außerhalb der Bibel und des Evangeliums zu suchen anfing.

So wie wir im Mittelalter unter dem Einfluß der Kirche, ebenso befindet sich heute der Islam noch im Stadium der hartnäckigen Opposition gegen alle Lehren und Ansichten, die außerhalb des Korans und der Sunna stehen. Wer den Islam nach dem verknöcheten Konservatismus, der Gedankenträgheit und den spitzfindigen Grübeleien seiner heutigen Theologen beurteilt, der muß glauben, daß hier immer ein blinder Glaube geherrscht hat, daß man es nie versucht hat, das Messer der Kritik an die Satzungen des Koran und der Sunna anzulegen, und daß die Skepsis zu keiner Zeit und in keinem Punkte aufgenommen sein kann. Nun ist dies aber nicht der Fall. Wenn wir in unserm Dünkel den Islam eines blinden und unbändigen Fanatismus zeihen, so vergessen wir, daß der christliche Fanatismus viel ärgere und ekelhaftere Auswüchse gezeitigt hat, als der Islam, und daß in der letztgenannten Glaubenswelt der Kampf zwischen Denken und Glauben früher erwacht ist als bei uns. Schon in der ersten Periode seiner Blütezeit, als die Fahnen des Islam über halb Asien und einen Teil Europas und Afrikas sich verbreiteten, und als seine heutigen Auswüchse und

Irrtümer ihn noch nicht verunstalteten, schon damals haben rechtgläubige Bekenner sich gefunden, welche den einen oder anderen Punkt der Orthodoxie angriffen, zwischen Koran und Tradition so manche Scheidewand aufstellten und selbst an solchen Prinzipien zu rütteln anfingen, die heute als Grundpfeiler des Glaubens bezeichnet werden.

Auch im Islam hat sich früh die Skepsis eingestellt, und es hat an Freidenkern vom Schlage eines Abu Ala Muarri (geb. 373 Hed.) nicht gefehlt. Man hat Verbesserungen versucht und solche Neuerungen eingeleitet, die auf eine Vereinfachung und eine freiheitliche Entwickelung des Glaubens hinzielten. Ja, es könnte sogar behauptet werden, daß die Ära der Reformation in der Geschichte des Islam sich früher eingestellt hat als in der Geschichte des Christentums;[1]) denn bei uns vermochte die Kirche fünfzehn Jahrhunderte lang ihre absolute Herrschaft über die Geister aufrecht zu halten ohne ernsten Erschütterungen ausgesetzt zu sein, während der Islam schon im zweiten Jahrhunderte seines Bestandes heftigen Angriffen zu begegnen hatte, und zwar ohne daß er seine Gläubigen durch Erpressungen, übermütige Herrschsucht und tyrannische Vergewaltigungen zur Opposition gezwungen hätte, wie dies seitens des Papsttumes gegenüber der christlichen Welt des Mittelalters geschehen ist. Im Islam gab es kein Canossa, keinen Tetzel, keine Ablaßbriefe und auch keine Inquisition; ja, es gab nicht einmal eine Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes;

---

[1]) Als eigentlicher Stifter der Doctrin der Motaziliten ist Wasil Ibn Ata († 131 H. 748—9 Ch.) anzusehen. Der Name dieser Sekte stammt vom Verbum i'tizal = sich trennen, weil Wasil sich von den übrigen Gläubigen getrennt hat. Vgl. v. Kremer. Geschichte der herrschenden Ideen des Islam. Seite 27.

denn der orthodoxeste Chalife hätte es nicht gewagt, die Satzungen des Koran als einen Rechtstitel zu einer willkürlichen Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten der einzelnen Länder des Islam in dem Maße auszubeuten, wie dies die Päpste und die Ecclesia Militans im Mittelalter getan. Die Opposition, die Einwendungen und Reformversuche der Motaziliten, Morgiten, Charidschiten usw. drehten sich einfach um gewisse theologische Fragen, um die Exegesis des Koran, um die Jurisprudenz usw.; man wollte nicht die Rechte des Chalifen verkürzen oder einschränken, obwohl hierzu infolge des Überganges vom Chalifat zum Sultanat genug Ursache vorhanden gewesen wäre, sondern man wollte ganz einfach den Glauben von Zweideutigkeiten reinigen, das Überwuchern theokratischer Dogmen verhindern und den Glauben mit dem Denken, soweit wie möglich in Einklang bringen.

Wie es sich herausstellt, sind diese freigeistigen Versuche gleich im Anfang mißlungen; die Bewegung war eine kurzlebige, sie übte keinen Einfluß auf die spätere Gestaltung des Islam aus, und das Wirken dieser Reformatoren wird von der heutigen Generation als Gotteslästerung und Religionsschändung gebrandmarkt. Ja, noch mehr, während meines jahrelangen Verkehrs mit Moslimen in verschiedenen Ländern Asiens habe ich die Namen Motaziliten, Charidschiten usw. nie in den weiteren Schichten des Volkes, sondern nur vereinzelt von gelehrten Mollas nennen hören.

Wenn nun trotz alledem im Islam bis heute der Kampf zwischen Wissen und Glauben noch nicht ausgebrochen ist und der menschliche Geist daselbst es noch nicht gewagt hat, aus dem Bereiche der Schwärmerei und luftigen Spekulation ins Gebiet der Realistik überzutreten, so ist dies verschiedenen Ursachen zuzu-

schreiben. Erstens neigt der Mensch in Asien, infolge seiner Naturanlage viel mehr zur Schwärmerei und zu theosophischen Betrachtungen, als der Europäer, und er will lieber gestützt auf die Krücke der Religion als auf den gesunden Beinen des Verstandes einhergehen. Es dünkt ihm viel bequemer, die Naturerscheinungen, die Weltordnung und die Gesetze des Alltagslebens nach den Vorschriften des Koran und der Tradition erklärt zu sehen, als auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung den eigentlichen Tatbestand zu ergründen. Zweitens steht der Islam, was seinen Grundbau anbelangt, auf einer viel festeren Basis als das Christentum. Mit seinem stramm monotheistischen Prinzip kann die christliche Dreifaltigkeit nur schwer den Kampf aufnehmen, und mit den Wundern, die für die göttliche Mission Christi sprechen, kann das tatsächliche Wunder der überraschend glänzenden Siege und der schnellen Verbreitung der Lehre Mohammeds kaum einen Vergleich aushalten. Drittens hat der Islam den physischen und psychischen Erfordernissen des Menschen in Asien viel mehr Rechnung getragen als die christliche Lehre, die, eigentlich ein asiatisches Gewächs, in Asien sich nie entfaltet hat und später dem Menschen im Abendlande mundgerecht gemacht werden mußte. Mit dem Gebote des Ghaza (Religionskrieg), mit den Lockungen eines Lebens nach dem Tode und mit den zahlreichen Konzessionen, die dem Rechtgläubigen gegenüber dem Ungläubigen eingeräumt werden, hat der Islam den verschiedenartigen menschlichen Leidenschaften und Begierden in einer Weise Rechnung getragen, wie keine andere Religion. Selbst die vier Grundprinzipien seines Glaubens, nämlich das Beten, Almosengeben, Pilgerfahrt und Fasten werden von den Rechtgläubigen teils als angenehme,

teils als hygienische Maßregeln aufgefaßt; denn nach Ansicht der Frommen ist mit dem täglich fünfmaligen Beten das fünfmalige Waschen und die Reinigung des Körpers, mit dem Almosengeben die Wohltätigkeit und die Unterstützung der Bedürftigen, mit der Pilgerfahrt die Möglichkeit, die Reiselust zu befriedigen und mit dem Fasten die Pflege des Magens verbunden. Der Islam kennt keine Geistlichkeit, keine Ordensbrüder, keine Nonnen, keine Askese und keine Kasteiung des Körpers; denn alles hierauf bezügliche, was sich im heutigen Islam vorfindet, sind spätere Entlehnungen und der Lehre Mohammeds fremd. Selbst die Wunder die dem Propheten zugeschrieben werden, sind von moslimischen Gelehrten der ersten Jahrhunderte der Hidschra als irrtümlich bezeichnet worden, wie der französische Orientalist Huart auf dem Religionskongreß zu Basel (1903) dies nachgewiesen hatte. Mit einem Worte, der Islam war anfangs frei von allen Übertreibungen und hat bei primitiven Völkern überall leicht Aufnahme gefunden, wie dies heute noch in Afrika und in manchen Teilen Asiens wahrzunehmen ist, wo er trotz des totalen Niederganges seiner weltlichen Macht noch immer ein ergiebiges Feld für das Proselytentum findet.

Dem Islam war daher nicht so leicht beizukommen, wie dem Christentume, das beim ersten Ansturme der Wissenschaften in allen Fugen erschüttert wurde, bis heute nur künstlich erhalten und von der Kirche und gewissen Regierungen im Interesse der gesellschaftlichen Ordnung und auch zu Selbstzwecken ausgebeutet wird. Was dem Islam geschadet, d. h. was ihn stationär und retrograd gemacht hat, war nicht der Geist seiner Lehre, sondern die tyrannische Willkür der Fürsten, die leicht jeder antireligiösen Bewegung beikommen konnten, wie

denn überhaupt die Partei der Freidenker unter dem Volke keinen Anklang finden konnte, weil die kirchliche und weltliche Macht der Fürsten seit Begründung des Sultanats viel enger mit einander verwachsen war, ihnen daher auch größere Autorität verlieh, als dies je beim Christentume der Fall gewesen ist. Während einzelne Chalifen mitunter selbst den kühnsten religiösen Spekulationen einen weiten Raum gestatteten, was sie mit Hinblick auf die Würde eines Oberhauptes der Religion auch leicht tun konnten, haben die Vertreter des Sultanats nicht nur mit ängstlichen Blicken jede freiheitliche Regung in Glaubenssachen verhindert, sondern sie haben noch obendrein stets darauf hingezielt, den Islam gegen jeden Lichtfunken der freien Forschung zu schützen, ihn mit einer dreifachen Mauer alberner Vorschriften zu umgeben und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden.

Es ist merkwürdig, daß die Mollawelt stets gerade jene Anschauungen des Islam hervorzuheben getrachtet hat, die die menschliche Tätigkeit lähmen, jede energische Betätigung verurteilen und den unbedingt fatalistischen Glauben befestigen. Während der Rechtgläubige täglich beim Ezan (Aufruf) zum Morgengebete die Worte hört: „Die Arbeit ist besser als der Schlaf" wird ihm andererseits fortwährend vom „Fani Dunja" (der vergänglichen Welt) gepredigt und der Satz: „Ed dunja dschifet we talibiha kilab" (Die Welt ist ein Aas; nur die Hunde streben nach ihr) hoch angepriesen. So z. B. wird die Haremsitte und die Absonderung beider Geschlechter heute als ein strenges Korangebot hingestellt, während es zur Genüge bekannt ist, daß es im Islam Frauen gegeben hat, die unverschleiert öffentlich erschienen und in den Hochschulen Vorträge hielten; ja, zur Zeit als

Musa bin Tarik in Spanien einfiel, soll eine Frau als tapfere Anführerin einer Truppe sich hervorgetan haben. So ist es gekommen, daß die Befolger der Lehre Mohammeds in ihrer Abgeschlossenheit gar nicht wußten, was außerhalb der Grenzen ihrer Glaubenswelt vorging; sie hatten keine Ahnung von den Errungenschaften der Wissenschaft, der Künste und der freien Forschung, die im Bereiche des seiner Fesseln sich allmählich entledigenden Christentums zutage getreten sind. Folgende Zeilen, die ein geistreicher Türke mit Bezug auf den Verfall seines Vaterlandes anführt, passen gewissermaßen auch auf den Niedergang der ganzen Islamwelt im allgemeinen: „Seit wir uns vom Westen getrennt haben, weiß niemand, woher wir kommen, wo wir sind, und wohin wir gehen. Nicht nur, daß wir unbekümmert ob der Zukunft, in den Tag hineinleben, auch unsere Unkenntnis der Gegenwart ist kaum zu verzeihen. In Europa wird es hell, Erfindungen entstehen, ein neues Zeitalter, ein Licht bricht an — wir wissen nichts davon. In Europa tritt jene mächtige Bewegung ein; der Protestantismus entsteht, ein Reich geht zugrunde, ein neuer Weltteil wird entdeckt — wir Unglücklichen wissen von alledem nichts, als wenn wir vom Abendlande durch einen hohen und mächtigen Damm getrennt wären. Diesen Damm überschritten wir zeitweise, um Kriege zu führen und die Außenwelt sahen wir nur von den Schanzen und von den Schießscharten. Jahrhunderte hindurch hatten wir keine Kenntnis von dem kulturellen Aufschwunge des Abendlandes, ja, wir wollten auch nichts wissen — bis endlich unser Verfall eintrat, und früher ist es uns gar nicht in den Sinn gekommen, aus dem Fortschritte Europas einen Nutzen zu ziehen." [1])

[1]) Die in Kairo erscheinende Zeitung „Türk", Nr. 12

Aber nicht der Islam war es, der den Verkehr mit der Außenwelt verbot; denn der Koran sagt: „Ziehet umher; denn Gottes Erde ist weit". Nicht der Islam war es, der seinen Anhängern untersagte, im Abendlande Wissen zu suchen; denn der Prophet sagt: „Die Wissenschaft ist das Ideal des Muselmannes; er muß dieselbe suchen, selbst wenn sie im Munde eines Atheisten ist". Übrigens wie wenig der Islam die Ignoranz und den Askurantismus in Schutz nimmt, sei aus folgenden Stellen im Koran bewiesen:[1]) „Suchet die Wissenschaft, selbst wenn sie an den Grenzen Chinas wäre." — „Suchet die Wissenschaft von der Wiege bis zum Sarge." — „Ein Wort des Wissens erlernen ist mehr wert als hundert Gebete zu verrichten." — „Der Tod eines ganzen Stammes ist weniger betrübend als der Tod eines einzigen Gelehrten." — „Die Tinte der Gelehrten ist mehr wert als das Blut der Soldaten." — „Der Gelehrte hat siebzigmal mehr Verdienste als der Frömmling." — „Ein Wort der Weisheit, das du erlernst und deinem moslimischen Bruder mitteilst, wiegt die Gebete eines ganzen Jahres auf." — „Gott, die Engel, die Bewohner des Himmels und der Erde segnen denjenigen, der die Menschen im Guten unterrichtet." — „Zwei Menschen haben nicht ihresgleichen, der Reiche, der mit seinem Vermögen Gutes tut und der Gelehrte, der Wissen verbreitet." — „Die Gelehrten sind die Nachfolger des Propheten." — Wir haben bloß zehn Sätze angeführt, doch wäre die Zahl der auf den Nutzen des Wissens und des Forschens bezüglichen Ermahnungen des Islam wohl leicht zu vermehren, und wir erlauben uns die Frage: Enthält die Bibel und das

[1]) Wir entnehmen dieselben teils der oben erwähnten Schrift Kassem Amins, Seite 228—229, teils unseren eigenen hierauf bezüglichen Notizen.

Evangelium etwa mehr Anspornung und Aneiferung zum Lernen und zur Verbreitung des Wissens? Gewiß nicht, und wenn die christliche Welt dessenungeachtet, ja eigentlich zum Trotz der Kirche aus der Nacht des Mittelalters zur Aufklärung gelangte und auf den Ruinen der Glaubensmacht das Zeitalter des Denkens und Wissens begründen konnte, so wäre dies den Befolgern der Lehre Mohammeds gewiß noch viel leichter gewesen, wenn der Mensch in Asien vom zweifachen Drucke der weltlichen und hierarchischen Tyrannei sich so leicht hätte befreien können, wie der von den Lichtstrahlen des klassischen Altertums früh erweckte Europäer, und wenn die Moslimen, die in der Lehre des Propheten enthaltenen Ermahnungen zum Lernen und Forschen besser befolgt hätten.

Während der Mensch im Abendlande von der Natur des gemäßigten Himmelstriches mehr Kraft und mehr Widerstandsfähigkeit mitbekommen und auf jungfräulichem Boden eine neue Kulturwelt zu schaffen sich angeschickt hat, hat der Mensch in Asien, ob Moslim, Buddhist, Brahmanist oder Schamane, mit den eingewurzelten Vorurteilen einer Jahrtausende alten Gesellschaft zu kämpfen. Das jugendkräftige Europa hat sich daher leichter in die Höhe geschwungen, als das alte schwerfällige und träge Asien. Nicht die Lehre des Islam ist schuld an der Rückständigkeit der Moslimen, sondern die Religion im allgemeinen, die Religion, die in Asien heute noch eine Rolle spielt, wie bei uns im Mittelalter, indem sie alle Geisteskraft des Menschen absorbiert, all sein Denken, Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt, in alles, selbst in die kleinsten Kleinigkeiten des Alltagslebens sich mischt, beim Gehen, Stehen, Essen, Trinken, Schlafen, Lieben usw. als Norm dient, ja,

jenen schrecklichen Zauberring bildet, aus welchem der Asiate nie hinauszutreten wagt, und in welchem er gleich dem im Gehstuhle eingetellten Kinde nur dorthin geht, wohin ihn die Hand der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit stößt. Zum Unglück für die Menschheit im moslimischen Asien war die Obrigkeit immer mehr auf ihr eigenes Wohl als auf das ihrer Schutzbefohlenen bedacht, und selbst als ihre Machtmittel sich zusehends verminderten und ihre Throne einer nach dem anderen zusammenzubrechen begannen, fuhren sie noch immer fort, ihr Regime der Tyrannei und der Willkür zu stärken, die Religion im Dienste der Verdummung auszubeuten und jede freiheitliche Bewegung mit Feuer und Schwert zu unterdrücken. Den Krebsschaden des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat beginnen jetzt auch die Mohammedaner zu erkennen, und ein gelehrter Molla aus Indien schreibt mir diesbezüglich: „The Church and State have been allies in Christian Europe, and the subjection of the people has been the policy of both. What is the condition of priestridden countries like Spain? It is true that the Molla's are the allies of the tyrannical Moslem rulers. But fortunately there is no priesthood in Islam ... If Europe can become civilised and progressive in spite of the absurd dogma's of Christianity, there is every hope of regeneration and renaissance of Moslem Asia, for the dogmas of Islam are less absurd and less rigid than those of Christianity."

Die Vereinigung zwischen Religion und Staat beruht im Islam nur auf einem Gewaltakt, der vor allem beseitigt werden muß. Daß wir den Niedergang der Islamwelt nur in der Tyrannei und in der unbeschränkten Allmacht der Glaubenswelt zu erblicken haben, das ist durch den an ein Wunder grenzenden

Aufschwung in Japan am besten bewiesen. Wenn die Japaner trotz ihres in so manchen gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen hervortretenden streng asiatischen Charakters, wie durch Zauberei in Europäer verwandelt, unsere Wissenschaften, unsere Künste, unsere Regierungsformen und unsere Denkungsweise haben annehmen können, so ist dies nur deshalb geschehen, weil sie von jeher in Religionssachen ganz gleichgiltig, geradezu Atheisten waren. Ihr speziell nationaler Glaube, der Schintoismus ist keine Religion, sondern bloß eine Vergötterung ihrer Helden, Fürsten, Ahnen und der Naturkräfte und kulminiert im Satze: „Befolge deine Naturanlage und gehorche den Gesetzen".[1]) Der nur einigermaßen gebildete Japaner verlacht die Religion im allgemeinen und wundert sich, wie Religionen im Abendlande noch bestehen können.[2]) Daß im Schutze der Freigeisterei in der Regierung kein Despotismus aufkommen konnte, ist leicht begreiflich. Der jetzige Kaiser Mutsuhito fühlte sich in nichts gebunden, als er 1888 seinem Volke eine freiheitliche Konstitution verlieh. Kein Gottesgesetz, kein angebliches Prophetenwort verhinderte ihn, das Gute und Nützliche, welche das fortgeschrittene Abendland geboten hatte, nachzuahmen und mit Leib und

---

[1]) Handbook of Modern Japan. By Ernest W. Clement. London 1904. Seite 239.

[2]) Charakteristisch für die Auffassung der Japaner über Religion ist folgende Bemerkung des Marquis Ito in seinem Kommentar über die japanische Konstitution von 1888. Marquis Ito sagt: „To force upon a nation a particular form of belief by the establishment of a State religion is very injurious to the natural intellectual development of the people, and is prejudicial to the progress of science (knowledge) by free competition. No country therefore, possesses by reason of its political authority the right or capacity to an oppressive measure touching abstract questions of religious faith."

Seele anzunehmen. Für den Japaner gab es keinen Kafir, auch keinen Heiden, den er verachten und hassen muß, wie unter den frommen Christen und Muselmanen und in dem Maße, daß er der starren Glaubenswelt fern blieb, konnte er dem Lichte der Aufklärung und der Freiheit sich nähern. Die neueste Geschichte Japans enthält ein mächtiges Mahnwort für die Völker des Islam!

Es mag so manchen überraschen, aber es ist Tatsache, daß selbst der Mohammedaner im absolutistisch regierten Rußland von der Schädlichkeit der von der Mollawelt gepredigten Orthodoxie überzeugt ist. Der früher erwähnte Mohammed Fatih bin Gilman äußert sich Seite 18 seines Buches folgendermaßen: „Unsere geistlichen Lehrer geben sich nur mit den äußeren Formen der Religion ab; die philosophische Seite derselben kennen sie gar nicht und ziehen auch keinen Nutzen daraus. Mit ihrem mangelhaften Verstand wenden sie die Religion nach Belieben an und anstatt zu nützen, schaden sie bloß. Ihr Europäer habt mit Eifer und Opfern Gedankenhelle zustande gebracht und euch von der Tyrannei der ignoranten Geistlichen befreit. Heute seid ihr in Gedanken und Gewissen frei; euer Inneres ist erleuchtet, während unser Glaube sich noch in den Händen dummer Geistlicher befindet. Wir sind nicht imstande ihn daraus zu retten, und bevor wir nicht Gewissensfreiheit erlangen, werden wir kein religiöses und politisches Leben haben."

Wir werden auf die fortschrittlichen Ansichten dieses Tataren noch zurückkommen, hier sei bloß konstatiert, daß sich im Islam, wenn auch noch so unterdrückt, ein ganz merkwürdiges Verlangen nach Freiheit und Reformen regt, und seine in der modernen

Kultur nur einigermaßen fortgeschrittenen Bekenner eine Sprache führen, die uns oft in Staunen setzt. „Anstatt in lächerliche Details einzugehen, wie man sich bei kleiner und großer Entbehrung des Körpers zu verhalten hat" — schreibt Mohammed Fatih bin Gilman — „und anstatt jungen Leuten von Dingen zu sprechen, die uns die Schamröte ins Gesicht treiben, sollten unsere Mollas lieber den inneren und wahren Geist der Lehre Mohammeds verkünden; denn die Haarspalterei in rituellen Fragen ist keine Religion; sie verunstaltet nur den Islam und verhindert die wirkliche Aufklärung und Veredlung des Menschen." Nicht minder frei spracht ein Osmane in der oft zitierten Zeitung „Türk" sich aus. „Anstatt Koranhäuser zu bauen, schickt lieber eure Jungen nach Europa, damit sie etwas Nützliches lernen sollen!" rät ein Osmane seinen Landsleuten an. Die bloße Anspielung auf solche Gedanken wäre zu meiner Zeit als Apostasie betrachtet und seitens der Moslimen mit aller Strenge geahndet worden; heute vermehren sich ähnliche Äusserungen von Tag zu Tag.

V.

Nur die maßlose Tyrannei der moslimischen Herrscher in Asien ist schuld daran, daß der Mensch daselbst sich nicht zur Gedankenfreiheit erheben kann, und wer das schauerliche Treiben asiatischer Despoten aus der Nähe mitangesehen hat, wer Augenzeuge des Elends und Jammers, der kläglichen Opfer asiatischer Tyrannei und Mißwirtschaft gewesen ist, der wird sich wohl oft fragen: Wie kommt es, daß die Menschen gegen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihrer Vorgesetzten sich nicht empören und allen Unbill über sich ergehen

lassen? Die Antwort hierauf ist leicht zu finden; sie ist zu suchen einerseits in dem früher erwähnten, göttlichen Charakter der Fürsten, andererseits in der Geduld, der Schwerfälligkeit und dem Sklavensinn der Massen im Orient. Herrschaft und Despotismus waren dem Asiaten von jeher identische Begriffe, und nur im äußersten Notfalle, d. h. wenn die Folter der ungerechten Verwaltung ihn zur Verzweiflung gebracht und seine Geduld erschöpft hatte, erst dann sucht er Selbstwehr und greift zur Empörung.

Wenn es bei uns in Europa Jahrhunderte gekostet, um den Gedanken der Freiheit und Menschenrechte zu zeitigen, und wenn wir selbst heute noch in unserer Mitte Völker haben, die ihren Nacken willig unter das Joch einer absolutistischen Regierung beugen, so darf uns dieses Verhältnis in Asien gar nicht auffallen. Das Licht der Aufklärung geht nicht sprungweise vorwärts, sondern es verbreitet sich von Nachbar zu Nachbar und von einem Gebiet ins andere. Als wir im Laufe des XIX. Jahrhunderts bei den Mohammedanern des nahen Ostens es so weit gebracht, daß sie mit unseren Sprachen und Wissenschaften Bekanntschaft gemacht und in unser gesellschaftliches und staatliches Leben einen Einblick getan hatten, da konnte das Verlangen nach einer freiheitlichen Existenz nicht lange ausbleiben. Bei den unter dem unmittelbaren Machteinflusse europäischer Staaten lebenden Moslimen, wie z. B. in Jndien, in Ägypten und Algier, muß die Wertschätzung der politischen Freiheit schon früher erwacht sein; im ottomanischen Kaiserstaate machte sich eine solche Regung erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bemerkbar. Ich habe dieselbe aus nächster Nähe beobachtet und die einzelnen Phasen dieser interessanten Bewegung mit der größten

Aufmerksamkeit verfolgt. Um politische Freiheit zu erlangen, mußte erst das nationale Selbstbewußtsein erweckt werden, welches nach dem Koransatze: „Alle Rechtgläubigen sind Brüder" im Islam nie recht zum Ausdruck gelangt war. Es galt daher vor allem, dem Christentume gegenüber seine Ebenbürtigkeit zu beweisen, als wenn man sagen wollte: „Was ihr erreichtet, können wir auch erreichen", und so geschah es, daß man in dem drückenden und schmerzhaften Gefühle der allgewaltigen Übermacht des christlichen Abendlandes anfangs mit der Verherrlichung der vergangenen Kulturepoche des Islam dem Abendlande imponieren, die Kulturfähigkeit und die Reife zur Freiheit der moslimischen Welt vindizieren wollte. In Konstantinopel waren es Zia Pascha, Chairullah Efendi, Dschewdet Efendi und Aali Pascha, die sich bemühten, in Schrift und Rede die geistige Armut der Islamwelt gegenüber den immer glänzender hervortretenden Errungenschaften des Abendlandes mit der Errinnerung an den vergangenen Ruhm des Islam zu decken. Eine Zeitlang war man stolz darauf, jene ehemaligen Erfolge den geistigen Schätzen der neuzeitlichen Christenwelt gegenüberstellen zu können. Doch man sah gar bald ein, daß es illusorisch war, sich in einen Vergleich zwischen Christentum und Islam einzulassen; denn in Europa waren Wissen und Glauben streng von einander geschieden, und die Türken selbst mußten zur Einsicht gelangen, daß die Lorbeeren der moslimischen Kultur auf arabischem Baume gediehen waren und speziell dem Türkentume gar keinen Glanz verleihen konnten.

Nun erst fand man sich veranlaßt, auf das Gebiet der Nationalität überzutreten, und obgleich der Islam jede Idee der nationalen Sonderstellung perhorresziert, sollte das Türkentum um jeden Preis in Relief

gebracht werden. Schinassi Efendi, Kemal Bey, Saadullah Pascha und andere Mitglieder der türkischen literarischen Welt waren die eifrigen Apostel dieser Richtung. Die Sprache sollte vereinfacht und vom unnötigen Ballast arabisch-persischer Lehnwörter gereinigt werden, ein Bemühen, das anfangs als ketzerisch verrufen, später teilweise gelang, wie wir früher schon erwähnt haben. Daß diese Reformen auf dem Gebiete der Literatur auch auf das politische Leben zurückwirken mußten, ist selbstverständlich. Je mehr man die geistigen Produkte des Abendlandes in die heimische Literatur einführte, und das moderne Osmanentum hat hierin ganz Erstaunliches geleistet, desto kräftiger erwachte das nationale Bewußtsein und mit demselben auch das Verlangen nach politischer Freiheit, welche man trotz des Koransatzes „Kulli Islam hurra = Alle Moslimen sind frei" eigentlich früher nie gekannt hatte.

Solche Bestrebungen erwecken leicht begreiflicherweise den Argwohn des streng absolutistischen Hofes und der obersten Würdenträger. Der im Größenwahn sich übermenschlich dünkende, halbverrückte Sultan Abdul Aziz schäumte vor Wut, als man ihm davon Mitteilung machte; die jugendlichen Repräsentanten der freiheitlichen Ideen mußten ins Ausland flüchten und in Paris, dem damaligen Herde aller revolutionären Tendenzen, sollte der erste Sprößling türkisch-moslimischer Freiheitsideen das Licht der Welt erblicken. Die Patenstelle übernahm Mustafa Fazil Pascha, ein ägyptischer Prinz aus dem Hause Mehemmed Alis; denn in Ägypten herrschte schon längst ein freiheitlicher Luftzug, indem die Chidive sich gegen die souveräne Macht am Bosporus auflehnten, und das kranke Chalifat mittels einer Versetzung an die Ufer des Nil heilen zu können glaubten, auch die Familie Mehemed Alis infolge eines

freieren und regeren Verkehrs mit Europäern den abendländischen Ideen viel mehr zugetan war, als die vornehme Welt am Bosporus.

Weil es zumeist junge Türken waren, die um den patriotisch begeisterten Mustafa Fazil Pascha sich scharten, wurde die Gesellschaft das „Jungtürkentum" genannt. Da es in der Türkei keine eigentliche Mittelklasse gibt und alle Moslimen, wenn noch so reich, aus dem Brotkorbe des Staates gefüttert sein wollen, so blieben die jungen Türken mit ihrer Partei in verschwindender Minorität gegenüber den in der Sultansgunst sich sonnenden Alttürken, und die Bewegung selbst schien anfänglich so bizarr und extravagant, daß man sie gar nicht ernst nehmen wollte. Ich selbst habe Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit diesen Jungtürken in London Bekanntschaft gemacht und ihren damaligen Zeitungen „Muchbir" (Berichterstatter) und „Hurriet" (Freiheit) einige Beiträge geliefert. Von der Notwendigkeit der ganzen Bewegung aufs tiefste überzeugt, konnte ich jedoch wenig Hoffnung nähren bezüglich der Realisierung ihres Vorhabens, weil die nach europäischem Rezepte angefertigten Revolutionspläne für eine asiatisch-moslimische Gesellschaft nicht passen. Daheim in der Türkei war das Terrain nicht gehörig vorbereitet; nur junge Leute sympathisierten mit den politischen Flüchtlingen, und Türken im reiferen Alter fehlte einerseits der Mut zu abenteuerlichen Unternehmungen andererseits wollte niemand durch Gefährdung seiner amtlichen Stellung das Wohl und Glück seiner Familie auf dem Altar des Vaterlandes opfern.

Erst als die Tollheit und Verschwendungssucht Sultan Abdul Aziz die äußerste Grenze erreichte und

die Türkei ganz an den Rand des Verderbens geraten war, schlossen sich auch alte und ernste Männer der Umsturzpartei an, und unter Leitung Midhat Paschas erfolgte die gewaltsame Entthronung des Sultans und die Verkündigung einer Konstitution für alle Osmanen, d. h. für alle Bürger des türkischen Reiches ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität. Der große moslimische Staat sollte nun zum erstenmal mit Konstitution,[1]) Parlament und verantwortlicher Regierung beglückt werden, und bei der Dehnbarkeit aller Religionsbücher hatte man auch im Koran Sätze gefunden, mittels welcher die Legitimität dieser Neuerungen, die eigentlich der Christenwelt entlehnt waren, selbst auf Grund der islamischen Gesetze bewiesen werden konnte. „Ihr sollt euch unter einander beraten,"[2]) lautet der auf die Notwendigkeit des parlamentarischen Regimes bezügliche Ausspruch des Propheten. Das türkische Parlament kam auch zustande; die Repräsentanten der verschiedenen ethnischen und religiösen Bestandteile des Reiches versammelten sich, und nichts kennzeichnet die geistige Begabung und die Anpassungsfähigkeit der Orientalen besser als eben dieses Parlament und die Reden, die daselbst gehalten wurden. Türken, Armenier, Griechen, Bosniaken, Albanesen, Araber und Kurden saßen da in einem gemeinsamen Bunde vereinigt nebeneinander, und Leute, die es früher nicht gewagt, die Handlungen des Sultans und seiner Minister auch nur im geheimen zu kritisieren, führten nun öffentliche Reden voller Schwung und Sachkenntnis über

---

[1]) Das Wort Konstitution ist im Türkischen mit Kanun-Essasi, d. h. Fundament des Gesetzes umschrieben, für Parlament ist das europäische Wort beibehalten worden

[2]) Wörtlich heißt es: „W'amruhum schura bainuhum" = „und er befahl, ihr sollt euch untereinander beratschlagen".

die kompliziertesten und delikatesten inneren und äußeren Angelegenheiten des Staates, als wenn sie Zeit ihres Lebens in Westminster Hall debütiert hätten. Ahmed Wefik Pascha, der Präsident des Hauses, hatte seine liebe Not mit dem heißen Temperament und Redeschwall einzelner Mitglieder, er mußte häufig zur Glocke greifen, obwohl, wie man erzählte, unschickliche und unparlamentarische Ausdrücke seltener vorkamen als in den meisten europäischen Parlamenten. Merkwürdigerweise waren es einige mohammedanische Mitglieder, die, vom Geiste des echten Konstitutionalismus durchdrungen, gegen das bisherige Regime des Absolutismus und gegen die unbeschränkte Macht der Krone am heftigsten zu Felde zogen und, indem sie die Rechte des Volkes auf eine liberale Verfassung mit Zitaten aus dem Koran und der Sunna begründeten, die Sultane geradezu als Usurpatoren hinstellten.

Wenn es im fortgeschrittenen christlichen Europa noch Fürsten gibt, in deren Ohren streng liberale Reden unliebsam klingen, so kann man sich leicht vorstellen, welchen Eindruck derartige Äußerungen auf den Padischah aller Rechtgläubigen, auf den unumschränkten Autokraten auf dem Throne Osmans, den „Gottesschatten auf Erden" hervorbringen mußten. Besonders mußten sie ein Gräuel sein in den Augen Sultan Abdul Hamids, eines von Furcht, Argwohn und Mißtrauen beherrschten Prinzen, der zwei gewaltsame Entfernungen von der Herrschaft mitangesehen, der überall Gefahr witterte und in jedem Menschen seinen Feind und Gegner sah. Kein Wunder daher, daß der Sultan, sobald er sich auf dem Throne nur einigermaßen befestigt hatte, zur Beseitigung der Konstitution, des Parlaments und jeder Institution, die den leisesten Anflug von Liberalismus zeigte, sich an-

schickte. Mit dem ganzen neuen Regime wurde tabula rasa gemacht; die Urheber und Anhänger der Verfassung wurden dem Exil, der Folterbank und dem Henkerschwerte überliefert, und das alte Regierungssystem mit all seinen schauerlichen Auswüchsen und Fehlern wurde gar bald restituiert.[1])

Daß Sultan Abdul Hamid in dieser Handlungsweise zumeist von persönlich-absolutistischen Motiven und von der allen Regenten, besonders aber orientalischen Fürsten, innewohnenden Lust nach Selbstherrschaft geleitet wurde, das steht außer Zweifel. Es fragt sich nur, ob er auch zum Wohle seines Reiches gehandelt, und ob denn die Einführung gemäßigt liberaler Institutionen wirklich für den weiteren Fortbestand der Türkei so verhängnisvoll geworden wäre, wie vom Sultan und auch seitens gewisser Politiker in Europa angenommen wird? Was nun meine anspruchslose Meinung anbelangt, so glaube ich, der Sultan hat ganz entschieden gefehlt, und im Irrtum befangen sind auch diejenigen, die eine Regenerierung der Türkei mittels Einführung liberaler Institutionen für unmöglich halten. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die zentrifugalen christlichen Elemente des Reiches durch keine wie auch immer gearteten freigeistlichen Konzessionen so leichter Dinge ausgesöhnt werden können, denn den jahrhundertelangen Druck werden sie nicht so leicht vergessen. Andererseits aber haben Boden, Klima und geschichtliche Vergangenheit zwischen Christen und Moslimen

---

[1]) Über die Anklage, Gerichtsverhandlung und den Tod Midhat Paschas und seiner Genossen ist jüngstens ein Buch unter folgendem Titel erschienen: „The Life of Midhat Pasha. A record of his services, political reforms, banishment and judicial murder, derived from private documents and reminiscences by his son Ali Haidar Midhat Bey. London 1903".

wieder so manche Züge der Gemeinschaft in Sitten und Gebräuchen und auch in der Weltanschauung hervorgebracht, daß bei einer streng durchgeführten Gleichberechtigung vor dem Gesetz orientalische Christen, d. h. Armenier und Syrier, auch schon darum für die Pforte zu gewinnen wären, weil an ihre politisch nationale Selbständigkeit kaum zu denken ist, und weil der Sturz des Türkentums ihre Lage nur verschlimmern würde. Ein redlich gemeinter Liberalismus wäre hier entschieden von Nutzen gewesen. Was die Türken selbst anbelangt, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß die mohammedanischen Untertanen des Sultans für eine parlamentarische Regierung vorderhand noch nicht gehörig erzogen waren, und daß es wohl bedenklich gewesen wäre, vom Extrem des asiatischen Absolutismus auf einmal ins Extrem europäischer Freiheit zu fallen. Doch es gibt einen Mittelweg nützlicher, zeitgemäßer und gedeihlicher Reformen, der den Prozeß der Umgestaltung angebahnt und erleichtert hätte, und weil Sultan Abdul Hamid diesen Weg nicht einschlug, sondern im Gegenteil das frühere unheilvolle Regime asiatischer Willkür und Mißwirtschaft noch verschärfte, mit unerhörtem Despotismus die Autokratie zu stärken suchte, und indem er alle Staatsgewalt an sich riß, das Land mit Spionen und Detektivs anfüllte, hat er den Niedergang seiner Macht selbst am meisten beschleunigt und das türkische Volkselement, die Hauptstütze des Landes und seiner Dynastie, dermaßen geschwächt, wie keiner seiner Vorgänger auf dem Throne der Osmaniden. Ja, dieser Fehltritt ist um so mehr zu bedauern, als Sultan Abdul Hamid zu den begabtesten, eifrigsten und unermüdlichsten Fürsten gehört, die je in der Türkei regiert haben, und noch dazu zu einer Zeit zur Herrschaft gelangt war, als noch manches

zum Wohle und Weiterbestand des ottomanischen Kaiserreiches hätte geschehen können.

Aber wenn es auch Sultan Abdul Hamid gelungen ist, mittels haarsträubender Gewalttätigkeiten und polizeilicher Maßregeln, die in der Geschichte unerhört sind, die freiheitlichen Ideen in der Türkei zu unterdrücken, so hat die Megäre des Absolutismus noch lange nicht ihr Ziel erreicht; denn die Bewegung gärt um so stärker im geheimen fort und wird früher oder später zum Ausbruch gelangen. Was den provisorischen Sieg der Reaktion erleichterte, das war hauptsächlich der seit dem letzten russisch-türkischen Kriege in der türkischen Gesellschaft um sich greifende Pauperismus. Der Wohlstand ist aus dem Kreise der Efendiwelt gänzlich verschwunden; alle Welt lebt vom Staate, daher es auch niemand wagt, gegen die Regierung sich aufzulehnen und freiheitlichen Ideen nachzujagen. Die Partei des „Jungtürkentumes" besteht wie zuvor; ja fast jeder Türke, selbst die hohen Würdenträger nicht ausgenommen, gehören ihr im geheimen an. Alles sehnt sich nach einer Erlösung aus dem jetzigen Zustande des Elends und der grauenvollen Tyrannei, nur scheut sich ein jeder aus Furcht vor schweren politischen Folgen die Katastrophe herbeizuführen, weil man überzeugt ist, daß die Nachbarstaaten aus den Wirren in der Türkei den größten Nutzen ziehen werden. Die Tätigkeit der Jungtürken in Paris, Genf, London und anderswo ist nur ein schwacher Abklatsch von dem, was im Inneren der Türkei die Gemüter erregt. Trotz der drakonischen Strenge der Zensur finden die vom Auslande eingeschmuggelten, türkisch revolutionären Schriften rasche Verbreitung, und in den letzten Jahren haben unter anderen folgende revolutionäre Zeitungen ihren Leserkreis gefunden.

Kanun Essasi (Die Konstitution)	gedruckt in	Kairo
Hurriet (Die Freiheit)	„	„ London
Meschweret (Die Beratung)	„	„ Paris
La Turquie Libre	„	„ Paris
Jildiz	„	„ Paris
Kurdistan (Zur Erweckung Kurdistans) . . .	„	„ Genf
Hakk (Die Gerechtigkeit)	„	„ Kairo
Enini Mazlum (Die Klage der Unterdrückten)	„	„ Kairo
Sandschak (Die Fahne)	„	„ Kairo
Türk (Der Türke)	„	„ Kairo
Kukumav (Die Eule)	„	„ Kairo
Osmanli (Der Ottomane)	„	„ Kairo

Wie ersichtlich, wird die Mehrzahl dieser Blätter von Kairo aus verbreitet, was viel weniger der feindlichen Gesinnung des Chidivs als dem freiheitlichen Regime der englischen Verwaltung zuzuschreiben ist.

Was die schriftstellerische Tätigkeit dieser Blätter anbelangt, so verdienen im ganzen genommen nur der „Meschweret", neuestens „Schurai Ümmet" (Nationalrat) genannt, und der „Türk" volle Beachtung. An der Spitze des ersteren steht Ahmed Riza Bey, ein hochgebildeter, ausgezeichneter und patriotisch gesinnter Mann, der daheim hohe Achtung genießt, und dem die Interessen seines Vaterlandes wirklich am Herzen liegen. Dieses kann von den übrigen, zeitweilig in Europa auftauchenden politischen Flüchtlingen wohl nicht gesagt werden, da so manche unter ihnen den Patriotismus nur als Hebel für ihre persönlichen Interessen gebrauchen und nach Erreichung ihrer schmutzigen Ziele wieder heimkehren. Ganz vortrefflich redigiert ist der „Türk", eine Wochenschrift, die jedem europäischen Organ an die Seite gestellt werden kann; ein Blatt, das sich zur Aufgabe gemacht hat: das türkisch-nationale Gefühl zu erwecken, liberale Gedanken zu verbreiten und die Islamwelt zur Annahme

der westlichen Bildung zu ermuntern. Unter den Mitarbeitern dieses vorzüglichen Blattes verdienen die Autoren Oguz, Torgut, Siasi, Refik und Turchan (Anonyme) besonders hervorgehoben zu werden. Es erscheinen auch zeitweise selbständige Arbeiten, natürlich im Auslande, die streng liberale Tendenzen verfolgen, in der Türkei dennoch Eingang finden und der Sache der Freiheit und der modernen Bildung Vorschub leisten.

Aber nicht nur in der Türkei, selbst in Rußland rührt sich die mohammedanische Welt und ein jüngst seitens der russischen Moslimen verfaßtes und an den Sultan, den Zaren und die europäischen Großmächte gerichtetes Memorandum zeigt klar, daß selbst unter den Tataren freiheitliche Gefühle im Erwachen sind. Dieses Memorandum ist mit folgenden Worten eingeleitet: „Heute, wo alle Welt im Genusse der Gedankenfreiheit sich befindet, warum sollen gerade die Mohammedaner die Freiheit entbehren? Die Moslimen Rußlands haben alle ihre Rechte verloren und verlieren sie noch immerfort. Zur Ordnung ihrer geistigen Angelegenheiten bestanden früher spezielle Ämter und waren den Mohammedanern gewisse Privilegien verliehen. Heute mißachtet die russische Regierung den Kulturgeist des XX. Jahrhunderts; sie verstärkt die absolutistischen Maßregeln, und sie vernichtet die Rechte der Mohammedaner. Unter den verschiedenen Beschwerden seien folgende aufgezählt: 1. Ehedem, d. h. im Jahre 1787, hatte man in Ufa ein aus dem Kreise der Ulemas, einem Mufti und drei Kadis, bestehendes Religionstribunal errichtet, welches mit Religionsfragen sich zu befassen und die Religionsgesetze in Kraft zu halten hatte. 2. Es bestand die Verordnung, daß die moslimischen Nomaden, d. h. Kirgisen und

Kazaken durch Ulemas in Religion unterrichtet werden sollten; so sollten auch die von Bochara und Chiwa nach Sibirien ziehenden Moslimen von Steuer und Abgaben befreit sein. 3. Für die Mohammedaner in der Krim sollte ein besonderes Religionstribunal errichtet werden; die Verwaltung ihrer Ewkafgüter sollte ihnen überlassen werden, und das muselmanische Heereskontingent sollte eine besondere Eskadron bilden. 4. Sämtliche Mohammedaner des russischen Reiches sollten in Ausübung ihrer Religion ungestört bleiben und mit den übrigen Russen gleiche Rechte genießen."

Nun hat man neuestens im Gegensatze zu diesen Verordnungen gehandelt. „Im Jahre 1893 sind die Muftis und Kadis aus der Reihe solcher Mohammedaner gewählt worden, die aus den russischen Schulen hervorgegangen sind, so zwar daß z. B. der heutige Mufti von Orenburg nicht nur des Scheriates unkundig ist, sondern selbst muselmanisch (?) nicht recht schreiben und lesen kann..... Ja noch mehr, eifrige russische Beamte haben unlängst mohammedanische Kirgisen gewaltsam in die Kirche getrieben und ihnen angezeigt, daß sie in der Zukunft nicht den Koran, sondern das Evangelium zu befolgen hätten; vom Scheriat soll in Zukunft kein Wort mehr gesprochen werden." Viele andere haarsträubende Gewalttätigkeiten werden angeführt, um den Beweis zu liefern, daß das tyrannische Rußland einerseits den flagrantesten Wortbruch sich zuschulden kommen läßt, andererseits wieder auf eine offene Ausrottung des Island und des Türkentums hinzielt. Es muß wundernehmen, daß die dem Scheine nach untertänigen Tataren es wagen, eine solche Sprache zu führen; aber es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die Presse selbst unter den Tataren Südrußlands zu wirken begonnen hat, wie wir dies aus der schon früher

erwähnten in Bagdschesarai erscheinenden Zeitung „Terdschüman" (Dolmetscher) ersehen, deren Redakteur und Eigentümer Ismael Bey Gasparinski mit wahrem patriotischem Eifer und mit Sachkenntnis dem geistigen Erwachen seiner Glaubensgenossen einen wesentlichen Dienst leistet. Dieses Blatt hat 1903 sein 25 jähriges Jubiläum gefeiert, und zu diesem Feste haben aus Orenburg Troitsk, Werchnoje Ural, Kasim, Astrachan, Odessa und anderen Orten sich Deputierte eingefunden. Dieses spricht ganz deutlich für die freiheitlich-nationalen Gesinnungen der Moslimen, selbst unter russischem Regime, und freiheitliche Gedanken sind dort heute schon schwer zu unterdrücken. Seit Proklamierung der russischen Konstitution sind viele tatarische Blätter gegründet worden, die insgesamt eine freie Sprache führen und politische Rechte fordern.

Die allzu große Ängstlichkeit, mit welcher Sultan Abdul Hamid jede leiseste Regung eines nationalen oder liberalen Gefühles zu verhindern sucht, ist um so mehr zu bedauern, da der Sultan im allgemeinen der Bildung nicht abhold ist, nur versteht er darunter eine Aufklärung im Rahmen der religiösen und autokratischen Anschauung, d. h. nach seiner Auffassung darf und soll ein guter Osmane mit allen Zweigen der modernen Wissenschaften sich beschäftigen mit Ausnahme der Philosophie, der Geschichte, insofern sie eine Kritik der Handlungen der Fürsten enthält, und namentlich soll er der Politik und den sozialen Wissenschaften fern bleiben. Die türkisch-nationalen Bestrebungen hingegen sind dem Sultan deshalb verpönt, weil er auf den Panislamismus großes Vertrauen setzt, und weil er sich fürchtet, durch Bevormundung türkisch-nationaler Bestrebungen im Islam auch andere nationale Aspirationen und hiermit Hader zu erwecken. Wie leicht

erklärlich, je strenger das Verbot, desto größer der Zulauf zu diesen auf die Liste gesetzten Wissenschaften; die heutige Jugend der Türkei geizt nach allem, was auf Politik und liberale Ideen hindeutet, und der innere Drang nach einem konstitutionellen Régime wird sich wohl nicht mehr lange unterdrücken lassen. Europäische Bildung und asiatischer Despotismus können sich nicht lange mit einander vertragen, und daß letzterer weichen muß, das hat sich aus den Kundgebungen der türkischen Neophyten der abendländischen Kultur gleich im Anfang gezeigt. Die Schriften Kemal Bey's, des begabtesten türkischen Dichters der Neuzeit, haben in den Geistern seiner Landsleute eine förmliche Revolution hervorgerufen, und selbst Männer aus den höchsten Kreisen haben mitunter ihren freiheitlichen Ideen Ausdruck verliehen. So z. B. Saadullah Pascha,[1]) der in seinem „Numunei Edebiat" (Literaturproben) die Wunder der modernen Kultur schildert und sich in folgender Weise ausläßt: „Alles, was du (in Europa) mit Staunen und Entzücken als die Frucht der Wissenschaft und der Künste verherrlichst, alles stammt von der Freiheit her, alles strahlt vom glänzenden Sterne der Freiheit aus. Ohne Freiheit hat ein Volk keine Macht, keinen Wohlstand; ohne Freiheit gibt es keine Glückseligkeit und ohne Glückseligkeit keine Existenz, kein wirkliches ewiges Leben. Endloses Lob und Verherrlichung gebührt dir daher, dir, o Freiheit, du strahlendes Licht!"

[1]) Saadullah Pascha, der erste Sekretär des nach kurzer Regierung depossedierten Sultan Murads, war ein tieffühlender türkischer Patriot, der das Elend seines Vaterlandes nach dem letzten türkisch-russischen Kriege sich so sehr zu Herzen nahm, und den die despotische Regierung Abdul Hamids so sehr betrübte, daß er in Wien, wo er als Gesandter fungierte, durch Selbstmord sein verhältnismäßig junges Leben beendete.

Ich könnte noch andere nicht minder begeisterte Worte, die türkische Schriftsteller zum Lobe der Freiheit veröffentlichen, anführen; doch ich glaube die obigen Bemerkungen mögen hinreichen um dem Leser zu beweisen, daß die türkische Intelligenz mit Bezug auf ein liberales Regime und politische Freiheiten keinesfalls indifferent ist, und daß hier alle Vorbereitungen getroffen sind, um den bisher nur von der Religion gestützten Bau der Tyrannei über den Haufen zu werfen. Man tut also den Türken unrecht, wenn man ihnen, nach dem Satz: „Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient", Unfähigkeit und Widerwillen gegen Bildung und Aufklärung vorwirft, wenn man sie als Feinde der Freiheit hinstellt und ihnen jede Zukunft abspricht; es fehlt ihnen nur an Kraft zur Beseitigung der tyrannischen Willkür ihrer despotischen Herrscher, weil sie im Inneren keine national-ethnische Einheit ausmachen, von außen her anstatt unterstützt zu werden, Anfeindungen begegnen und schließlich, weil große politische Umgestaltungen sich nicht im Handumdrehen vollziehen lassen. Wir haben Jahrhunderte und Ströme von Blut gebraucht, um uns vom Drucke der Tyrannei zu befreien, und die in politischer Beziehung noch heute im Mittelalter befindliche Türkei kann auch nicht den zur geschichtlichen Entfaltung nötigen Zeitraum überspringen. Mit der Zeit, wenn solche ihnen vergönnt wird, können und werden auch die Türken frei werden.

Wenn wir von der Türkei weiter nach Osten ziehen, so vermindern sich die Spuren des abendländischen Einflusses im gesellschaftlichen, geistigen und politischen Leben des moslimischen Asiens, und nur einzelne Regungen sind es, denen wir begegnen. Das halbnomadische, räuberische Volk der Kurden sucht eher

die Unabhängigkeit, um ungestörter rauben zu können, als die Freiheit, der es infolge seines niedrigen Kulturzustandes auch gar nicht würdig ist. Abdurrahman Bey, der Sohn Bedrchan Bey's, des berüchtigten Rebellen gegen die Pforte in den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts, will uns in seiner in Genf erschienenen revolutionären Zeitschrift „Kurdistan" wohl einreden, daß es eine kurdisch-nationale Frage gäbe; doch fällt es uns schwer zu glauben, daß die Karduchoi des alten Herodot sich soweit zivilisiert haben sollten, um eine national-politische Unabhängigkeit anzustreben, und die ganze literarisch-politische Campagne an den Ufern des Leman hat mehr den Anschein eines Schreckschusses gegen Jildiz, wo die Familie Budrchan Beys gewisse Vorteile zu erlangen gesucht hat. Die ganze Agitation hat übrigens nicht lange gedauert, und das Blatt „Kurdistan" hat auch bald zu erscheinen aufgehört.

Viel mehr Interesse erweckt die geistige Gärung in Persien, die von langer Hand her vorbereitet ist und ein viel günstigeres Terrain hat, als die Türkei besitzt, denn in Persien hat das national-iranische Element die Majorität über das Türkentum; der Perser ist aufgeweckter, geistig begabter und erregbarer als der Türke. Natürlich ist die Tyrannei, Mißwirtschaft und Gesetzlosigkeit hier noch viel größer und drückender als in der Türkei, die ihrem Nachbar und Glaubensgenossen im Osten zumindestens hundert Jahre voraus ist, und in Persien ist selbst der Versuch zur Etablierung einer staatlichen Ordnung bisher noch nicht unternommen worden. Merkwürdigerweise war es hier der Landesdespot selbst, von dem der erste Anlauf zum Liberalismus herrührte. Nasreddin Schah war kurz nach seinem Regierungsantritt für freiheitliche Ideen dermaßen eingenommen, daß er sich zur Bildung einer

Freimaurerloge bewegen ließ und eine Zeitlang darin Gefallen fand, wenn ihm seine Minister mit Weglassung bombastischer Titulaturen als „Bruder" anredeten.

Natürlich dauerte die jugendliche Laune des Fürsten nicht lange; das „Haus der Vergessenheit" [1]) war bald vergessen; Nasreddin Schah wuchs mit der Zeit zu einem regelrechten asiatischen Tyrannen heran, und selbst der ernste Fingerzeig, den die geheime Gesellschaft der Babis ihm gab, ging spurlos an ihm vorüber. Diese im Gewande der Religion auftretenden Babis, deren Streben und Wirken in Europa verkannt und erst neuestens von Prof. G. Browne [2]) ins richtige Licht gestellt worden ist, haben von Anfang her im Grunde genommen nur auf Einführung der Gesetzlichkeit und Ordnung im Staatswesen, auf Beseitigung der tyrannischen Willkür des Fürsten und auf Milderung der rohen, unmenschlichen Sitten hingezielt. Die moslimisch-prophetische Revelation war nur ein Vorwand, um gewisse Neuerungen, als: Aufhebung der Haremsitte, gerechte Verteilung der Steuern und Einschränkung der Macht der Mollas, den großen Massen mundgerecht zu machen. Wie stark der Einfluß des Abendlandes auf die beabsichtigten Reformen gewesen, das ist aus den Schriften der heute im Exil lebenden, geistigen Oberhäupter des Babismus zur Genüge ersichtlich. Der Babismus, diese ihrerzeit so gefährliche, mit schauerlichem Fanatismus inszenierte und mit erschreckender Vehemenz durchgeführte Religionsbewegung, war trotz

[1]) Aus dem französischen Worte „Francemaçon" haben die Perser „Feramush" d. h. Vergessenheit gemacht, wahrscheinlich mit Anspielung auf den Umsturz der alten Weltordnung, daher die Loge Feramuschchane = das Haus der Vergessenheit genannt wurde.

[2]) A Traveller's Narrative, written to illustrate the Episode of the Bab. by Edward G. Browne. Cambridge 1891.

des äußeren Gepräges nichts anderes als ein erbitterter Kampf gegen die Unmenschlichkeit und Grausamkeit der absolutistischen Regierung. Ob Mirza Mohammed Alis aus Schiraz, später Bab genannt, der Begründer dieses Glaubens, den angedeuteten Zielen nachgestrebt, das wäre, trotz der ihm zugeschriebenen, kommunistischen Tendenzen, schwer zu beweisen. Doch ebenso sicher ist es, daß seine Nachfolger aus dem Gebiete der Dogmatik in das Bereich der politischen und gesellschaftlichen Reformen übergegangen sind, und das Oberhaupt der heute unter dem Namen Bahai bekannten Fraktion der Babis in seinen Episteln Saiten anschlägt, die eher an die Lehren unserer demokratischen Volksführer und Sozialisten, als an die Worte frommer mohammedanischer Scheiche erinnern. Herr Eduard G. Browne hat eine gelehrte und ausgezeichnete Studie über den Babismus geliefert und uns einen Einblick in den Ideengang dieser in Europa mißverstandenen Glaubensmänner verschafft, der für den Kenner Asiens und namentlich Persiens ganz überraschend ist. Scheich Bahai, heute im Exil auf Cypern lebend, behandelt in der von ihm verfaßten Geschichte der Bab-Revolution die religiösen Dinge ganz nebensächlich, legt aber um so mehr Gewicht auf die politischen und sozialen Fragen des iranischen Volkes und auf den Krebsschaden, welcher aus der heillosen Tyrannei der persischen Regierung erwachsen ist. Der Kenner moslimisch-asiatischer Zustände kann nicht umhin, mit Verwunderung wahrzunehmen, wie dieser Religionsmann, das Oberhaupt einer Sekte, nicht davor zurückscheut, seine Argumente für Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit aus der Vergangenheit und Gegenwart des christlichen Abendlandes zu ziehen. Mit Bezug auf die Schädlichkeit des von Seiten der mohammedani-

schen Regierungen genährten Sektenhasses äußert der aufgeklärte persische Scheich sich folgendermaßen:

„Es ist die erste Pflicht der Regierung, überall die Freiheit des Gewissens und die Ruhe des Herzens zu pflegen; denn diese war zu allen Zeiten die Hauptsache des Fortschrittes und der Überlegenheit über andere Länder. Nur infolge der Beseitigung des Sektenhaders und der gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Klassen haben die zivilisierten Länder ihre Vorzüge, ihre Macht und ihren Einfluß erlangt. Sie repräsentieren ein Volk, eine Nation, eine Gattung und Art; ihr gemeinsames Interesse ist die vollständige Gleichheit; denn Gleichheit und Gerechtigkeit wirken als Mehrer des Reiches und dehnen den Saum der Eroberungen aus.... Ja, die Zeiten haben sich verändert und mit ihnen die Anschauungen und die Bedürfnisse der Menschen. Die Duldsamkeit gegen Andersgläubige ist es, die den Staat im Nordwesten Europas zum Beherrscher ausgedehnter Besitzungen in allen fünf Weltteilen gemacht hat. Was ist die kleine Insel im Norden des atlantischen Meeres (Großbritannien), und was ist das ungeheuere Gebiet des reichen Indiens? Jedenfalls war es nur vermittelst gerechter Gesetze, der Gewissensfreiheit und einer gleichmäßigen Behandlung der verschiedenen Völker und Nationen, daß die Engländer ihre Macht beinahe über den ganzen Erdball auszubreiten vermochten, und zur Aufrechthaltung dieses Prinzips haben sie die Stärke, Macht und Größe ihres Reiches vermehrt und den Ruf der Gerechtigkeit sich bei der ganzen Menschheit erworben. Als Prüfstein für Religionseifer und wirkliche Frömmigkeit gilt ihnen die Festigkeit und Beharrlichkeit in edlen Tugenden, da diese tatsächlich die größte Zier der Menschheit sind."

Im Mittelalter, welches mit dem Verfall des römischen Reiches begonnen und mit der Einnahme Konstantinopels durch die Befolger der Lehre des Islam geendet hat, herrschten wilde Unduldsamkeit und Bedrückung weit und breit in allen Ländern Europas, und zwar infolge des übermächtigen Einflusses der Kirche. Es ging so weit, daß der Bau der Humanität ins Schwanken geriet; alles war von Bangen und Unruhe ergriffen; der Zivilisation drohte Zerstörung; die weltliche Autorität ward erschüttert, aber die Allmacht der Kirche um so mehr befestigt. Hierauf folgte nun das Zeitalter der Toleranz und der Freiheit des Gewissens. Verfolgung und Bigotterie wurden beseitigt, Rechtsgleichheit ward verkündet — und das Licht des Ruhmes und der Macht strahlte an dem Horizont der Länder und förderte den Fortschritt in jeder Richtung. Während ehedem die mächtigsten Völker Europas vor dem unbedeutendsten asiatischen Eroberer erzitterten und sich erniedrigten, sind jetzt die größten Länder Asiens nicht fähig, gegen das kleinste europäische Volk sich zu wehren. Das sind starke und beredte Beweise für die heiligen Rechte der Freiheit, der Freiheit, welche den Gedankenkreis der Menschen erweitert, die Moral verbessert, die Geheimnisse der Schöpfung klar legt und die verborgenen Wahrheiten der sichtbaren, d. h. der materiellen Welt, offenbart."

Ein Ideengang und eine Sprache wie die des Scheich Bahai — und es wäre leicht, andere noch markigere Äußerungen anzuführen — wird und muß jeden denkenden Kenner der moslimischen Welt entschieden überraschen. In meinem jahrelangen brieflichen und mündlichen Verkehr mit allen Ländern und allen Schichten des moslimischen Asiens habe ich nie dergleichen gehört, im Gegenteil, immer gefunden, daß

eine Nennung und Erwähnung Europas in den Augen der weltlichen und geistlichen Spitzen der mohammedanischen Welt als ein Akt der Selbstverleugnung und der Erniedrigung galt. Die in der Bildung des Westens am meisten vorgeschrittenen und mit den herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts am meisten vertrauten Türken, Perser, Araber und Hindostaner konnten es nur schwer übers Herz bringen, die Zivilisation Europas als ermunterndes Beispiel und als erprobtes Mittel zur Beglückung der Menschheit anzuführen. Freiheitliche Gedanken oder gar die Förderung einer Gleichheit aller Religionen und Menschen, Ideen, die ja leider selbst bei uns in Europa noch zu den pia desideria gehören — schienen mir vor vierzig Jahren bei den Asiaten ganz undenkbar, und zugestanden, daß Scheich Bahai, der diese Betrachtungen in einen an den Perserkönig gerichteten Brief kleidet, um ihn von dem Pfad der Tyrannei abzulenken, heute noch isoliert dasteht, so können wir doch nicht umhin, in ihm ein bedeutsames signum temporis zu erkennen, und ihn als einen Erfolg des abendländischen Einflusses auf das Morgenland zu begrüßen. Ob die Anhänger der Lehre Babs von diesen Gedanken ihres heutigen Chefs durchdrungen sind, das ist freilich sehr zu bezweifeln; aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß seine Lehren in der Zukunft Verbreitung finden und größere Kreise beschäftigen werden.

Einen ferneren Beleg zu den in Persien erweckten freiheitlichen Gefühlen liefert das in London eine Zeitlang erschienene persische Blatt „Kanun", d. h. Gesetz, dessen Ursprung zwar auf eine nicht sehr lautere Quelle zurückzuführen sein soll, dessen Spalten aber originalpersische Arbeiten brachten, und zwar seitens der verschiedensten Stände des Landes, die über das Bestehen

eines inneren Verlangens nach einer liberalen Regierung und gesunden Reformen keinen Zweifel lassen.

Der Jammer- und Klageruf um Einführung von Gesetzen in Persien widerhallt in allen Spalten der verschiedenen Nummern der an einen bestimmten Erscheinungstermin nicht gebundenen persischen Zeitung. Die loyalen Männer der Revolution, die alles Elend nur den Ratgebern des Königs in die Schuhe schieben, wenden sich an diese wie an den König mit folgendem Appell:[1])

„O, Ihr Vertrauten des Schah, o Veziere und Landesgroßen! Warum stellet Ihr die wahre Sachlage dem König nicht klar und rein vor? Ihr, die Ihr doch wohl wisset, welcher Groll im Herzen des Volkes sich schon angesammelt hat, wie Beamte und Untertanen ins Elend geraten sind, und wie das Land dem Verderben preisgegeben worden ist! Ihr seht ja, wie die Interessen des Reiches und des Volkes vernichtet werden; Ihr wisset wohl, was die Gesandten und Ausländer von uns sagen, und wie alles bei uns außer Rand und Band geraten ist. Habt Ihr doch unter einander tausendmal zugestanden, daß dies nicht so weiter gehen kann; warum eilet Ihr nicht, dem König die Wahrheit zu gestehen? Ihr fürchtet Euch, daß ein solches Geständnis seinen Widerwillen errege. Nun, was versteht Ihr unter Patriotismus, wenn Ihr Eure kleinlichen, persönlichen Interessen dem allgemeinen Wohle vorgehen laßt? Welcher Unterschied besteht denn zwischen Euch und verräterischen Feiglingen? Schauet doch einmal einige Augenblicke um Euch und seht, was alles in unserem Zeitalter der Vernichtung anheimgefallen.

[1]) Auszug aus meinem in der „Deutschen Rundschau" vom Oktober 1893 unter dem Titel „Freiheitliche Bestrebungen im Moslimischen Asien" erschienenen Aufsatze.

Wie viele Fürsten haben die Flucht ergriffen, wie viele Throne sind umgestürzt, und wie manches stolze Dasein ist in den Staub der Vernichtung gesunken! Diese Fürsten sind nur deshalb vom Unglück betroffen worden, weil die verräterischen Höflinge es nicht zugegeben haben, daß irgend jemand außer ihnen der Majestät sich nähere und ihren Einfluß beeinträchtige. Wenn Ihr nur einen Funken Dankbarkeit gegen Eure Wohltäter besäßet, dürftet ihr angesichts der großen Gefahr keinen Augenblick länger in Stillschweigen verharren, und wenn Ihr unglücklicherweise nicht so viel Mut habt, um die Wahrheit unverhüllt darzustellen, so solltet Ihr wenigstens so viel Gewissen haben, um unsere eigene Darstellung nicht Lügen zu strafen. Da wir nun, sei es aus Wahnsinn, sei es aus Loyalität, den Weg patriotischen Martyriums betreten, gestattet doch wenigstens, daß die Wünsche dieser stummen Unterdrückten, vom Lärm Eurer Scharen unbehelligt, vor den Thron Seiner Majestät gelangen mögen. Anstatt diesen edelgesinnten, verständigen und sanftmütigen Schah zum Häuptling eines erbärmlichen Bettlerhaufens herabzuwürdigen, erlaubt es doch uns, daß wir ihn, infolge seiner erlauchten Eigenschaften zum glorreichen Herrscher der Menschlichkeit in Iran machen!"

In seiner Verzweiflung wendet sich ein Korrespondent mit folgenden Worten an seine im Ausland lebenden Landsleute:

„O Kinder Irans, o Ihr, die Ihr, von der teuren Heimat fern, in fremden Ländern lebet, seid doch von Mitleid bewegt ob der Klagen Eurer Brüder, die als Sklaven auf den unglücklichen Vaterlandsboden weilen! Ihr, die Ihr im Schutze des blühenden Auslandes die Ruhe und Sicherheit der verschiedenen Völker gewahret, Ihr werdet wohl im Innersten davon überzeugt sein,

daß die Zerrüttung und das große Unglück unseres Vaterlandes nur von der Dummheit und Gewissenlosigkeit unserer Vorgesetzten herrührt, die für die Sicherheit und das allgemeine Wohl keine Gesetze haben. Kein Engel, kein Fürst wird diese Gesetze bei uns einführen, wenn das Volk selbst sich nicht aufrafft. Hierzu kann nur der Geist der neueren Humanität behilflich sein, und Humanität wird Euch vom Auslande niemand zusenden. Der Urquell der Humanität liegt unzweifelhaft im Islam; den müßt Ihr treu befolgen, eifrig ausbeuten, und Ihr werdet zum Ziele gelangen."

Die Idee, den Islam als Grundlage der einzuführenden Reformen zu bezeichnen, ist jedenfalls eine gesunde, insofern hierdurch jede Neuerung dem Geschmacke der Gläubigen viel leichter angepaßt und der historischen Entwicklung viel mehr Rechnung getragen wird, als durch den Proselytismus, wie dieser seitens unserer Missionäre angestrebt wird. In diesem Sinne ist ein Schreiben, welches ein gelehrter Seïd in den Spalten des „Kanun" veröffentlicht hat, von Bedeutung. Um die Nichtigkeit des Verbotes der Bidaat (Neuerungen) zu beweisen, schreibt er:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß (nach Mohammed) ein neuer Prophet in dieser Welt nicht erscheinen wird. Doch indem wir diese Wahrheit anerkennen, dürfen wir die Notwendigkeit einer anderen Wahrheit nicht bestreiten. Wie wäre es denkbar, daß diese Welt auch nur einen Augenblick ohne die göttliche Vorsicht bestehen könnte? Diese Vorsicht hat uns zur Zeit der Ignoranz und Barbarei Propheten gesandt, und wenn gleich deren Reihe mit dem Erscheinen Mohammeds aufgehört hat, so ist doch klar, daß hiermit nur die Persönlichkeit, nicht aber der Geist der Prophetie zum Abschluß gelangt ist. Dieser Geist, dieses Licht lebt

fort in den Bestrebungen der frommen und begabten Männer, im patriotischen Wirken, das auf die Veredlung der Menschheit, auf den Fortschritt und das allgemeine Wohl hinzielt.... Fürwahr, die Männer, die den Telegraphen und die Dampfmaschine erfunden, haben ein viel gottgefälligeres Werk getan als jene Fakire, die aus vermeintlicher Andacht ihren Körper kasteien und verkrüppeln."

Der Kampf mit der despotischen Macht und das Ringen um freiheitliche Institutionen muß in Persien sich viel härter gestalten als in der Türkei, denn in Persien, wo die Regierung stets verhaßt gewesen ist, hat beim Volke nur die Mollawelt Ansehen und Einfluß behalten, und wer die dickbeturbanten Achonde, Mollas, Seids und Mutschtehids in Persien kennen gelernt hat, der wird ob des leichten Gelingens der Reform sich keiner Illusion hingeben.

Wir haben gelegentlich der geplanten Einführung des Tabakmonopols gesehen, daß die Priesterklasse viel mehr Macht besitzt als die Regierung; auch der stets wachsende Einfluß Rußlands ist den Mollas ein Dorn im Auge, und jeder Versuch zur Einführung solcher Reformen, durch welche der Einfluß der Priesterklasse geschmälert wird, muß der Regierung gefährlich werden.

VI.

Sowie das Erwachen der freiheitlichen Gefühle bei den von der abendländischen Kultur nur einigermaßen erhellten Mohammedanern außer allem Zweifel steht, ebenso sicher ist es auch, das die Zukunft des Islam angesichts der drohenden Übermacht Europas bei letztgenannter Klasse zu ernsten Erwägungen Anlaß gibt.

Die große Majorität der orthodoxen Gläubigen gibt sich mit den unabänderlichen Fügungen des Schicksals zufrieden. „Allah erhöht, wen er will und erniedrigt, wen er will" heißt es im Koran; jedes Bemühen, die traurige Sachlage zu verändern, dünkt ihnen unnütz und vergebens, und wenn der orthodoxe Mohammedaner schon nach den Ursachen des Verfalles forscht, so findet er sie zumeist im Verfall der Glaubensreinheit und in der um sich greifenden sündhaften Nachahmung christlicher Institutionen. Der patriotisch denkende und europäisch gebildete Moslime ist jedoch nicht so wie ehedem mit den Verfügungen des Fatums zufrieden, und er schließt nicht mehr gewaltsam die Augen gegenüber den Vorzügen der modernen Kultur, sondern er sucht nach Mitteln um der Katastrophe vorzubeugen und um den Weg zu entdecken, auf welchem man im Bereiche des Islam jene Stufe erreichen kann, wohin die Christenwelt heute gelangt ist. Staats- oder geschichtsphilosophische Erörterungen, wie die eines Ibn Chalidun oder Kotschi Bey, sind allerdings von den mohammedanischen Schriftstellern der Neuzeit nicht zu erwarten; doch man hat die Augen geöffnet, und während vor einem halben Jahrhunderte selbst der aufgeklärteste Mohammedaner der kulturellen Überlegenheit des Westens nur ungern Zugeständnisse machte, wird heute frank und frei von den traurigen Irrtümern und Fehlern der asiatischen Bildungswelt gesprochen. In der türkischen Presse von Konstantinopel werden ähnliche Stimmen nicht laut; denn die Zensur verbietet strengstens jede Äußerung über Politik und Administration; ja selbst das Drucken oder Schreiben des Wortes „Hurriet" (Freiheit) wird geahndet. In den außerhalb der Türkei erscheinenden Publikationen jedoch sprechen die Leute von der Leber weg, und sehr

lehrreich dünkt uns ein Artikel, der in Nr. 32 der in Kairo gedruckten türkischen Zeitung „Türk" erschienen ist.

„Vor 25 Jahren war Sofia," schreibt ein gebildeter Osmane, „sowie heute unser Adrianopel, Janina, Monastir usw. voll von krummen und schmutzigen Gassen, ohne jede Spur von städtischen Schönheiten und Bequemlichkeiten, und außer Gotteshäusern, Kasernen und Gefängnissen war nichts da, was eine Kultur bekundete. Kaum ist Sofia in die Hände der Bulgaren übergegangen, so ist es infolge der stattgehabten Erneuerungen und Veränderungen fast nicht wiederzuerkennen. Es hat heute gerade, weite Straßen und öffentliche Plätze, Theater, Museen, Tiergarten, Botanischen Garten, elektrische Beleuchtung, Tramway, Telephon usw. Aber nicht nur Sofia, sondern Varna, Philipopel und andere Städte haben sich europäisiert. Außer Bulgarien sind auch Rumänien, Serbien und Griechenland, seitdem sie ihre Unabhängigkeit erlangt haben, vom Lichte der Zivilisation erhellt. Dasselbe wird binnen kurzem in Kreta der Fall sein. Wenn wir nun auf unser eigenes Gebiet, auf Adrianopel, Brussa, Aleppo, Damaskus und Bagdad, auf diese ehemaligen Zentralpunkte des Reiches, hinblicken, so werden wir die betrübende Wahrnehmung machen, daß sie nicht nur ihren ehemaligen Glanz und Herrlichkeit nicht zu bewahren gewußt haben, sondern verödet und sehr tief gesunken, keine Spur von den Neuerungen des Jahrhunderts aufweisen. Ja, in Brussa und in Adrianopel, das kaum einige Schritte von der Hauptstadt des Reiches entfernt ist, finden wir die primitiven Wagen der Straßenbahn mit Ochsen bespannt, und nicht einmal einen Omnibus gibt es daselbst. Doch wozu die Provinzstädte anführen? Konstantinopel selbst, diese an Naturschönheiten so unvergleichlich reiche Hauptstadt, mit

einer Million Einwohnern, ist ganz vernachlässigt. Auf den mit spitzigen Bausteinen gepflasterten Straßen liegt knietief der Kot; ganze Rudel von Hunden lagern umher, und man sieht überall nur Schmutz und Unflat. Dafür gibt es um so mehr Kasernen; das Militär ist aber nur da, um Aufstände zu unterdrücken; für die persönliche Sicherheit ist wenig oder gar nicht gesorgt. Stambul hat keine Theater, keinen botanischen und zoologischen Garten, während solche selbst in Australien und in Sibirien anzutreffen sind. Natürlich sagt Europa — Türken lagern bei uns, sie sind Feinde der Kultur; sie haben keine Absicht sich permanent niederzulassen und müssen daher nach Asien zurückgetrieben werden. Um Gottes willen," schließt der freisinnige Türke, „wir sollten doch mit dieser Trägheit und Nachlässigkeit aufräumen, unsere Augen nicht vom Lichte der Bildung abwenden; wir sollten uns schämen vor dem ehemaligen Tuna-Wilajeti,[1]) vor Serben und Bulgaren, die wir noch unlängst als Schweinehirten verspottet haben. Ja, aber regiert wird nicht nur mit Gewalt und Tyrannei, sondern mit Gerechtigkeit und Verständnis!"

Höchst charakteristisch ist ein in der genannten türkischen Zeitung (Nr. 50) angestellter Vergleich zwischen der politischen Sachlage in Marokko und in Abessinien. „Im erstgenannten Lande," heißt es, „herrscht trotz der unmittelbaren Nähe von Europa die schrecklichste Anarchie und Mißwirtschaft. Keine Straßen, keine Ordnung, keine Gerechtigkeit, nichts ist da zu finden, während in dem von Europa entfernten christlichen Abessinien, noch vor kurzer Zeit ein wildes,

[1]) Tuna Wilajeti = Donau-Provinz hieß ehedem der nördliche Teil des heutigen Bulgariens, mit der Hauptstadt Rustschuk.

barbarisches und unwegsames Land, heute die moderne Zivilisation von Tag zu Tag um sich greift, eine Eisenbahn die Hauptstadt mit der Küste verbindet und Fürst und Untertan, vom Geiste des Fortschrittes beseelt, unaufhaltsam vorwärts kommen."

Ich wiederhole, ein Türke, der vor einem halben Jahrhundert in diesem Sinne geschrieben hätte, wäre gewiß entweder ins Narrenhaus oder ins Gefängnis gewandert. Selbst derartige mündliche Äußerungen waren als Ketzerei verschrien, und nur in größter Verborgenheit wagte man es solche Kritik zu üben. Heute hat man die falsche Scham abgelegt, und so wie der aus den heiligen Städten Arabiens über Indien heimkehrende Mittelasiate zu sagen pflegt, „Schwarz ist der Unglaube der Engländer, aber weiß ihre Gerechtigkeit" ebenso äußert sich ein gebildeter Osmane folgendermaßen über die englische Herrschaft in Ägypten:[1])

„Wie schwer es auch uns Türken fällt, wir müssen dennoch eingestehen, daß die Konsolidierung der englischen Macht in Ägypten zum Heil und Segen der Ägypter ausfällt. Auf die Nachricht der zwischen England und Frankreich zustande gekommenen entente cordiale — hat die Börse mit einer gewaltigen Hausse geantwortet. Im Niltale wächst zusehends der Wohlstand; das Volk ist reich, der Staat ist reich, das Land ist reich, und jeder ist sicher seines Besitzes, wie der Vers sagt: „Her kes kendi aliminin padischahidir." (Jedermann ist Fürst, d. h. seiner eigenen Welt.) Obgleich die Steuern den Staatssäckel anfüllen, erträgt der Steuerzahlende die Last sehr leicht. Kein Zwang wird angewendet, und ein Beamter genügt zur Einsammlung der Abgaben. Das Volk erhebt sich durch eigenen

[1]) Siehe Nr. 25 der türkischen Zeitung „Türk".

Fleiß, durch eigene Naturanlagen; es entstehen landwirtschaftliche, finanzielle und kommerzielle Vereine; alles ist bemüht Boden, Natur und Verhältnisse tunlichst auszubeuten, und überall herrscht Harmonie und Einklang zwischen Volk, Regierung und Verwaltung. Leider ziehen aus dieser Ordnung nicht die Türken, sondern die Fremden den größten Nutzen; auch ist zu bedauern, daß dieser Erfolg nicht durch die Türken, nicht durch die türkische Regierung zustande gebracht worden ist; denn nur mit Ankunft der Engländer hat sich dieses Wunder vollzogen. Man erzählt, daß zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges der Preis der Baumwolle in außerordentlicher Weise stieg, und daß damals ein Feddan (ägyptisches Joch) 50 Lira Ertrag brachte; aber trotzdem wollte damals niemand, selbst umsonst, eine Spanne Bodens an sich bringen, und zwar deshalb, weil die Regierung in tyrannischer Willkür von einem Feddan 50 Lira Bodensteuer verlangte. Heute, unter englischer Verwaltung trägt der Boden 10 oder 15 Lira, und dennoch ist der Wert eines Feddans 150, ja bisweilen sogar 250 Lira. Man sieht, wie Gerechtigkeit und Billigkeit zum Wohlstande und zur Beglückung der Menschen beitragen. Doch es ist zu spät über das Vergangene zu wehklagen, wir müssen die Wahrheit einsehen, und wie schmerzhaft es uns auch berührt, müssen wir dies begreifen. Wenn wir schon das Niltal verloren haben, müssen wir wenigstens die Talgegenden des Euphrat und Tigris behalten, um unsere Interessen fördern zu können."

Aber nicht nur bei Türken, sondern auch bei Persern haben sich neuestens solche Zeichen der Einsicht, der offenen Bevorzugung unserer Kultur und der schonungslosen Verdammung der heimischen Zustände kund gegeben. Ibrahim Bey, ein in Kairo geborener

Perser, voll der leidenschaftlichsten Liebe zu seinem Volke und seinem Glauben, unternahm eine Reise nach Persien, um das Ideal seiner Jugend aus der Nähe kennen zu lernen. Er besuchte als Pilger die heiligen Stätten der Schiiten und die Hauptorte des Landes; doch die bittere Enttäuschung, die ihm das Gesehene und Erfahrene bereiteten, der tiefe Schauder und Ekel, der ihn ergriff, als er die Ruinen, die Tyrannei, die Bestechlichkeit, die Mißwirtschaft, die schreienden Un-gerechtigkeiten, die nackte Armut, das Elend und die Verkommenheit des iranischen Landes vor sich sah, spotteten aller Beschreibung. Ein ärgeres Zerrbild von den Zuständen des heutigen Persiens kann es nicht geben, und dieses Zerrbild hat ein Stockperser gezeichnet. Natürlich läßt der persische Patriot und begeisterte Schiite sich fortwährend in Vergleiche mit dem Leben und den Sitten unserer westlichen Kultur ein, und betrübt muß er dem Abendlande überall und in allem den Vorzug geben. Dieses Buch ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Evolution des Geistes im Orient.[1])

Dieses Selbstbekenntnis, von dem noch viele andere Beispiele in der freien türkischen und persischen Presse vorliegen, beweist klar, wie tief der gebildete Mohammedaner der Neuzeit von den mannigfachen Schäden und Unzulänglichkeiten seiner alten Ideenwelt überzeugt und wie sehr er von der Notwendigkeit der Reformen und der Annahme der westlichen Zivilisation durchdrungen ist. Selbstverständlich hat diese Erkenntnis auch Betrachtungen hervorgerufen, die auf Wege und Mittel zur angestrebten Sanierung der Übelstände Bezug

[1]) Siehe: Zustände im heutigen Persien, wie sie das Reisehandbuch Ibrahim Begs enthüllt. Aus dem Persischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Scholz. Leipzig 1903.

haben. Die Zahl der berufenen und unberufenen Ärzte war von jeher eine beträchtliche, und wenn ich zur Zeit meines Verkehres mit den Moslimen Asiens von diesen vermeinten Heilmitteln nur in ganz vertrauten Kreisen reden gehört, so wird diese Frage heute schon schriftlich erörtert und ohne Rückhalt diskutiert. Es ist nicht so sehr die Meinung der unter dem liberalen Regime der Briten lebenden Moslimen Indiens, die uns interessiert, als vielmehr die der noch politisch unabhängigen Befolger der Lehre Mohammeds, indem letztere mittels der vorgeschlagenen Heilmittel ihre eigene politische Unabhängigkeit und zugleich auch den politischen Bestand des Gesamtislam aufrecht halten zu können glauben. Das Hauptaugenmerk ist auf die Zukunft der Türkei, als dem Vertreter des Chalifats und dem noch heute größten und einflußreichsten Staat der Islamwelt gerichtet, und nicht mit Unrecht, da mit dem politischen Untergange des Osmanenreiches die politische Unabhängigkeit des Islam ipso facto aufgehört hat. Obwohl sämtlichen bisher in Vorschlag gekommenen Mitteln eine gänzliche und gründliche Assimilierung an die westliche Zivilisation zugrunde gelegt wird, so hat man türkischerseits bisher folgende Spezialmittel, von denen eine Sanierung der Übelstände gehofft wird, in den Vordergrund gebracht.

1. Das Osmanentum, also wie schon erwähnt, die Gründung einer politischen Nationalität, die sämtliche ethnische Elemente der Türkei in einem politischen Körper vereinigen soll; ein Vorschlag, der wie wir früher nachgewiesen haben, unausführbar, daher auch nicht diskutierbar ist.

2. Der Panturkismus, d. h. eine Vereinigung sämtlicher Türken der Erde, gehört ebenfalls ins Reich der

Schimären; denn erstens ist der allgemeine Bildungsgrad der einzelnen Teile dieses Stammes viel zu niedrig, um von einer politischen Vereinigung reden zu können, und zweitens befinden die meisten Zweige dieses Volkes sich unter russischer Herrschaft, aus deren eiserner Hand sie nicht so leicht loskommen werden. Dem Panturkismus steht außerdem noch der Mangel an Achtung im Wege, den Araber und Perser dem Türkenvolke von jeher gezeigt haben. Der Araber hat den Türken immer für grob und ungeschliffen gehalten, daher der Ausdruck „Kesafeti-Turki" (türkische Grobheit), und in einer kürzlich zwischen der Zeitung „Türk" und dem „Al Monar" gepflogenen Polemik macht das arabische Blatt den Türken den Vorwurf, sie hätten dem Glauben und der Kultur nie Dienste geleistet, worauf der Osmane antwortet, die Türken seien stets die Verteidiger des Islam gewesen; ohne türkische Waffen hätte der Islam nicht bestehen können, was am besten bewiesen sei durch den Umstand, daß seit Erschlaffen der Osmanenmacht ganze Teile der Islamwelt in die Hände der Christen gefallen seien. Auch in geistiger Beziehung seien die Türken nicht ganz zu verachten, denn Albochari, Farabi, Teftazani, Zamachschari und andere seien Türken gewesen[1]) und in Aneignung der modernen Kultur seien die Osmanen den Arabern und Persern in vieler Hinsicht zuvorgekommen. Die Ausführungen des „Türk" sind gerecht, doch der alte Haß zwischen Türken und Arabern wird immer bestehen. In der Neuzeit nimmt dieser Antagonismus noch immer mehr

---

[1]) Die hier angeführten Geistesheroen waren wohl Turkestaner, aber nicht türkischer Nationalität. „Türk" hätte besser getan Hadschi Chalfa, Kotschi Beg, Saadeddin und andere echte Türken anzuführen.

zu, obwohl vorderhand die Stimmführer hauptsächlich christliche Araber sind, wie aus der in Paris 1905 erschienenen Schrift — „Le Réveil de la Nation Arabe" — von Negib Azouri ersichtlich ist.

3. Der Panislamismus verspricht dem Anscheine nach die beste Waffe zu werden, mit welcher der Kampf gegen die Christenwelt mit der Zeit erfolgreich geführt werden kann, und in den Augen einer großen Majorität der Rechtgläubigen soll dies auch der Rettungsanker der Zukunft werden. Ich sage dem Anscheine nach; denn der europäisch gebildete Mohammedaner setzt in dieses Mittel kein besonderes Vertrauen und nicht mit Unrecht, wie wir nachweisen werden. Vor allem setzt die Vereinigung und das vereinte Auftreten einer unter verschiedenen Himmelsstrichen lebenden und in zahlreiche Nationalitäten zerfallenden Körperschaft einen Bildungsgrad und eine politische Reife voraus, wie sie bei den vom Inneren Chinas bis zum Atlantischen Meere und von Tobol bis nach Java und dem Inneren Afrikas hin sich ausdehnenden Islam noch nicht zu finden ist. Die geschichtliche Vergangenheit, der ethnische und ethische Charakter und die natürlichen Sonderinteressen haben hier eine Kluft geschaffen, die in der Gegenwart und auch in der Zukunft noch schwer zu überbrücken ist. Wohl hat der Koran das Losungswort ausgegeben „Kulli Muminin Ihwa" (Alle Rechtgläubigen sind Brüder); auch hat der Prophet der panislamischen Idee vorgebaut, indem er im Gebote des Hadsch (Pilgerfahrt) auf ein jährliches Zusammenkommen der Moslimen aller Länder und auf ein gegenseitiges Verständnis der Gläubigen unter einander hinzielte. Doch hat sich sonderbarerweise dieses Mittel nur theoretisch bewährt; denn während der zahlreichen Kämpfe, Angriffe und Anfeindungen, die der Islam

im Laufe seines 1323 jährigen Bestandes zu erdulden hatte, hat sich noch kein einziges Beispiel einer gemeinsamen Verteidigung der mitunter arg bedrohten, hart bedrängten und in Mitleidenschaft gezogenen Islamwelt gezeigt. Den Mauren in Spanien sind weder die damals im Zenit ihrer Größe stehenden Osmanen noch ihre Glaubensbrüder aus Ägypten, Indien und Persien zu Hilfe gekommen, und sie brachen unter dem christlichen Schwerte zusammen.

Ein ähnliches Los ist später den Osmanen selbst zuteil geworden, und wie die persischen Fürsten aus dem Hause Sefis in ihrem Kampfe gegen die Osmanenmacht mit Ungarn und Venedig kokettierten, und wie selbst der mächtige Timur in Heinrich III. dem König von Spanien einen Alliierten gegen die Westtürken suchte, ebenso hat die Türkei ganz ruhig mitangesehen, wie Rußland die Macht der Herrscher in der Krim und in den Wolgagegenden brach, wie es den Kadscharen eine Provinz nach der anderen abnahm und Persien an den Rand des Unterganges brachte. Die Rechtgläubigen, die zur Zeit der Pilgerfahrt in Totenhemden gekleidet, beim Berge Arafat mit seltener Begeisterung das „Lebeik ja Allah" (Wenn dir's gefällt, o Gott!) anrufen, sind allerdings Brüder in Islam; sie reiben in gemeinsamer Verehrung ihre Stirne an der Kaaba, auf der Hin- und Rückreise nach den heiligen Orten sind sie durch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit vereinigt; auch die ehrfurchtsvolle Reverenz, welche dem Sultan gelegentlich des Selamlik in Konstantinopel von den ethnisch bunten Pilgern gezollt wird, beruht auf einer gemeinsamen Anerkennung des Oberhauptes des Islam. Doch weitere, d. h. praktische Beweise dieser religiösen Brüderschaft und Interessengemeinschaft haben sich bisher nicht gezeigt, obwohl es an zeitweiligen Ver-

suchen, die Religionsbande im Dienste der Politik zu verwerten, nicht gefehlt hat.[1])

Erst in der jüngsten Vergangenheit hat der Panislamismus und zwar dank dem Europa abgelauschten Assoziationswesen, einige Lebenszeichen von sich gegeben. Die erste Anregung in dieser Richtung ist von Stambul ausgegangen. Soweit ich mich erinnere, war es im Hause Ali Paschas in Kanlidschia am Bosporus, wo ich das erste Mal von dem Nutzen einer Vereinigung der gesamten Islamwelt reden gehört, und es war auch daselbst, daß ich einem dieser aus dem Innern des moslimischen Asiens angelangten Sendlinge begegnete. Die Aufgabe dieser zumeist der Mollawelt angehörigen Sendboten war es, den geistigen Nexus zwischen dem Chalifen und den übrigen Fürsten des Islam aufrecht zu halten, die Größe und Macht des Sultans weit und breit zu verkünden und selbstverständlich jeden freundschaftlichen Verkehr mit den Ungläubigen zu verhindern. Südrußland, Mittelasien, Afghanistan, China, Java und Indien waren das Feld ihrer Tätigkeit und ganz neuerdings ist auch das Innere Afrikas dazu gekommen. Der rege Geist Sultan Abdul Hamids hat sich ganz besonders für diese Agitation interessiert. Er hat, wie bekannt, eine merkliche Vorliebe für dunkle Machenschaften; er besorgt sie in eigener Person; der Bau der Hedschaz-Bahn, wodurch die Kommunikation mit dem Zentralpunkte der Islamwelt erleichtert werden soll, ist sein eigenstes Werk und mit Hinblick auf panislamische Interessen in Angriff genommen worden.[2])

---

[1]) Siehe diesbezüglich meinen im „The East and West" Januar 1903 erschienenen Aufsatz.

[2]) Als bescheidener Versuch zu einer panislamischen Vereinigung mag auch die 1886 in London zustande gekommene „Pan-

Vorderhand haben jedoch die zutage getretenen Resultate das in den Panislamismus gesetzte Vertrauen noch nicht gerechtfertigt. Die Emire Zentralasiens und Afghanistans haben bisher wohl immer den mit Goldlettern geschriebenen Ferman des Sultans, welcher eine Autorisation des Chalifen zur Abhaltung des Freitagsgebetes enthält, an den Pforten der Moscheen angeschlagen; auch einzelne Hofchargen sind ehedem seitens der Chane Zentralasiens dankend angenommen worden; aber eine größere politische Tragweite konnte diesen Akten der Höflichkeit nicht beigemessen werden. Auch der Einfluß des Chalifen auf die großen Massen der Rechtgläubigen im Inneren Asiens hat sich bis jetzt in sehr bescheidenen Kreisen bewegt.

Zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges haben die Moslimen Indiens, Javas und Südafrikas freiwillige Spenden an Geld und Reis nach der Türkei geschickt; sie haben auch teilweise zu den Kosten der oben erwähnten Hedschaz-Bahn beigetragen, doch stehen diese Beiträge in argem Mißverhältnis zur Zahl und zum Wohlstand der Rechtgläubigen jener Gegenden und sowohl der Glaubenseifer, als auch die Begeisterung für den Panislamismus scheinen bei diesen Leuten nur bis zur Schnur des Geldbeutels zu reichen — nicht weiter. Es fragt sich daher mit Recht, ob hierin mit der Zeit eine Besserung eintreten wird oder nicht? Die Antwort ist von den Verhältnissen selbst gegeben.

Islamic Society" angeführt werden, zu deren Protektoren der Sultan der Türkei, der Chedive, der Emir von Afghanistan und der Sultan von Marokko gehören, die das ausgesprochene Ziel einer Verbrüderung sämtlicher Moslimen der Welt auf ihre Fahne geschrieben hat, vorderhand jedoch nur einen höchst begrenzten Wirkungskreis besitzt. Es fehlt der Gesellschaft an gehörigen Mitteln, auch dünkt uns London nicht der Platz, von wo aus man auf die Islamwelt den nötigen Einfluß ausüben könne.

Der Wärmegrad für das gemeinsame Interesse des Gesamtislam hängt, wie schon erwähnt, mit dem geistigen und materiellen Fortschritt der einzelnen Islamvölker engstens zusammen; aber selbst wenn dieser sich höbe, wäre der praktische Wert dieser Verbrüderung für das angestrebte Endziel noch höchst fraglich, da die gebietende Stellung der christlichen Mächte dem Islam gegenüber jede europafeindliche Koalition im Keime zu unterdrücken imstande wäre. Abgesehen von Rußland, wo der Islam bisher, in den Fesseln einer despotischen Regierung eingeengt, weder daheim noch in Turkestan ein Lebenszeichen zu geben vermochte, droht auch dem britischen Reiche mit seinen 60 Millionen Mohammedanern in Indien vorderhand noch keine Gefahr, d. h. solange in seiner Regierung das Prinzip der Gerechtigkeit und Humanität obwaltet, und solange die zwischen Moslimen und Wischnuanbetern bestehende Religionsfeindschaft der Fremdherrschaft als Stütze dient. Und was die in dem fadenscheinigen Gewande politischer Unabhängigkeit übrig gebliebenen Islamländer, als: die Türkei, Persien und Afghanistan anbelangt, so ist ihnen trotz aller Bemühungen des Chalifates jede Vorbedingung zu einem aktiven Einflusse auf ihre unter christlicher Herrscher lebenden Glaubensbrüder genommen. Unter den mohammedanischen Fürsten der Neuzeit hat auch der ambitiöse und begabte Emir Abdurrahman von Afghanistan mit dem Plane einer panislamischen Verbrüderung sich befaßt und zu diesem Behufe mit dem Titel Zia ul Millet w'eddin = Glanz der Nation und des Glaubens geprahlt. Im Dienste dieser Politik waren seine zeitweilig nach Konstantinopel geschickten Emissäre tätig, obwohl der Verfall des türkischen Staates ihm kein Geheimnis war. Doch

seine Bestrebungen sind außerhalb der Grenzen seines Landes erfolglos geblieben und haben den Beweis geliefert, daß der Panislamismus noch lange nicht jene Gefahr birgt, die ihm heute zugeschrieben wird. Übrigens wird die panislamische Idee von den in der modernen europäischen Bildung fortgeschrittenen Mohammedanern selbst perhorresziert; denn sie befürchten nicht mit Unrecht das Aufkommen der Theokratie, die, ob im Islam oder im Christentume, der freiheitlichen Entwicklung in gleicher Weise gefährlich ist, und durch welche die des Fortschrittes und der Aufklärung bedürftige Gesellschaft vom Regen in die Traufe kommen würde.

Unter besagten Umständen erscheint der Zukunftshimmel der Islamwelt als sehr düster, und wenn es auch Schwärmer gibt, die im gedeihlichen Wachsen der Lehre Mohammeds in Afrika einen Hoffnungsstrahl erblicken und von den ungezählten Millionen der schwarzen Glaubensbrüder im dunklen Erdteil eine Hilfe für die Zukunft erwarten — so ist dies nur eine arge Selbsttäuschung; denn in Afrika ist Europas Machteinfluß stärker als in Asien und wird in der Zukunft noch viel stärker werden.

VII.

Wohin wir denn auch immer blicken mögen, und nach welcher Richtung wir die heutige Sachlage im moslimischen Asien auffassen und beurteilen wollen, so bleibt das eine sicher, daß die bisher inszenierte reformatorische Bewegung nicht so leicht zur tatkräftigen politischen Wiedergeburt der diesem Glauben angehörigen Völker führen wird, und daß ein Umschwung

zum Besseren nur dann möglich ist, wenn die Leitung einer solchen Bewegung aus den schlaffen und trägen Händen der gegenwärtigen Führer in kräftigere, energischere und zielbewußtere Hände übergeht. Nach unseren bisherigen Erfahrungen zu urteilen und nach dem, was ich in diesen Blättern hervorgehoben, würde der fernere ungestörte Fortgang der jetzigen Maßregeln der türkischen, persischen, afghanischen, marokkanischen und anderen unabhängigen moslimischen Regierungen auch schon deshalb zu einer Versumpfung der Reformfrage führen, weil die Fürsten besagter Länder in jeder Annäherung an die moderne Weltanschauung eine Schwächung und Gefährdung ihrer autokratisch-absolutistischen Macht erblicken, daher allen ernsten und radikalen Reformen feindlich gegenüberstehen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß irgend ein moslimischer Prinz in ferner Zukunft, in Nachahmung des Kaisers von Japan, den Weg redlich gemeinter Reformen betreten, den Anordnungen des Zeitgeistes sich fügen, und zu sich selbst sagen wird: „Lieber gehe ich aus freien Stücken, als geschleppt zu werden". Aber fragt es sich erstens doch sehr, ob eine freiwillige Abdikation aller absolutistischen Rechte seitens eines orientalischen Fürsten zu erwarten ist, da selbst abendländische Fürsten nur unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und nur von den Umständen gezwungen konstitutionell geworden sind. Zweitens besitzen orientalische Fürsten moslimischen Glaubens auch nicht die nötige Kraft, das Verständnis und die nötige Vorbedingung zur Bildung einer geregelten, festen und geordneten Regierung und alle bisherigen Versuche sind einerseits an den mannigfachen Gebrechen des gesellschaftlichen Geistes, andererseits an dem Überwuchern des Religionseinflusses gescheitert. Drittens

endlich, wer weiß, ob das mit Ungestüm von allen Seiten her drängende Europa, welches an allen Ecken und Enden des Erdballes Kolonialgebiete, Märkte für seine Industrie und Niederlassungen für seine überschüssige Bevölkerung sucht, das Erscheinen eines befähigten Prinzen und den Eintritt einer solchen Ära ruhig und geduldig abwarten will und kann, und ob es nicht etwa dem asiatisch schleppenden Gange der Begebenheiten mittels gewaltsamer Intervention vorgreifen wird? Ja, eine solche Langmut, eine solche auf Humanität begründete altruistische Politik ist seitens Europa schwerlich anzunehmen, sie ist unter den gegebenen Verhältnissen auch nicht denkbar, und weil dem so ist, so werden die heute noch in Unabhängigkeit verharrenden moslimischen Länder früher oder später den geistigen und materiellen Anschluß an die moderne Bildungswelt mit dem schweren Opfer ihrer politischen Unabhängigkeit erkaufen, und die Übergangsperiode aus einer Kulturwelt in die andere unter fremder Leitung durchmachen müssen. Es ist dies ein hartes Verdikt, eine traurige Prognose, wenn ein Volk, das jahrhundertelang politisch unabhängig dagestanden und in der Geschichte der Menschheit eine bedeutende Rolle gespielt hat, seine Geschicke nun von einem anderen und noch dazu ganz fremden Volke leiten lassen muß. Doch wie ist dem vorzubeugen und kann dem vorgebeugt werden, wenn es tatsächlich bewiesen ist, daß die Mohammedaner, dort wo sie ihre Selbständigkeit eingebüßt und unter die Oberherrschaft christlicher Regierungen gelangt sind, eine glückliche und ruhige Existenz fristen, geistig und materiell fortschreiten, und weniger Schikanen und Unbill zu leiden haben als unter

dem Szepter ihrer eigenen Glaubensgenossen und nationalen Fürsten?

Daß diese auf unbestreitbare Tatsachen begründete Ansicht von den unter christliche Herrschaft gelangten Mohammedanern selbst in Zweifel gezogen und angefochten wird, ist vom Gesichtspunkt der nationalen Eigenliebe und des politischen Unabhängigkeitsgefühles wohl begreiflich aber nicht gerechtfertigt. Wenn es Mohammedaner gibt, die im Rachegefühl gegen das mächtige Abendland der Meinung sind, daß die heimische Tyrannei mit ihren traurigen Folgen ihnen lieber wäre, als die Freiheit und der Wohlstand, den die fremde Regierung gebracht hat, so ist diese Ansicht höchst isoliert und nur als ein Ausbruch fanatischen Hasses zu betrachten. Besonderes Befremden müssen die diesbezüglichen Äusserungen der Mohammedaner Indiens erwecken, die die von den Engländern reichlich gewährte Preßfreiheit bisweilen dazu benützen, um die Regierung der Briten in jeder erdenklichen Weise anzugreifen und der heute in Indien herrschenden Ordnung, Gesetzlichkeit und Toleranz bald das aller Ordnung und Gesetzlichkeit bare Regime ihrer nationalen Fürsten in der Vergangenheit, bald wieder die schauerliche Mißwirtschaft in der Türkei vorziehen.

Wie traurig es mit den Vorzügen und der Herrlichkeit der Mogulenfürsten bestellt gewesen, davon gibt uns die Geschichte ein erschöpfendes Beispiel, und was die Lobpreisungen anbelangt, mit welchen indische Blätter, wie z. B. der „Moslem Chronicle", die heutige Regierung am Bosporus überschütten, so bin ich mit Recht neugierig, was wohl ein solch patriotischer Moulvie dazu sagen würde, wenn er als türkischer Staatsbeamter monatelang keinen Sold bekäme, wenn er als türkischer Staatsbürger bei Tag und Nacht von Spionen und

Detektivs umgeben wäre, und wenn er ohne Erlaubnis der Behörde kein Buch und keine Zeitung in die Hand nehmen dürfte? Wollten diese Lästerer und Verleumder der britischen Administration nur eines jener türkischen Blätter lesen, die außerhalb der Türkei erscheinen und voll der Klagerufe und Verzweiflung über die Tyrannei, Mißwirtschaft und Verkommenheit ihrer vaterländischen Regierung sind, sie würden jedenfalls anderen Sinnes werden. Ja, viele sind auch schon anderen Sinnes geworden, und mehr als ein modernisierter Mohammedaner hat sich meiner Ansicht bezüglich der Vorteile einer abendländischen Fremdherrschaft angeschlossen und den kulturellen Aufschwung des Islam nur unter Leitung einer abendländischen Regierung für möglich erklärt.

Ein vornehmer Mohammedaner aus Indien schreibt mir darüber folgendermaßen: „Ich bin fest überzeugt, daß die Engländer in Indien dem Islam nützen werden, und daß wir, unter dem Schutze ihrer freiheitlichen Institutionen erwachend, zur Einsicht gelangen werden, daß die tyrannische Willkür moslimischer Fürsten jeden Fortschritt und Aufschwung unmöglich macht."

Noch klarer und schärfer wird die tyrannische Regierung der moslimischen Herrscher von einem Türken verurteilt, der in Nr. 4 des in Genf erscheinenden „Idschtihad", gelegentlich einer Besprechung des seitens der Moslimen Rußlands an die europäischen Großmächte gerichteten Memorandums folgendes sagt: „Ihr klagt die russische Regierung der Tyrannei an und ihr sucht Zuflucht beim Sultan der Türkei. Nun, merkt es euch wohl — Abdul Hamid ist ein größerer und ärgerer Tyrann als der Zar, und Türken, Araber und Kurden haben viel mehr zu leiden als die Tataren

unter Rußland. Ihr sagt: der Zar zwinge euch Schweinefleisch zu essen, nun, Abdul Hamid läßt seine Leute verhungern und in Elend vergehen. In Rußland kann der Moslime auf Universitäten in Künsten und Wissenschaften sich ausbilden, während der Türke, wenn er etwas lernen will, auf europäische Hochschulen gehen muß — wenn der Sultan es gestattet. Ihr klagt, daß ihr als Soldaten gegen eure eigenen Glaubensgenossen in den Krieg geschickt werdet. Handelt Sultan Abdul Hamid etwa besser, indem er durch türkische Moslime arabische Moslime in Arabien morden läßt? usw." Derartige Äußerungen mehren sich von Tag zu Tag und der gebildete, patriotisch gesinnte Mohammedaner ist fest überzeugt, daß unter moslimisch-nationaler Herrschaft seine Lage sich nicht verbessern wird.

Mit patriotischen Ergüssen und mit absichtlicher Entstellung der Tatsachen können die traurigen Zustände der moslimischen Regierungen der Gegenwart nicht beschönigt werden. Je früher den traurigen Übelständen im moslimischen Asien ein Ende gemacht wird, und je schneller die Ursachen des dortigen Elends beseitigt werden, desto besser und gedeihlicher wird das Los der hartbedrückten Menschheit sich gestalten, denn wenn wir gleich zugestehen, daß auch das buddhistische Asien in vielen Beziehungen reformbedürftig ist, so muß doch anerkannt werden, daß China z. B. nie in einer solch jämmerlichen Lage sich befunden hat, wie die Islamländer der Neuzeit. Man will die Schuld des Unglücks einerseits den unausbleiblichen Wehen der Übergangsperiode aus einer Kultur in die andere zuschreiben, andererseits wieder auf die gewaltsame Einmischung des immer nur egoistischen Zielen nachgehenden Europas wälzen; doch wenn wir in Betracht ziehen, daß auch Japan eine Übergangsperiode

durchzumachen hatte, ohne daß die Folgen in solch erschreckender Weise sich zeigten, und daß die abendländische Intervention dort wohl auch nicht rein humanitäre oder kulturelle Endziele vor Augen gehabt hat, so wird die Nichtigkeit dieser Ausflüchte wohl einleuchten.

Was der abendländischen Intervention im moslimischen Asien mit Recht vorgeworfen werden kann, das ist unter anderen die auffallende Bevorzugung der Christen in der Türkei gegenüber den Mohammedanern, welch letztere von der Mißwirtschaft ihrer Regierung viel mehr zu leiden haben, ohne irgendwo Schutz und Fürsprache zu finden, als die von unseren Großmächten mitunter arg verhätschelten Christen. In dieser Hinsicht hat die Politik Europas noch einen stark mittelalterlichen Beigeschmack. Auch dürfen wir uns gegen die Wahrheit nicht verschließen, daß unsere Großmächte, wenn ihnen die Regenerierung des moslimischen Asiens wirklich am Herzen gelegen hätte, viel wirksamere Wege und Mittel gefunden haben würden als die bisher angewendeten, um unterstützt von den in der Neuzeit auftauchenden freiheitlichen Gefühlen der Moslimen, dem tollen Absolutismus moslimischer Herrscher, diesem fons et origo mali, ein Ende zu machen und die geknechtete Menschheit einer besseren Zukunft entgegenzuführen, ohne ihnen die politische Selbständigkeit wegzunehmen.

Leider aber spielt, wie schon erwähnt, die Humanität im Völkerkampfe der Menschheit eine nur höchst unbedeutende Nebenrolle; die Sentimentalität ist gänzlich ausgeschlossen, besonders in der Neuzeit, wo die materiellen Interessen in den vordersten Reihen stehen, und wo die Brotfrage alle Ideale in den Hintergrund drängt.

Es ist daher wenig Hoffnung vorhanden, daß die abendländischen Regierungen dem kranken moslimischen Osten in uneigennütziger Weise beistehen und ihre eigenen Interessen dem Wohle der dortigen Menschheit unterordnen werden. Es ist fürwahr schade, daß man bisher teils aus ungenügender Kenntnis der Sachlage, teils aus Egoismus sich geweigert hat, dem Kranken die richtige Diagnose zu stellen. Wer den Gang der Begebenheiten mit voller Objektivität beobachtet, der wird sehen, daß der Mohammedaner unter der wohlgemeinten Leitung des Abendlandes nur schwache Spuren des ihm zugemuteten Starrsinns und Fanatismus zeigt und viel weniger reformfeindlich ist, als allgemein angenommen wird; eigentlichen Starrsinn und Hartnäckigkeit haben bisher nur die Regierungen, richtiger die Fürsten der betreffenden Länder gezeigt. In Indien hat der Mohammedaner sich unserer Zivilisation früher und energischer zugewendet als in der Türkei, und dasselbe sehen wir auch in Ägypten, wo seit Einführung der britischen Verwaltung ein fortschrittlicher Geist unter den Moslimen erwacht ist. Der früher erwähnte ägyptische Gelehrte Kassem Amin führt in seiner Verteidigungsschrift des Islam eine ganze Reihe von hervorragenden Ägyptern an, die als Rechtsgelehrte, Mathematiker, Ärzte, Ingenieure und Politiker sich ausgezeichnet haben.[1]) Desgleichen begegnen wir auch in Algier einzelnen Mohammedanern, die unter französischer Leitung als tüchtige Fachmänner sich herausgebildet haben; ja selbst in Rußland, wo der freien Entfaltung des Geistes keine besondere Ermunterung zuteil wird, haben sich Mohammedaner gefunden, die vollkommen europäisch gebildet, mit den Ideen des

[1]) Les Egyptiens „Réponse à M. le Duc d'Harcourt". Par Kassem Emin Le Caire 1894. Seite 262—272.

Abendlandes, allerdings nicht in ihrer Heimat, sondern in der benachbarten Türkei aufgetreten sind. Es ist nämlich bemerkenswert, daß so manche Osmanen, die auf dem Gebiete der Politik, der Literatur und einzelner Wissenszweige zur Berühmtheit gelangt sind, ihrem Ursprunge nach entweder zu den kaukasischen oder zu den Wolgatürken gehören.

Ich gehöre nicht zu den Lobsprechern der russischen Verwaltung, doch muß ich anerkennen, daß auch im Zarenreiche, namentlich unter den Moslimen im Süden ganz bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete moderner Bildung zu verzeichnen sind. In einer mir vorliegenden tatarischen Schrift, betitelt „Mebadi temeddün islamiani russ“ [1]) (Beginn der Zivilisation unter den russischen Moslimen), werden ganz erbauliche Details über die in den letzten 25 Jahren zustande gekommenen Fortschritte mitgeteilt. Der Autor berichtet, daß dieser Fortschritt nicht äußeren Einflüssen, sondern einer inneren Überzeugung entsprungen ist. Ehedem gab es fast gar keine tatarische Bücher; heute nach 25 Jahren beläuft sich deren Zahl auf mehr als hundert, geographische, physikalische, mathematische, medizinische, Romane, Dramen, Gedichte usw. Die tatarische Jugend, die ehedem ihre Zeit mit dem Studium des Arabischen und der Theologie vergeudete, besucht heute Gymnasien und Universitäten, nicht nur in Rußland, sondern sogar in Deutschland und in Frankreich. Nachdem der Autor der erwähnten Schrift die stetige Zunahme tatarischer Schulen, Buchdruckereien und Lehrmittel Erwähnung getan, schließt er seinen Bericht mit folgenden Worten: „Unter den im Ver-

[1]) Dieser russische und tatarische als Separatabdruck erschienene Aufsatz ist zuerst in der Zeitung „Terdschüman“ Nr. 40 von 1901 veröffentlicht worden.

gleiche zu der Männerwelt noch mehr zurückgebliebenen Frauen ist auch ein erfreulicher Fortschritt zu bemerken. Wollt ihr Beweise, so stehen mir allerdings erst wenige zur Verfügung. Es gibt am Ende des Winters ein unter dem Schnee wachsendes, weißes Blümchen (Aktschitschek = Gänseblümchen?). Ihr wisset wohl, daß wenn diese Blume ihr Köpfchen erhebt, dies noch nicht den Sommer bedeutet, aber es ist ein Zeichen, ein Vorbote für die Nähe des Sommers. Nun, dieses Gleichnis paßt genau auf unsere Kulturlage. Vor 25 Jahren gab es bei uns nur eine Frau, die Gemahlin Hassan Begs, die als Schriftstellerin sich hervortat, heute gibt es deren mehr als zwanzig und sogar gelehrte Frauen können wir aufweisen. Diese Welt ist eine Welt der Hoffnung, warum sollten gerade wir Tataren ohne Hoffnung sein?"

Ich erwähne dies alles, um hervorzuheben, daß wir noch nicht berechtigt sind über die Kulturfähigkeit und den Kulturwillen der Moslimen den Stab zu brechen, und daß die Verteidiger des Islam vielleicht nicht ganz im Unrechte sind, wenn sie meinen, daß mit dem Gewähren einer längeren Zeitfrist und mit mehr Geduld so manches, was heute unmöglich scheint, sich vollziehen könnte. Doch wie gesagt, zu einer solchen Verlängerung der Frist und zu einem ferneren geduldigen Zuschauen wird das Abendland sich kaum herbeilassen. Die Zeit, unsere ethnischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse drängen unablässig zur Tätigkeit und lassen die Agression gegenüber den hinter uns Zurückgebliebenen als eine unvermeidliche Folge der Weltordnung erscheinen. Das stimmt zwar nicht überein mit den Prinzipien der Humanität und der Gerechtigkeit; doch wie überall gilt auch hier der Grundsatz des „Survival of the fittest". Wir könnten warten, aber wir wollen

und dürfen es nicht; die politischen Vorarbeiten haben zur Beschleunigung der Krise viel beigetragen, und der Gesichtskreis ist schon klar genug, um die bevorstehende Evolution in ihren Umrissen zeichnen und die zukünftige Gestaltung der Dinge voraussagen zu können.

Es war ein Unglück für den Islam, daß die Türkei, die dem Anprall des christlichen Abendlandes am längsten und am heftigsten ausgesetzt gewesen ist, in den letzten Jahrhunderten nicht jene Kraft und Energie bekundet hat, mit der sie anfangs zum Stolz der Rechtgläubigen aufgetreten ist. Als es galt die Fahnen des Islam in die Ferne zu tragen und christliche Länder zu erobern, da waren die Türken wohl an ihrem Platze; doch als die Zeit kam, nach der Staatengründung auch die Kraft der Staatsverwaltung zu dokumentieren, da trat bei diesem Kriegervolke par excellence der Mangel an Regierungskunst zutage. Nur im ersten Stadium seines Bestandes hat das ottomanische Kaiserreich es verstanden, die bunten und heterogenen Elemente in seinen ethnischen Körper einzuverleiben, später aber hat es im Rausche seiner Erfolge diese Notwendigkeit ganz außer acht gelassen. Im wachsenden Reichtum und Wohlleben verloren die leitenden Elemente ihre Kraft und Energie, und man gab sich der Hoffnung hin, daß der Siegeslauf nie enden werde. Die mit Waffengewalt unterworfenen Völker wurden gewaltsam ans Türkentum angereiht ohne mit demselben zu verschmelzen, und anstatt eine einheitliche homogene Kraft zu bilden, die als nationale und religiöse Einheit befähigt gewesen wäre der anstürmenden Christenmacht die Stirne zu bieten, haben diese heterogenen und zentrifugalen Völkerschaften nur als zersetzende Elemente im Prozeß des Niederganges mitgewirkt. Als nun das

an Macht und Ansehen stets wachsende Abendland über die Türkei zu triumphieren begann, da waren es eben diese inneren Feinde, welche die Gefahr vermehrten.

Am ersten und gefährlichsten trat dieses Verhältnis in der europäischen Türkei hervor. Eine Provinz nach der anderen ging verloren, und die nutzlose Verteidigung ward um so verhängnisvoller, als die aus dem kleinasiatischen Stammsitze herbeigezogenen Armeen eine fortwährende Anzapfung der türkischen Nationalkräfte zur Folge hatten, so daß heute die Türkei nicht nur ihren europäischen Besitz gänzlich eingebüßt hat, sondern auch in Asien geschwächt und gebrochen dasteht. Man hat dem Sultan den Rat gegeben, er möchte den europäischen Besitz als einen unnützen Ballast freiwillig abstoßen und seine Macht in Anatolien konzentrieren; doch eine solche Abdikation wäre nicht nur ein Todesstoß gegen das Prestige der Türkenherrschaft, sondern zugleich auch ein Vergehen gegen den Islam; denn der Koran hat den Besitz Konstantinopels als einen Erfolg des Glaubens dargestellt, und der Halbmond von der Kuppel der Aja Sophia könnte und wird nur gewaltsam entfernt werden. Ob die Türkei nun im Laufe der Zeit in Kleinasien, oder sagen wir in Vorderasien sich ralliieren und mit den geretteten Überresten des ehemaligen Reiches einen kleinen und modernisierten Staat aufzubauen imstande sein wird, das ist eine Frage, die schwer zu beantworten, jedenfalls aber nicht unbedingt zu bejahen ist. Auf Grund des bisherigen Regierungssystems, d. h. mit hierarchisch-autokratischen Mitteln wird dies keinesfalls möglich sein, denn ein modernisiertes europäisches Staatsgebäude kann mit dem Material asiatischer Institutionen nicht aufgerichtet werden, und die heranwachsende Gene-

ration der osmanischen Intelligenz ist heute von den europäischen Ideen der politischen Freiheit schon dermaßen durchdrungen, daß ihr patriotisches Selbstbewußtsein einen Fortbestand der absolutistisch-tyrannischen Regierungsform nicht länger dulden wird. Aber selbst gegenüber dem Zustandekommen eines modernisierten, konstitutionellen und kulturbeflissenen türkischen Staates ist leider die Skepsis nicht zu unterdrücken, da die Neugestaltung, auf Grund der moslimischen Vereinigung vor sich gehend, alle nichttürkischen Moslimen unter Leitung der Türken stellen müßte, was heute nicht mehr so leicht zu bewirken ist. Vor allem darf die früher erwähnte nationale Rivalität zwischen Arabern, Kurden und Türken nicht länger übersehen werden, und je mehr die europäische Zivilisation im Osten fortschreitet, desto kräftiger wird das nationale Selbstbewußtsein der verschiedenen ethnischen Elemente im Islam sich geltend machen. Abgesehen aber hiervon würden auch die europäischen Mächte, die schon bei Lebzeiten des Besitzers ihr Auge auf das Erbstück geheftet haben, keinesfalls ruhig mit gefalteten Armen zusehen, wenn der Erblasser zu neuem Leben erwachte und sie um das so lange und so sehnsuchtsvoll erhoffte reiche Erbteil beträge.

Es ist daher schwer, selbst bei eingehender Würdigung aller Umstände, das Zukunftsbild des ottomanischen Reiches in minder düsteren Farben zu malen als dies hier geschehen ist. Politische, nationale, religiöse, ökonomische und ethnische Schwierigkeiten türmen sich von allen Seiten gegen eine tatkräftige und gesunde Regeneration empor, und selbst der allerkühnsten Spekulation wäre es nicht möglich im Labyrinth der verschiedenen Probleme den Weg des Heils herauszufinden. Ob die zukünftige türkische Haupt-

stadt in Brussa, in Damaskus oder in Bagdad sein wird, ob das Chalifat bei den Osmaniden verbleibt oder an die soi-disant direkten Nachkommen des Propheten in Arabien übergeht, und ob die heutige Dynastie der Osmanen auf dem Throne sich noch lange erhalten kann oder nicht, das sind angesichts der bestehenden Schwierigkeiten ganz irrevalente Fragen und es ist leider nicht zu verhehlen, daß selbst nach dem Rückzuge der Türken aus Europa das Gespenst der „Orientalischen Frage" noch lange nicht aus dem politischen Horizonte Europas verschwinden wird. Umsonst rufen die fanatischen Türkenfeinde „Zurück nach Asien" und umsonst hat man eine „Bag and Baggage"-Politik vorgeschlagen; die Rivalität der abendländischen Mächte wird in Asien ebenso wüten und der naturgemäßen Entfaltung der Dinge ebensosehr im Wege stehen, als dies in Europa während eines mehr als vierhundertjährigen Wettkampfes der Fall gewesen.

Ich glaube demnach keinen Utopien nachzujagen, wenn ich annehme, daß die Zukunft der Türkei auf asiatischem Boden nicht so sehr in den Händen der Türken als in denen Europas liegt; denn wollten wir den Türken helfen die Hindernisse zur Wiederbelebung ihrer staatlichen Existenz zu beseitigen, so müßten wir mit der Wegräumung der Rivalität der Mächte, mit diesem größten aller Hindernisse den Anfang machen. Andernfalls würde der Zwist und Hader, der Neid und Argwohn aus unserer Mitte nicht weichen. Eine Fortsetzung der heutigen Eifersüchteleien auf anatolischem Boden ist sowohl uns selbst als auch den Türken schädlich, und je mehr wir den Prozeß der Evolution in Asien erschweren, desto geringer müssen die Chancen zu einem friedlichen Einvernehmen der Mächte in Europa sich gestalten.

Und früher oder später wird dieser leidigen Rivavalität in Asien und, wovon hier hauptsächlich die Rede ist, in Vorderasien, ein Ende gemacht werden müssen. Nach den heutigen politischen Konstellationen, die auch für die nächste Zukunft maßgebend sein dürften, kann das bunte Völkerelement in der asiatischen Türkei nur so zur Ruhe gebracht und einer besseren Zukunft entgegengeführt werden, daß es unter der Herrschaft der Türken verbleibt. Die Suprematie dieses Volksstammes ist auch schon deshalb empfehlenswert, weil die Türken, die an Seelenzahl ihre übrigen Glaubensgenossen überragen, jahrhundertelang die Herrscherrolle innegehabt haben, in der abendländischen Bildung, wie wir schon hervorhoben, unter allen Moslimen Vorderasiens am meisten fortgeschritten sind, und sich daher auch zur Leitung auf der Bahn der Reformen am besten eignen. Dies jedoch nur dann, wenn seitens Europas oder irgend eines europäischen Staates jener Partei der Osmanen die gehörige geistige Unterstützung zuteil wird, die gebildet und patriotisch gesinnt, genug Kraft besäße, nach Beseitigung des alten Regierungssystems eine neue Ära der Ordnung, der Freiheit und des wahren Fortschrittes zu inaugurieren. Heute sind es nur die Spitzen der Gesellschaft, die vom Geiste der modernen Bildungswelt beseelt, vorwärts streben, doch mit der Zeit wird ihre Zahl wachsen und aus den einzelnen Lichtfunken wird die zur Regeneration nötige Helle entstehen. Ich wiederhole, nur den Türken gebührt die Herrscherrolle in der westlichen Islamwelt, denn die Araber mögen mit noch soviel Stolz auf ihre geistigen Vorzüge pochen; als Politiker, Krieger und Herrscher sind die Türken ihnen stets überlegen gewesen. Türkische Hilfstruppen im Dienste der Chalifen waren es, die der weltlichen Macht des Islam Jahr-

hunderte hindurch als Stütze gedient haben, und hätten die Omajaden in Spanien über türkische Truppen verfügt, so wären sie nicht so leicht von der Iberischen Halbinsel vertrieben worden. Heidnische türkische Horden unter Helagu — denn im Mongolenheere waren die Mongolen nur schwach vertreten — haben das Chalifat in Bagdad vom Throne gestürzt und nicht nur seit Gründung des Osmanenreiches waren die Türken die Schicksalslenker der Araber in Syrien, sondern auch in Ägypten haben früher türkische Mameluken und später der Türke Mehemmed Ali das arabische Element zu neuem Leben erweckt und das moderne Ägypten geschaffen.

Die Zukunft Persiens gestaltet sich leider viel aussichtsloser als die der asiatischen Türkei, denn trotz der eminenten Begabung des persischen Volkes sind die dortigen politischen Zustände in einer schauerlichen Verwirrung, daß eine Sanierung nur unter der unmittelbaren Leitung der europäischen Herrschaft möglich scheint. An einen Weiterbestand der Dynastie der Kadscharen und an einer Fortsetzung der heutigen Zustände ist keinesfalls zu denken. Die turkomanische Familie der heute herrschenden Dynastie hat bisher auch nicht den leisesten Versuch gemacht ein geordnetes Regierungssystem einzuführen, geschweige denn ernsten und wohlgemeinten abendländischen Reformen den Weg zu bahnen. Alles, was bisher geschehen, war auf Spiegelfechterei und auf Täuschung des Abendlandes berechnet, kein Zug ernsten Wollens charakterisiert den Geist der Regierung, die mit ihrem eigenen Volke in steter Feindschaft lebt, an die Zukunft des Landes nie gedacht hat und deren Streben nur dahin ging, soviel Geld als möglich zu erpressen und die Zügel der Tyrannei und der Willkür nicht im mindesten

erschlaffen zu lassen. Persien steht heute ungefähr auf demselben Punkt wie zu der Zeit, als nach dem endgiltigen Sturz der Sefiden die Herrschaft an den turkomanischen Afscharenhäuptling Nadir Schah und an den national-iranischen Kerim Chan Zend überging. Heute gibt es aber keinen unabhängigen Turkomanenhäuptling mehr, auch von der im Süden hochgehaltenen Familie Zend ist kein ernst zu nehmender Prätendent vorhanden, und wenn dies auch der Fall wäre, so würde ihr Streben gegenüber den mittlerweile aus dem christlichen Abendlande erschienenen zwei mächtigen Prätendenten ganz aussichtslos sein. Das zukünftige Geschick Persiens liegt heute in den Händen Rußlands und Englands. Ob nun diese zwei mächtigen Rivalen wegen Teilung der Beute sich in die Haare fallen oder nicht, das hat für das iranische Land gar keine Bedeutung, das Endresultat wird immerhin eine auf Grund der beiderseitigen Interessensphären erfolgende Zweiteilung des Landes sein. Aus Gefälligkeits- oder aus fiskalischen Rücksichten mag der eine oder andere Teil zeitweise unter dem souveränen Schutz der aus dem Norden und der aus dem Süden vordringenden Macht verbleiben; aber mit der politisch unabhängigen souveränen Herrschaft der Schehinschahe, deren Machteinfluß noch vor zweihundert Jahren vom nördlichen Kaukasus bis an die Suleimanskette und vom Hindukusch bis zum Tigris reichte, wird es wohl bald ein Ende haben. Abgesehen von dem politischen Unverständnis und der Unfähigkeit der persischen Fürsten seit dem Tode Schah Abbas II hat der unversöhnliche Sektenhaß zwischen Schiiten und Sunniten den Fall des Landes beschleunigt. Jeder Sieg, den die Christenwelt über die sunnitischen Türken erfocht, wurde im Lande der Schiiten als ein freudiges Ereignis begrüßt und gefeiert,

ebenso wie die Pforte nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern mit Rachegefühl zusah, wie der Russe dem muselmanischen Grenznachbar eine Provinz nach der anderen abnahm und Persien in den Friedensverträgen von Gulistan und Turkmantschai ganz lahm legte.

In neuester Zeit ist der Versuch gemacht worden, zwischen Persien und der Türkei ein friedliches Einvernehmen anzubahnen und eine Politik der gemeinsamen moslimischen Interessen zu inaugurieren. Der Besuch Mozaffared-din Schahs am Hofe Sultan Abdul Hamids sollte eine Art Allianz, allerdings viel zu spät, herstellen; doch dieser Versuch hatte nicht den gewünschten Erfolg, denn persönliche Eitelkeit und der alte Sektenhaß standen im Wege. Übrigens hätte eine Vereinigung der beiden Islamländer den Triumph des Kreuzes heute doch nur verzögern, aber nicht verhindern können.

Um unsere Betrachtungen über die politisch noch unabhängigen Islamländer zu vollenden, bleibt nur noch Afghanistan übrig. In der verhältnismäßig neuen Geschichte dieses Landes hat der europäische Einfluß bekanntermaßen unter Englands Fahne seinen Einzug gehalten. Über die drei Chanate Zentralasiens hatte der russische Doppeladler seine Fittige schon ausgebreitet und Indien war schon mehr als hundert Jahre lang unter der Leitung Englands der neuen Weltordnung entgegengeführt, als das Volk der Afghanen noch in dem Zustande echt asiatischer Weltanschauung sich befand. Nur dem Emir Abdurrahman Chan, einem Enkel des berühmten Dost Mohammed Chans, gelang es in den Staatsangelegenheiten eine leidliche Ordnung herzustellen. Er ist bei den Russen in die Schule gegangen und da er den moskowischen Despotismus ins Afghanische übersetzte, so hat seine eiserne Hand eine

Ordnung geschaffen, die in der gebirgigen Heimat des räuberischen, unbeugsamen und rebellischen Paschtuvolkes ehedem ganz unbekannt war. Bei seinen Reformen hat er natürlich das Hauptaugenmerk auf die Wehrkraft des Landes gerichtet. Er rief ein reguläres stehendes Heer ins Leben, errichtete Waffenfabriken und förderte auch die Industrie, insofern sie zur Ergänzung seiner Rüstungen beitragen konnte. An eine kulturelle Umgestaltung und an eine geistige Hebung seines Volkes dachte er nicht, und als das einzige Resultat seiner Bemühungen präsentiert sich das Faktum, daß die ehedem rauhen Krieger des Landes zu disziplinierten, gedrillten und regulären Soldaten umgestaltet worden sind. Sonst ist alles beim alten geblieben. So wie der Vater, denkt auch der ihm auf dem Throne gefolgte Sohn Habibullah nur an den Kampf, den das Volk der Afghanen vielleicht schon in der nächsten Zukunft mit einem seiner Grenznachbarn zu bestehen haben wird. Ob es nun diesen Kampf mit den Engländern im Süden oder mit den Russen im Norden auszufechten haben wird, das ist mit Hinblick auf die zukünftige Lage ganz irrelevant; denn dem Kampfe wird und kann es nicht ausweichen und ebenso sicher ist auch, daß es einem ihm gegenüberstehenden mächtigen Gegner unterliegen und seine politische Unabhängigkeit früher oder später verlieren wird. Afghanistan wird daher das Schicksal der übrigen heute noch unabhängigen moslimischen Staaten des Ostens zu teilen haben, und wenn nicht mittlerweile in Afrika, wo der Islam bedeutende Fortschritte macht, sich ein neuer moslimischer Staat erhebt, was mit Hinblick auf die Übermacht des christlichen Europa wohl kaum anzunehmen ist — so steht der gänzliche Untergang des politisch unabhängigen Islam außer Zweifel.

VIII.

Die Vermutung, daß es mit der politischen Unabhängigkeit der heute noch selbständigen moslimischen Länder rasch zu Ende geht, gewinnt immer mehr und mehr Raum. Kein Wunder daher, wenn man häufig der Frage begegnet: Wie wird die Zukunft der moslimischen Völker sich gestalten, wird ihre staatliche Unabhängigkeit unter dem Drucke der von allen Seiten losstürmenden christlichen und buddhistischen Machtfaktoren auf ewig untergehen und werden die Mohammedaner etwa geich den Juden als ein heimatsloses Volk stets unter fremdnationaler Herrschaft eine klägliche Existenz zu fristen haben, oder wird auf Grund der jetzt begonnenen Reformära sich im Laufe der Zeit eine Gesellschaft herausbilden, die vom bildenden Einfluß des Westens herangezogen, ihre politische Unabhängigkeit wieder erlangen wird?

Was den ersten Teil dieser Frage anbelangt, so gibt das Schicksal der Mauren in Spanien und der Araber in Sizilien allerdings kein ermutigendes Beispiel. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß in letztgenannten Ländern die moslimischen Eroberer gegenüber den älteren Einwohnern des Landes sich in der Minderheit befanden und von den später erstarkenden christlichen Elementen leicht zum Weichen gebracht werden konnten. In ähnlicher Weise ist, wie wir gesehen, der Machteinfluß des Islam im südlichen Rußland zugrunde gegangen. In dem Maße, daß die slawisch-christlichen Eroberer vom Norden nach dem Süden vordrangen, in demselben Maße haben die an feste Sitze nicht gebundenen türkischen und ugrischen Nomaden sich zurückgezogen und der Islam, der bei ihnen auch früher keine feste Wurzel gefaßt, hat not-

gedrungen dem Doppelkreuze erliegen müssen. Wo das Gegenteil der Fall war, d. h. in den Städten und in den später entstandenen Kolonien, wo das Grundelement aus Mohammedanern bestand, so z. B. in Kasan, Astrachan, Ufa und an mehreren Punkten der Wolgagegend, dort lebt der Islam, gedrückt und beengt allerdings, aber er lebt doch noch und wird sich, trotz der russischen Versuche ihn gewaltsam zu vernichten, wohl noch lange halten. Eine Ausnahme macht in dieser Beziehung die Krim und das östliche Pontusgebiet, wo in der moslimischen Bevölkerung trotz der überwiegenden Zahl der rechtgläubigen Einwohnerschaft infolge der unmittelbaren Nachbarschaft und angeregt durch den religiösen Einfluß der osmanischen Regierung die Reihen der Bekenner der Religion des arabischen Propheten sich stark gelichtet haben, und wo z. B. der Stamm der Nogaier beinahe gänzlich verschwunden ist.[1]) Gegen Mitte des XIX. Jahrhunderts war die Zahl der moslimischen Tscherkessen, Tschetschenzen, Abchasen, Lazen usw. zum mindesten fünfmal so stark wie heute und was die Krim anbelangt, so hat die freiwillige Emigration nach der Türkei eine noch viel größere Verminderung der moslimischen Bevölkerung zur Folge gehabt. Merkwürdigerweise ist eben im Kreise dieser moslimischen Minorität ein Geist erwacht, der nach Bildung und Aufklärung strebt und sich für seine Nationalität begeistert, wie wir des öfteren angedeutet haben. Ob diese Minorität gegenüber der erdrücken-

[1]) Hierauf bezüglich berichtet Nicolas Bravine im Bulletin de l'Association Internationale pour l'Exploration historique, archéologique, linguistique et ethnographique de l'Asie Central et d'Extrême Orient, Nr. 3, Seite 12, daß der größte Teil 1860 nach der Türkei ausgewandert sei und daß ein kleiner Teil in Karasubazar, in Kertsch, in Bagtschesarai und in den Bezirken von Perekop und Melitopol sich aufhalte.

den Mehrzahl standhalten kann, ist doch sehr fraglich, denn der Migrationsstrom nach der Türkei hat auch in der Neuzeit außergewöhnliche Dimensionen angenommen.

Ganz neuerdings vollzieht sich sozusagen vor unseren Augen ein ähnlicher Vorgang in der Europäischen Türkei, von wo seit dem letzten russisch-türkischen Kriege mehr als eine Million Mohammedaner aus Bosnien, Serbien und Bulgarien auf das osmanische Gebiet ausgewandert sind.[1]) Es ist ganz natürlich, daß der Mohammedaner, wo er die Herrscherrolle gespielt, die volle Gleichberechtigung mit dem ihm ehedem unterworfenen Raja nicht ertragen kann, namentlich dort, wo das zur Herrschaft gelangte christliche Element nicht über die Tugenden besonderer Milde und Nachsicht verfügt. Dem Muselman in Indien und in Algier fällt es nicht ein auszuwandern, selbst dem Rechtgläubigen in Russisch-Turkestan nicht, denn trotz seiner Härte ist das russische Regime dennoch der Mißwirtschaft der Emire von Bochara und Chiwa vorzuziehen.

[1]) In einer meiner früheren Arbeiten (Siehe: Die neuesten migratorischen Bewegungen im westlichen Asien. Deutsche Revue Juni 1881) habe ich dieses Verhältnis ausführlich besprochen und unter anderem angeführt: daß im ehemaligen Tuna-Wilajeti (Donau-Provinz) von 800 000 Moslimen kaum 200 000 zurückgeblieben sind. Seit jener Zeit hat die Emigration der Mohammedaner aus Serbien, Bulgarien und aus dem österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiete stetig zugenommen. Der Unterschied zwischen einst und jetzt gestaltet sich bezüglich der Mohammedaner folgendermaßen:

	ehedem	jetzt
Bosnien-Herzegowina	600 000 . .	548 632
Bulgarien	1 800 000 . .	530 275
Serbien	10 000 . .	2 849

Die aus der türkischen Herrschaftszeit stammenden Angaben beruhen allerdings nur auf Mutmaßung, doch daß die Abnahme des moslimischen Elementes in der europäischen Türkei ganz außergewöhnliche Dimensionen angenommen hat, unterliegt keinem Zweifel.

Wenn der Halbmond unter der Suprematie des Kreuzes auf europäischem Boden nicht bestehen kann, und eigentlich auch nicht bestehen will, so fragt sich nun: welche Dimensionen dieser Prozeß in Asien, der Wiege und dem Hauptsitz dieses Glaubens, bei fortschreitendem Machteinfluß des Abendlandes annehmen wird, und ob wir etwa im alten Weltteile am Vorabende einer Evolution stehen, die eine totale und radikale Umgestaltung der ethischen und religiösen Beziehungen zwischen Europa und Asien nach sich ziehen wird? Nun, hierüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben. Vor allem schreiten die Begebenheiten im Osten langsam, ja sehr langsam vorwärts, und ferner besitzt das uns zur Verfügung stehende ethische Mittel, d. h. die christliche Religion noch lange nicht die Kraft, um dem auf asiatischem Boden tief und fest wurzelnden Islam einen wesentlichen Schaden beifügen oder ihn gar ausrotten zu können. Die Bekenner der Lehre Mohammeds haben sich bisher von so manchen Punkten ihres früheren Machtgebietes wohl zurückgezogen, aber nirgends ihren Glauben aufgegeben, und am allerwenigsten ist dies dort zu erwarten, wo sie in kompakten Reihen an einander angeschlossen leben, wo geschichtliche Reminiszenzen in einzelnen Städten und Orten noch immer als helle Leuchttürme vergangener Größe und Herrlichkeit die Brust des Rechtgläubigen mit Stolz erfüllen und zu Ausdauer und Widerstand aneifern.

Unsere Erfahrungen in den Grenzgebieten der moslimischen Welt können auf das Zentrum und auf den alten Sitz dieses Glaubens keine Anwendung finden, und es ist kaum denkbar, daß die im Laufe der Zeit vorgeschobenen Vorposten der abendländischen Bildungswelt auf den Islam die Wirkung eines zersetzenden Keils auszuüben imstande sein werden. Fassen

wir diese einzelnen Grenzpunkte näher ins Auge, so werden wir sehen, daß z. B. in Kleinasien dem Islam weder durch Armenier und Griechen, noch durch den bevorstehenden Einfluß Rußlands und Deutschlands eine wesentliche Gefahr droht.

Was die Armenier anbelangt, so könnten sie die ihnen an Zahl überlegenen Mohammedaner nur mittels einer von außen her unterstützten gewaltsamen Bewegung verdrängen, wozu hoffentlich wohl keine der europäischen Mächte die Hand reichen wird, denn eine ungerechte und grausame Handlungsweise wäre des Geistes der abendländischen Kultur unwürdig. Noch weniger wäre eine solche Vergewaltigung durch die Griechen möglich, die in der Neuzeit von den Inseln nach dem Inneren Anatoliens in größerer Zahl zuströmen, aber bei alledem von dem durch Immigration verstärkten mohammedanischen Elemente an Seelenzahl, Religionsbegeisterung und Tapferkeit übertroffen werden. Selbstverständlich haben Russen und Deutsche diesbezüglich noch weniger Aussicht auf Erfolg bei ihrem zukünftigen Wirken in Anatolien. Ersteren leuchtet wohl das Endziel einer Vernichtung des Islam vor den Augen; doch die bisherigen Erfolge im Kaukasus, wo der Islam nach mehr als hundertjähriger russischer Herrschaft sich intakt erhalten, können der orthodoxen Propaganda nicht als ermunterndes Beispiel dienen.

Was schließlich die erst in der Neuzeit angebahnte Einmischung Deutschlands anbelangt, so wäre es zu viel gewagt, aus den bisherigen Anfängen auf die zukünftigen Gestaltungen schließen zu wollen. Vorderhand sind Deutschlands Absichten rein ökonomischer Natur; dies wird auch in der Zukunft noch lange der Fall sein, und der Versuch, die

Stärkung des deutschen Kultureinflusses mittels einer Schwächung des Islam bewerkstelligen zu wollen, wird den Deutschen nie einfallen. Ein solches Vorgehen wäre ebenso unklug wie unzweckmäßig, da jeder Eingriff ins Religionsleben den Vertreter einer fremden Kultur zum Erzfeind macht; es läge übrigens auch außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, da es nur nach Unterjochung des betreffenden Gebietes tunlich wäre.

Unsere Bemerkungen über Anatolien passen so ziemlich auch auf Syrien und noch mehr auf Arabien. Wieweit es den Franzosen und Engländern in der fernen Zukunft gelingen mag ihre politische Machtsphäre hier auszudehnen, das wäre schwer zu bestimmen; doch daß keine der beiden abendländischen Großmächte daselbst Religionsziele vor Augen hat, das ist über allen Zweifel erhaben. Selbst unter der Annahme, daß sie den Christen allen möglichen Schutz und Vorrechte angedeihen lassen werden, ist eine absichtliche Schädigung oder Zurücksetzung der Befolger der Lehre Mohammeds gänzlich ausgeschlossen, da eine solche Ungerechtigkeit sich an dem Täter selbst rächen würde.

Mit einem Worte: es droht dem Islam als Religion auf dem heutigen Gebiete des ottomanischen Staates keine Gefahr. Noch weniger kann von einer Gefährdung des Islam in Persien die Rede sein, denn erstens bilden hier die Anhänger der schiitischen Sekte eine kompakte Masse, indem unter den neun und ein halb Millionen Einwohnern kaum 60 000 dem Christentume angehören, und zweitens zeichnen sich die Schiiten, die irrtümlicherweise für die Protestanten des Islam gelten, durch starken Fanatismus aus; sowenig es der orthodoxen Propaganda im Kaukasus gelungen ist unter den

mohammedanischen Untertanen des Zaren Proselyten zu machen, ebensowenig wird dies den fremden Herrschern des Landes möglich sein, falls Rußland und England sich wirklich in den Besitz Irans teilen sollten.

Was die Lage des Islam in Mittelasien betrifft, so haben wir schon früher angedeutet, das es der russisch-orthodoxen Propaganda hier viel schwerer sein wird, die Glaubensstärke der Sarten, Tadschiken und Özbegen zu erschüttern als dies bezüglich des Islam der Krim- und Wolgatataren der Fall gewesen ist. Wenn erstere durch Emigration auf das benachbarte Islamgebiet der Türkei der gewaltsamen Bekehrung ausgewichen sind, so wird bei letzteren dies wohl kaum nötig sein, da, wie wir schon früher angedeutet, die Reformbestrebungen unter den Tataren Südrußlands mit der beabsichtigten Modernisierung des Islam ihren Anfang gemacht haben. An eine Gefährdung des Islam durch Einschiebung christlich-russischer Kolonien ist im Kaukasus noch lange nicht zu denken. Selbstverständlich tritt dieses Verhältnis bei den Afghanen noch prägnanter hervor; denn sowohl der Emir Abdurrahman als auch sein Sohn und Nachfolger Habibullah haben bei jeder Gelegenheit die religiöse Seite des staatlichen Lebens hervorgekehrt, und beide haben großes Gewicht auf die Kräftigung des Glaubens gelegt; ja ersterer hat inmitten der Sorgen um die Befestigung seines Thrones es nicht versäumt, einen Katechismus zum Unterricht der Gläubigen zu verfassen, um sich bei seinen frommen Untertanen von der Schuld verpönter Neuerungen und Nachahmung der verhaßten Christenwelt rein zu waschen. Die Frage ist nur: wie lange Afghanistan seine Unabhängigkeit zu erhalten imstande ist, und welcher der beiden europäischen Rivalen hier triumphieren wird? Aber wie die politische Zukunft

des Landes sich auch immer gestalten mag, dem Islam droht bei diesen streng konservativen, fanatischen Gebirgsbewohnern keine Gefahr, denn der Religionsgeist stützt sich einerseits auf Zentralasien, andererseits auf Indien, und nach beiden Richtungen kann der als Vorbild dienende Religionseifer nur ermunternd und kräftigend wirken.

Da wir in unserem Abschnitt über die Kulturbewegung in Indien schon auf die feste Stellung des Islam hingedeutet und die noch fortwährend unter den Augen der Engländer tätige Expansionskraft der Lehre Mohammeds hervorgehoben haben, so ist es überflüssig sich über den zukünftigen Stand dieser Religion in Indien noch in weitere Erörterungen einzulassen. Es wird von diesem Verhältnisse noch weiterhin die Rede sein, und es sei an dieser Stelle konstatiert, daß dem Islam in Indien trotz der christlichen Herrschaft und trotz der überwiegenden Majorität der Brahmanisten keine Gefahr droht, im Gegenteil, daß ihm daselbst eine Zukunft bevorsteht. Auch in China ist die Lehre des arabischen Propheten vorderhand keiner Beeinträchtigung oder besonderen Abnahme der Zahl ihrer Befolger ausgesetzt. Die ungefähr 30 Millionen Mohammedaner des Mittelreiches genießen allerdings eine merkwürdige Sonderstellung inmitten der 400 Millionen Untertanen des Kaisers. Diese Hui-Huis, wie die Moslimen in China genannt werden, erfreuen sich einer günstigeren Stellung als ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern. Als Anhänger einer religio militans haben sie von jeher durch kriegerischen Geist sich ausgezeichnet und sind infolgedessen zu hohen militärischen Würden im Reiche gelangt. Dieses tritt besonders in der Neuzeit hervor, seitdem das christliche Abendland die buddhistische Welt unablässig bestürmt und die

Gelegenheit sich darbietet an dem übermütigen Erzfeind des westlichen Islam sich rächen zu können.

Soweit ich in Erfahrung gebracht habe, fürchtet der chinesische Mohammedaner den mächtigen und energischen Abendländer, namentlich die Macht Rußlands, viel mehr als den indolenten, unkriegerischen, in Glaubenssachen toleranten, daher für ihn ungefährlichen Buddhisten. Meine aus dem chinesischen Turkestan stammenden Reisegefährten haben mir oft erzählt, daß sie daheim von buddhistischen Landesherren weniger zu leiden haben als die Moslimen in Rußland, und unangenehm berührte sie nur die Sitte, vor dem Bilde des Bogdo Chan (Kaiser) sich bücken zu müssen. Ähnliches habe ich von Dunganen und chinesischen Mohammedanern gehört, die insgesamt dem Buddhisten weniger feindlich gegenüberstehen als die christlichen Rajas dem Mohammedaner in der Türkei und Persien. Auf diese Weise läßt sich die Stellung der Hui-Hui in China einigermaßen erklären, doch ob sie sich zu der Rolle eines Vermittlers zwischen der abendländischen und chinesischen Kultur eignen, wie Professor Martin Hartmann in seiner lehrreichen Schrift: „China und der Islam“ [1]) annimmt, möchte ich wohl bezweifeln.

Der Islam in China, sei es im Westen oder im Süden des Reiches der Mitte, muß als derjenige bezeichnet werden, der mit der abendländischen Bildungswelt bis heute am wenigsten in Berührung gekommen ist, noch in den Banden des dunkelsten Fanatismus steckt und daher zur Vermittlerrolle ebensowenig geeignet ist, wie etwa ein Zelote aus Bochara. Ja, wenn wir die bevorstehenden Umgestaltungen im Norden und im

[1]) Siehe: Der Islamische Orient. Berichte und Forschungen. II. III. China und der Islam. — Zwei Islamische Kartondrucke. — Straßen durch Asien. Berlin 1900.

Nordwesten Chinas berücksichtigen, so lächelt dem Islam in jenen Gegenden keine besondere Zukunft; denn Rußland hat auf der ganzen Linie eine drohende Stellung eingenommen, und seine Herrschaft über Ostturkestan, wo das moslimische Element am stärksten vertreten ist, wird wohl nicht lange auf sich warten lassen. Daß der Islam unter russischem Schutze keiner gedeihlichen Entfaltung entgegensehen kann, das ist in den vorhergehenden Blättern zur Genüge erwiesen worden. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß mit dem in China stetig zunehmenden Einflusse Japans, das dort entschieden die Rolle eines Erweckers und Reformators spielen wird, der heute vorhandene Einfluß des Islam jedenfalls abnehmen muß.

Wenn dem Islam daher, wie wir nachzuweisen versucht haben, auf der ganzen Ausdehnung des asiatischen Gebietes keine besondere Gefahr droht und wenn der Untergang seiner politischen Herrschaft noch lange nicht als ein Untergang seiner geistigen Kraft und Existenz aufgefaßt werden darf, so können wir wohl auf die Beantwortung der anfangs aufgeworfenen Frage übergehen: Ob die Mohammedaner etwa gleich den Juden als ein heimatloses Volk stets unter fremder Herrschaft eine klägliche Existenz zu fristen haben werden?

Zu einer derartigen Auffassung hat in erster Reihe das Schicksal der Mohammedaner unter Rußland Anlaß gegeben, wo sie bekanntlich bisweilen in sehr untergeordneten Stellungen als Kutscher, Diener, Gastwirte, Kleinhändler usw., auf den verschiedenen Punkten des Riesenreiches anzutreffen sind, wo sie überall durch Fleiß, Nüchternheit, Redlichkeit und Demütigkeit sich hervortun, und wo sie, wenn in der Ausübung ihrer Religion nicht gestört, an die Wiedererlangung ihrer

politischen Freiheit nur selten oder gar nicht denken. Diese Charakteristik, auffallend wie sie ist, kennzeichnet fast durchweg die vom Doppelkreuz beherrschten Mohammedaner, selbst die ehedem wildkriegerischen, an unbändige Freiheit gewöhnten Lazghier im Kaukasus und die Turkomanen, sowie die Kirgisen auf der Steppe. Keinem der erwähnten Völker ist es bisher eingefallen, durch eine systematische Empörung oder Revolte sich vom fremden Joch zu befreien,[1]) alle haben sich in ihr Schicksal gefügt und geben sich mit den Verordnungen des Kismet zufrieden. Nur dort, wo die muselmanischen Untertanen christlicher Herrscher mit Andersgläubigen vermischt leben, wie z. B. in Indien und in Java, sind zeitweilige Versuche zur Befreiung vom fremden Joche vorgekommen, ohne jedoch das angestrebte Ziel zu erreichen, da der Kampf gegen die Macht des Westens vorderhand ganz hoffnungslos ist.

Dieser Umstand beweist, daß es eigentlich nur die eiserne Strenge des Machthabers ist, wodurch das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe zur Selbstständigkeit niedergehalten wird, und wo diese Strenge für überflüssig gehalten wird, oder wo liberale Regierungsprinzipien den Weg zum freien Denken bahnen, wie z. B. in Indien, Ägypten und Algier, dort bereitet sich im Stillen ein ganz unvermuteter Umschwung in den Geistern vor, und eine Gedankenwelt ist im Entstehen begriffen, wie solche in der Geschichte des Volkes Israels seit dem Falle Jerusalems nie hervor-

[1]) Der sogenannte Putsch von Namengan (Siehe Seite 105) muß als Versuch eines durch fanatische Mollas aufgewiegelten Kiptschakenhaufens betrachtet werden, der bei der Bevölkerung selbst nur wenig oder gar keinen Anhang gefunden. So war auch die Erhebung der Kirgisen unter Syrym Batir und Kenisarin eher eine in großem Maßstabe angelegte Baranta (Raubzug) als eine wohl überlegte Revolution.

getreten ist. Vor allem war bei den Juden ihre Zahl viel zu gering, um den Kampf mit ihren Widersachern aufzunehmen und ihre politische Selbständigkeit anzustreben; ein Umstand, der bei den nach vielen Millionen zählenden Mohammedanern nicht in Betracht kommen kann. Ferner haben die Anhänger des Islam sich stets durch einen eminent kriegerischen Geist hervorgetan, der keiner der Religionen der alten Welt eigen war. Wenngleich der Islam der Wortbedeutung nach eine „Ergebung in den Gotteswillen" ist, so sagt doch der Koran: „Diejenigen, die auf Gottes Wegen getötet werden, haben ein großes Verdienst erworben". Damit ist der Krieg für ein gottgefälliges Werk erklärt, und da Frömmigkeit und Tapferkeit für Begriffe gelten, die einander ergänzen, ja sozusagen von einander ausfließen, so werden die Moslimen dem Andersgläubigen gegenüber gewiß solange auf dem Kriegsfuße stehen, bis es ihnen gelingt das fremde Joch abzuschütteln; eine Eventualität, die bei den Juden stets ausgeschlossen war und es noch heute ist, denn der Zionismus zielt weniger auf die Gründung eines Judenreiches als auf die Gründung von Kolonien, die den verfolgten und vertriebenen Juden eine Zufluchtsstätte bieten sollen.

Die große Frage ist und bleibt immer: ob eine derartige Renaissance des Islam durch Aneignung der westlichen Kultur im allgemeinen zustande kommen kann, ferner wo und unter welchen Verhältnissen diese Evolution sich zeigen wird? Auf beide Fragen haben wir in den vorhergehenden Blättern schon einigermaßen hingedeutet, d. h. wir haben hervorgehoben, erstens daß einzelne Teile der moslimischen Welt mit merklichen Schritten sich schon dem Westen nähern, zweitens daß diese Annäherung nur unter dem Schutze freiheitlicher Institutionen und auf Grund wissenschaft-

licher Aufklärung sich vollziehen kann und drittens, daß im Bereiche der ganzen Islamwelt nur der Osmanenstaat als derjenige Faktor bezeichnet werden darf, von dem eine politische Regeneration erwartet werden kann, wenn, wie gesagt, Staat und Gesellschaft sich zeitig genug aufraffen und wenn Europa die hierzu erforderliche Zeit und Gelegenheit gewährt. Nach unseren bisherigen Wahrnehmungen zu urteilen, schreitet der Prozeß der Regeneration einerseits in dem heute noch unabhängigen ottomanischen Staate, andererseits bei den unter dem freiheitlichen Schutz und unter der humanen Administration der liberalen europäischen Staaten befindlichen Moslimen zusehends fort. In der Türkei, wo Mißwirtschaft, Absolutismus und eine stete Anfeindung von außen her diesen Prozeß verzögern und erschweren, ist das endgültige Resultat der jetzigen Evolution wohl noch immer fraglich.

Eine entschiedene Wendung zum Besseren würde nur dann eintreten, wenn ein aufgeklärter, begabter, gebildeter und patriotisch gesinnter Fürst sich an die Spitze der Bewegung stellte, sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie leitete und mit zielbewußter Beharrlichkeit vorwärts schritte. Eine solche Rolle würde einem türkischen Herrscher gar nicht schwer fallen; denn die Loyalität und Anhänglichkeit der Osmanen ist unbegrenzt. Selbstverständlich treten die Umrisse des Bildes einer bevorstehenden Umgestaltung in Indien, Ägypten und auch in Algier schon klarer hervor. In den erstgenannten zwei Ländern gibt die moslimische Gesellschaft unverkennbare Zeichen des Erwachens und eines richtigen Verständnisses für die Sachlage. Vorderhand bemüht man sich, um das religiös-nationale Selbstgefühl zu wahren, modernes Wissen und freie Forschung mit dem Geiste des Islam in Einklang zu

bringen, was gar nicht schwer ist, ja viel leichter als im Christentume. Man hat z. B. wie in Aligarh, in Indien und an anderen Orten Schulen gegründet, wo abendländisches Wissen mit moslimischen Lehrgegenständen vereint unterrichtet wird; man bemüht sich jene Hindernisse wegzuräumen, die durch Entartung der reinen Lehre des Koran bisher störend gewirkt haben, und unter der Ägide der freiheitlichen Jnstitutionen Großbritanniens hat sich allmählich eine Klasse von Mohammedanern herausgewachsen, die, treu und fest an den Satzungen des Islam haltend, die Notwendigkeit einer Modernisierung und Erweiterung gewisser Prinzipien für zulässig erklären und ein Medium zwischen Ost und West geworden sind. Diese Schule, von deren Koryphäen wir an einer anderen Stelle gesprochen haben,[1]) gewinnt von Tag zu Tag an Ausbreitung und wird, dank der englischen Fürsorge für das Unterrichtswesen in Indien, immer mehr und mehr leisten können. Es wäre schwer in Abrede zu stellen, daß die von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl der an den Kollegien und Universitäten Indiens gebildeten Mohammedaner schließlich zur Selbsterkenntnis erweckt, am Ende wohl mit der alten Lehre einer strengen Abgeschlossenheit von der Außenwelt brechen werden. Junge Leute, aufgeweckt und wissensbegierig, wie die Hindostaner im allgemeinen sind, die unsere klassische und moderne Literatur kennen, die in der Philosophie, Geschichte und in den modernen Wissenszweigen des Abendlandes Bescheid wissen, und die schließlich zum Schulbesuch noch obendrein um des täglichen Erwerbs willen gezwungen werden — solche Jünglinge werden sich schwerlich mehr mit der mage-

[1]) Siehe Seite 208.

ren Kost moslimisch scholastischer Bildung zufrieden geben. Es wird und muß mit der Zeit ein neuer gesellschaftlicher Geist, eine neue Weltauffassung und eine neue Gedankenrichtung entstehen, und mit Hilfe der großen Elastizität, die allen Religionen innewohnt, den Islam modernisieren, richtiger auf seine primitive Reinheit zurückführen und infolge einer derartigen Reformation für die Lehren und den Geist der modernen Bildung empfänglicher machen.

Was der verurteilslose Forscher in Indien bereits sieht, das tritt in Ägypten in klareren Umrissen vor unser Auge. Das schon unter Mehemmed Ali begonnene Werk der Reformen hat unter der britischen Oberherrschaft die weitesten Fortschritte gemacht; denn was die einzelnen Chidive nur mit Schüchternheit unternahmen, hat in den reichen Mitteln und in der Energie der Engländer die beste Förderung gefunden. Es ist geradezu staunenerregend, welchen wohltätigen Einfluß die feste, aber gerechte Administration Englands auf die wirtschaftliche und geistige Hebung Ägyptens ausübt. Wir begegnen heute schon einer ansehnlichen Zahl junger Ägypter, die vollständig über die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Zukunft des Nillandes im klaren sind, und allerdings etwas frühzeitig mit dem Schlagworte „Ägypten für die Ägypter" auftretend, sich dem phantastischen Traume von einem zukünftigen großen afrikanischen Islamreiche hingeben. Ja, die Freiheit erhebt ebenso, wie die Sklaverei erniedrigt. Der europäisch gebildete Moulvi in Indien und der aufgeklärte Araber in Ägypten liefern den besten Beweis für die zauberhafte Wirkung geordneter Zustände und liberaler Institutionen; aber was in besagten Ländern während der letzten Dezennien sich zugetragen, belehrt uns zugleich, daß in den islamischen

Ländern eine Wendung zum Besseren nur unter der unmittelbaren Leitung europäischer Machthaber erreicht werden kann. Sich selbst überlassen, würden die Völker des Islam noch weiterhin im heutigen Marasmus verharren. Sie haben nicht die Kraft, ihr gesellschaftliches Leben auf einer neuen Grundlage aufzubauen und wirklich liberale Institutionen einzuführen, solange die hierarchische und weltliche Macht in ein und derselben Hand vereinigt bleiben, und solange diese sogenannten „Stellvertreter Gottes auf Erden" nicht von der Notwendigkeit einer radikalen Reform durchdrungen, den mit den heutigen Zeiterfordernissen nicht mehr vereinbaren autokratisch-absolutistischen Prinzipien freiwillig entsagen.

Allerdings haben auch die Fürsten des christlichen Abendlandes ein solches Opfer niemals freiwillig gebracht und gewisse auf ihren transzendenten Charakter bezügliche Attribute werden bis auf den heutigen Tag als leere Schale einer längst vergangenen Herrlichkeit bewahrt; doch der Titel „von Gottes Gnaden" ist nicht gleichwertig mit dem Ansprunch auf eine „Stellvertretung Gottes auf Erden" und involviert daher noch lange nicht die Unfehlbarkeit, wie sie sich die moslimischen Fürsten und der römische Papst anmaßen. Bei uns im Abendlande haben Aufklärung und freiheitliches Streben diese überirdische Prärogative schon längst auf das richtige Maß reduziert; die Völker des moslimischen Ostens haben aber noch nicht das Stadium der Selbsthilfe erreicht, und weil ihnen selbst die Mittel zur Erreichung dieses Stadiums abgehen, so sind sie in dem Maße auf die Mitwirkung und Unterstützung des Abendlandes angewiesen, in dem wir durch den geistigen Einfluß des klassischen Altertums angespornt worden sind. Hierin liegt der Haupt-

beweis für die unwiderlegbare Tatsache, daß der moslimische Osten nur auf dem Wege einer unmittelbaren Einwirkung Europas, d. h. nur unter dem Schutze und unter einer direkten Verwaltung abendländischer Mächte sich regenerieren und einer besseren Zukunft entgegengehen kann.

Wie lange nun die Völker des moslimischen Asiens diese Vormundschaft einer fremden Regierung zu ertragen haben werden, und welcher Teil desselben wohl zuerst verjüngt, gekräftigt und auf eigenen Füßen stehend auf der Bühne der Weltbegebenheiten auftreten wird, das hängt einerseits von der Begabung und den Intentionen der leitenden Machthaber, andererseits aber auch von der längeren oder kürzeren Zeitdauer des bildenden Einflusses ab. Vorderhand können wir bloß einzelne Personen nennen, die kraft der reformatorischen Bewegung aus der großen Masse hervorgetreten sind, folglich nur als vereinzelte sporadische Zeichen des kulturellen Umschwunges dienen. Doch wer wird es bezweifeln, daß die Zahl der Bekehrten sich mit der Zeit vermehren, und daß diese Neophyten der abendländischen Bildung auf die Gesinnungen ihrer Stammes- und Glaubensgenossen einen bildenden Einfluß ausüben werden?

Daß es mit der Zukunft der dem russischen Kultureinfluß anvertrauten Mohammedaner nicht besonders glänzend bestellt ist, darauf haben wir schon des öfteren hingewiesen. Dennoch hat der zarische Despotismus es nicht vermocht die geistige Regung zu unterdrücken, und einzelne, wie die früher erwähnten Tataren Ismail Bey Gasparinski und Mohammed Fatih Gilmani, haben sich zum Anwalt ihrer zurückgebliebenen Brüder

gemacht und sind eifrig bemüht den Weg der Reformen vorzubereiten.

Den unter die Herrschaft westeuropäischer Mächte gelangten Mohammedanern wird es entschieden besser gehen; denn sie werden in Freiheit und Bildung erzogen und schließlich gegen den Willen und die Absicht ihrer Lehrer ihre politische Unabhängigkeit wieder erlangen. Die Spitzen der moslimischen Gesellschaft in der Türkei, in Ägypten und in Indien sind heute schon dermaßen vom Geiste der modernen Weltrichtung durchdrungen und von dem Bedürfnis nach nationaler Unabhängigkeit belebt, daß ihre totale Vernichtung eine absolute Unmöglichkeit ist. Unsere Machthaber in Asien mögen zeitweilig in der Hoffnung einer beständigen Herrschaft leben; doch wird und muß früher oder später die Zeit kommen, wenn der Erfolg unserer kulturellen Bestrebungen das entgegengesetzte und ungewünschte Resultat, d. h. das Ende eben unseres politischen Machtgebotes in Asien bewirken wird. Sowie der Mentor das geistige Wachsen und Reifen seines Zöglings nicht verhindern oder aufhalten kann, ebenso ist dies im gegenseitigen Verhältnisse zwischen einer höheren und niederen Gesellschaft unmöglich. Aus dem Kern, der vom gesunden Baume auf urbaren Boden gefallen ist, wird ein Reis und später ein junger Baumstamm erwachsen, und was einmal im Wachstum begriffen ist, das muß auch zur Reife gelangen.

Was wir in Japan vor uns sehen, wo der asiatische Schüler seinem europäischen Lehrer ebenbürtig geworden, ja in mancher Hinsicht ihm sogar über den Kopf gewachsen ist, das dürfte sich auch bezüglich des moslimischen Ostens, allerdings in späterer Zeit und nach längerem Kampfe, einstellen. Japan hat bekanntlich,

wie früher angedeutet, nur durch den freien Gedankenlauf und die liberalen Tendenzen seines Herrschers seine heutige Stellung erreicht; wenn sich der Islam einmal jener schweren Fesseln entledigt, die heute in der Form einer irrtümlicherweise von der Religion sanktionierten Tyrannei ihn in der freien Bewegung hindern, so sehe ich nicht ein, warum der Mensch im westlichen und mittleren Asien nicht derselben Vorzüge teilhaftig werden sollte, die sein Bruder im östlichen Asien erlangt hat? Daß der Islam reformfähig ist, daß seine Bekenner die Notwendigkeit einer Reformation heute schon einsehen und daß aus der dunklen Nacht bereits einzelne Lichtstrahlen hervorbrechen, das glauben wir in den vorhergehenden Blättern bewiesen zu haben. Der Prozeß der Evolution wird im Islam sich allerdings langsamer vollziehen als bei den buddhistischen Japanern, aber die Umgestaltung und Renaissance wird schließlich eintreten, ob wir wollen oder nicht.

IX.

Da wir in den vorhergehenden Abschnitten die hohe Wichtigkeit der als Lehrer und Vermittler auftretenden Repräsentanten unserer Kultur im Morgenlande hervorgehoben haben, so bleibt uns noch auch von der politischen Machtstellung zu sprechen, die der eine oder andere Repräsentant in der Zukunft im moslimischen Asien einnehmen wird. Hiermit geraten wir nolens volens auf das Gebiet rein politischer Erörterungen und Kombinationen, allerdings kein besonders einladendes Thema; doch dem war schwer auszuweichen, denn nach dem Satze: „Si duo faciunt idem, non est idem" sind die Wege, Motive und Handlungen der einzelnen Faktoren voneinander verschieden, und

dieser Verschiedenheit muß mit Bezug auf die Wirkungssphäre und Wirkungsdauer Rechnung getragen werden, weil der kulturelle Erfolg doch immer vom größeren oder kleineren Zeitmaße des Einflusses abhängt.

Die Frage erörtern zu wollen: wie weit der jetzige Einfluß der abendländischen Machthaber im moslimischen Asien in der Zukunft sich erstrecken wird und welche Veränderungen daselbst eintreten werden, das mag auf den ersten Blick allerdings kühn, wenn nicht verwegen erscheinen. Doch ist dem nicht so. Bei reiflicher Erwägung der heute bestehenden politischen und wirtschaftlichen Einflußsphären unserer Großmächte im westlichen und mittleren Asien, und bei der so ziemlich begründeten Annahme, daß in diesem Verhältnisse keine besonders großen Umwälzungen und Überraschungen zu erwarten sind, ist die Ansicht gerechtfertigt, daß eine wesentliche Verschiebung der heutigen Grenzen und ein ordentlicher Szenenwechsel ganz ausgeschlossen ist. Wohl wütet der Kampf um materielle Vorteile in heftigster Weise, das Verlangen nach Kolonien, dem besten Hilfsmittel, um der Übervölkerung vorzubeugen und der sichersten Grundlage zur Schaffung neuer Absatzgebiete für die immer wachsende Industrie, ist den abendländischen Staaten in alle Glieder gefahren, doch die Begierde nach Erwerb findet in der Furcht vor kriegerischen Verwicklungen die gehörige Abkühlung und das vorsichtiger gewordene moderne Europa wird nicht mehr so leicht, wie ehedem die Furie der Schlachten zu seiner Schiedsrichterin wählen. In den Gebieten, welche die einzelnen Staaten sich angeeignet, mögen geringfügige Veränderungen oder unwesentliche Grenzverschiebungen

wohl vorkommen; auch das Erscheinen neuer Kulturträger auf dem bisher unbesetzten Felde ist zu erwarten, doch eine radikale Umgestaltung in der Rolle der einzelnen Zivilisatoren dünkt uns höchst unwahrscheinlich.

Daß Rußland seine langgestreckte Grenze von Batum bis nach Wladiwostok und vom Eismeere bis zum Paropomisus in den Islamländern noch viel weiter nach Süden vorschieben wird, ist wohl schwerlich anzunehmen. Möglich, daß seine Stellung am oberen Quellgebiet des Euphrat und im türkischen Armenien eine bessere Abrundung erhält; doch mit Bezug auf den Plan eines Vordringens nach Mesopotamien wird es von Deutschland zur Mäßigung gezwungen werden, wenn nicht etwa eine in der Zukunft erstarkende osmanische Macht hier ein Veto einsetzt. Um so sicherer aber ist Rußlands Vorstoß vom Araxes aus gegen den Urmia-See, sowie auf der ganzen Linie des nördlichen Persiens, wo es sozusagen heute schon sich ganz heimisch fühlt und von wo es wohl schwerlich von einer rivalisierenden Macht verdrängt werden kann. Persien wird, wie wir schon erwähnten, wenn sich nicht ganz außerordentliche Dinge zutragen, wohl bald zwischen England und Rußland aufgeteilt werden, wobei der Norden der erstgenannten und der Süden der letztgenannten Macht zufallen wird; nur die Demarkationslinie der beiden Sphären kann noch eine Streitfrage abgeben. Ob Rußland weiter östlich, d. h. auf afghanischem Gebiete von Kuschk aus nach Herat und vom rechten Oxusufer bis zum Hindukusch vordringen und die gelegentlich der Grenzbestimmung von 1898 festgesetzte Linie überschreiten wird, das ist vom Gesichtspunkte seines Kultureinflusses eine irrelevante Frage und gehört in die Rubrik politischer Spekulationen.

Wir wollen hier nur hervorheben, daß es sich für

Rußland kaum lohnen wird, wegen einer weiteren Ausdehnung seines Machtgebietes nach dem Süden zu in die Gefahren eines Weltkrieges sich einzulassen; erstens weil seine zukünftige Machtstellung in der alten Welt dieses Vorstoßes gegen den Indus nicht bedarf; zweitens weil eine Einverleibung eines Teiles Hindostans ins Zarenreich dem russischen Staatsschatze viel mehr Schaden als Nutzen bringen muß; drittens weil die Ausführung eines solchen Planes, d. h. die Vertreibung der Engländer aus Indien mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, ja beinahe unmöglich sein würde. Wir wollen nicht behaupten, daß Rußland eine solche Enthaltsamkeit gegenüber China bekunden und von der Annexion Ostturkestans sich bei gegebener Gelegenheit enthalten wird. Einem asiatischen Staate gegenüber hat die Ambition unserer Großmächte keine Grenzen; doch bei ebenbürtigen europäischen Rivalen ist um so größere Vorsicht geboten, und bei dem von Tag zu Tag sich vermehrenden Widerwillen gegen die Anwendung gewaltsamer Entscheidungsmittel ist die große Kalamität eines Krieges zwischen England und Rußland heute weniger zu befürchten als ehedem.

England natürlich ist noch weniger geneigt seine Rivalität mit Rußland einer Entscheidung durch die Waffen zu überlassen. Den Engländern fällt es nicht im entferntesten ein, ihr Machtgebiet in Jndien über die Suleimanskette, geschweige denn über den Hindukusch, auszudehnen; im Gegenteil, sie scheuen den Gedanken, in den afghanischen Bergen ein Außenwerk für die Grenzbefestigung Indiens suchen zu müssen, und die in allerneuester Zeit im Süden und Südosten Persiens vorgenommenen Rekognoszierungen tragen weniger den Charakter eines geplanten Eroberungszuges als vielmehr die Besichtigung und Instandsetzung

eines für die Sicherheit Indiens unentbehrlichen Grenzrayons; eine Vorsichtsmaßregel, welche England sich gerne erspart hätte, wenn gewisse, mit der zukünftigen Gestaltung der Dinge zusammenhängende Umstände es nicht dazu gezwungen hätten. Wäre Persien imstande gewesen in seinem eigenen Hause Ordnung zu schaffen und bedrohte nicht der unvermeidliche Zusammensturz des iranischen Reiches den südlichen Nachbar mit mannigfachen Gefahren, so hätte man in London und Kalkutta sich wohl gerne jeder Ingerenz in die Angelegenheiten Persiens enthalten. Doch wenn des Nachbarn Haus brennt, muß man das seinige schützen, und durch diese Notwendigkeit sieht sich oft der friedfertigste Westländer gezwungen in die Angelegenheiten des asiatischen Nachbarn einzugreifen. Früher allerdings galten derartige Motive für Albion nicht, aber heute ist es gesättigt; es strebt keine neuen Besitzungen an, es dünkt sich glücklich, wenn es die seiner zivilisatorischen Mission zugefallenen asiatischen Gebiete in Frieden behalten und geistig sowohl als materiell entwickeln kann. Dort, wo die englische Politik im moslimischen Asien auf eine Erweiterung des bestehenden Machtgebietes hinarbeitet, handelt es sich zumeist um eine Pazifizierung des Grenzrayons und um Befestigung des Friedens und der Ordnung auf dem eigenen Gebiete. Diese Tendenz befolgt England im Meerbusen von Aden und namentlich im arabischen Hinterlande, wo die zerfahrenen Zustände des südlichen Jemens die englische Stellung im Meerbusen von Aden gefährden und wo die türkische Regierung unglücklicherweise nicht genug Macht und Autorität besitzt um die Ordnung herzustellen.

Es haben in letzterer Zeit sich Stimmen gefunden, die, gewohnt alle englischen Hand-

lungen zu verdächtigen, den geheimen Plan einer britischen Eroberung ganz Arabiens wittern und in dem König von England, dem größten mohammedanischen Fürsten der Gegenwart, den zukünftigen Protektor und Herrscher über Mekka und Medina, die heiligen Stätten des Islam, sehen. Es heißt, daß man um den Schein zu wahren, die nominelle Herrschaft dem Chidive von Ägypten verleihen werde, da es Ägypten gewesen sei, dem Selim II. das Chalifat abgenommen habe, während die tatsächliche Regierung sich in den Händen der Briten befinden werde. Die Idee mag ungeheuerlich scheinen, sie gehört auch ins Reich der Phantasie; aber schaden würde eine solche Eventualität dem Islam keinesfalls; denn wer die aus türkisch-moslimischen Zeitungsquellen stammenden Berichte über die Regierungsverhältnisse in Mekka und Medina liest, wer da hört, wie seine Heiligkeit der Scherif von Mekka, Scheich Aun ar Rafik, dieser direkte Nachfolger des Propheten, im Vereine mit dem obersten Beamten des Sultans die Pilger in jeder Weise brandschatzte, ausraubte, plünderte, quälte und bedrückte, der wird begreifen, daß eine, wenngleich in christlichen Händen befindliche, gerechte, humane und ordentliche Regierung eine Erlösung aus höchst mißlichen Zuständen bedeuten könnte. Doch wir wollen mit diesen luftigen Spekulationen uns nicht befassen und hier nur konstatieren, daß wenn nicht alle Anzeichen trügen, England sowohl als Rußland ihre Eroberungen auf dem Gebiete des moslimischen Asiens nun für alle Zeiten beendet haben und daß beide, jeder nach seiner Art und Weise, fortan mit der Befestigung ihrer Macht und mit Zivilisierung ihrer Untertanen sich beschäftigen werden.

Es erübrigt noch von einer dritten europäischen

Macht zu sprechen, die ganz neuestens im moslimischen Osten in der Rolle eines Zivilisators aufgetreten ist und mit Hinsicht auf die ihr zur Verfügung stehende Macht, Größe und Begabung volle Aufmerksamkeit verdient. Es ist das Deutsche Reich, auf welches wir hinzielen, das allerdings noch in den ersten Anfängen seiner zivilisatorischen Tätigkeit im moslimischen Asien sich befindet, dem aber trotz der von allen Seiten sich auftürmenden Schwierigkeiten eine nicht zu unterschätzende Zukunft bevorsteht. Wäre Deutschland nicht so spät in die Reihe der Zivilisatoren Asiens eingetreten, und wäre das Mutterland vom Schauplatz seiner Tätigkeit nicht so weit entfernt, so hätten sich die Spuren deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit wohl schneller und besser bemerkbar gemacht. Doch durch große Binnenländer getrennt, wird der deutsche Kultureinfluß trotz des von Konstantinopel nach Bagdad sich erstreckenden Schienenstranges nicht nur mit den rivalisierenden Mächten, sondern auch mit dem verknöcherten Konservatismus der Eingeborenen sehr viel zu kämpfen haben. Während die Namen: Fransiz, Ingiliz, Nemse[1]) und Urus den Türken, Kurden und Arabern schon seit geraumer Zeit geläufig sind, ist das in der Neuzeit aufgetauchte Aleman (Deutsch) in den weiteren Kreisen nur schwach bekannt, und seine Einbürgerung wird viel Zeit erfordern; denn wie schwer der Orientale von altgewohnten Namen sich trennt und an neue sich gewöhnt, das beweist am besten das Wort Dscheneviz (Genuese), mit welchen die Osmanen die alten Baudenkmäler bezeichnen, weil im Mittelalter die

[1]) Mit „Nemse" bezeichnet man heute Österreich, doch im Grunde genommen bedeutet das Wort „deutsch", und es stammt vom südslawischen njemetz. (Plural: njemtzi = Deutsche).

Italiener als Meister der Baukunst, der Industrie usw. angesehen wurden. „Trade follows the flag" sagt der Engländer, und weil Deutschland in Kleinasien vorderhand nur wirtschaftlichen Zielen nachgeht, keinen territorialen Besitz sucht und die Fahne seiner Macht daher nicht entfalten will und auch nicht kann — so wird sein Kultureinfluß, was übrigens im Interesse der Humanität zu bedauern ist, auf den Gefilden Westasiens sich nur langsam einen Weg bahnen können.

Wenn unserer diesbezüglichen Ansicht gegenüber von verschiedenen Seiten her der Vermutung Raum gegeben wird, daß Deutschland in Anatolien geheime politische Ziele verfolgt, daß aus den heute an den Eisenbahnstationen angesiedelten Deutschen sich später Kolonien herauswachsen werden, und daß diese Kolonien später Anlaß zur Besitzergreifung Anatoliens geben werden, so muß jeder Kenner asiatischer Zustände hierin teils eine grundlose Verdächtigung, teils ungenügende Sachkenntnis entdecken. Vor allem gehören gar viele Jahrzehnte dazu, bevor deutsch-ethnische Kolonien die kompakten Massen asiatischer Autochtonen verdrängen und eine deutsche Volksmajorität schaffen können. Wenn eine solche ethnische Veränderung den Russen im unteren Wolgagebiete und in der Krim gelungen ist, so war dies nur deshalb möglich, weil daselbst Nomaden ohne gesellschaftlichen Halt und ohne Kulturbedingungen lebten. Dies kann aber von Kleinasien, das eine viele Jahrhunderte alte stabile Bevölkerung hat, nicht gesagt werden und von einer politischen Hegemonie Deutschlands oder von einer Germanisierung der bunten Bevölkerung Anatoliens kann daher keine Rede sein.

Übrigens, welches die Geschicke der Repräsentanten der europäischen Kultur im moslimischen Asien

auch immer sein mögen, und wie lange und wie weit ihr Machtgebot auf die einzelnen, ihnen heute unterworfenen Teile der alten Welt sich auch immer erstrecken mag, so wird und muß jedermann im Interesse der Menschheit, der Bildung und des Weltfriedens den Wunsch hegen, daß ihre Eintracht ungestört bleibe, daß jeder auf seine Art und Weise zum Wohle der durch Mißwirtschaft, Unbildung und Tyrannei zugrunde gerichteten alten Welt wirken möge, und daß der erbärmliche Zustand, in welchem der Mensch in Asien sich heute noch befindet, einmal aufhöre. Man mag diesen Wunsch mit Hinblick auf den heftig wütenden wirtschaftlichen Kampf als ein pium desiderium bezeichnen und seine Verwirklichung für unmöglich halten, doch wer die traurige Sachlage in gewissen Teilen Asiens aus eigener Anschauung kennen gelernt und wer von der Ausführbarkeit und Ersprießlichkeit wohlgemeinter Reformen sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat, dem wird es wohl bald einleuchten, daß ein redliches Bestreben unserer Kulturträger nicht nur den Asiaten selbst frommen wird, sondern auch im Interesse unserer eigenen Welt gelegen ist. Je mehr die ehedem mit Ruinen bedeckten Gegenden der alten Welt zur Blüte gebracht werden, desto mehr erweitert sich das Feld für unsere Industrie und desto reicher gestaltet sich die Ausbeute der im Boden bisher brach liegenden Naturschätze.

Wenn Schwärmer und Fanatiker die Ansicht vertreten, daß unsere Kultur in Asien nur Armut und Elend erzeugt und daß die Abendländer ein Fluch für die dortige Menschheit sei, so ist dies eben der Ausfluß einer krankhaften Phantasie oder einer totalen Unkenntnis der Sachlage. Wo der Einfluß der modernen Bildungswelt, in welchem Gewande dies

auch immer sei, sich befestigt hat, dort mag die Übergangsperiode zeitweilige Störungen im gesellschaftlichen Leben hervorrufen, doch nach Ablauf der Prüfungszeit tritt Ruhe, Wohlleben und Zufriedenheit ein und selbst die Armut, die trotz der geordneten Zustände sich heute an gewissen Punkten zeigt, ist viel weniger drückend als zur Zeit, da diese Länder sich noch selbst überlassen waren. Nur Böswilligkeit oder geflissentliche Blindheit werden im Wirken des Abendlandes in der alten Welt Nachteile entdecken; denn wenn auch der eine oder andere Repräsentant unserer Welt für seine Rolle als Reformator nicht gehörig vorbereitet ist oder sich nur materiell belohnt sehen will, so ist der Preis noch immer klein im Vergleich zu dem Segen der eingeführten Ordnung und Gerechtigkeit. Überhaupt muß der Vorwurf, daß unsere Kulturträger das ihrem kulturellen Wirken zuteil gewordene Gebiet nur gewissenlos ausbeuten und für den gewonnenen Nutzen kein entsprechendes Entgelt geben, von einer vorurteilslosen Kritik entschieden zurückgewiesen werden, da ein solches Vorgehen aus dem schon früher angeführten Grunde nicht nur ungerecht, sondern für den Europäer selbst höchst unpraktisch wäre. Was Rudyard Kipling von „Der Last des weißen Mannes" spricht, ist buchstäblich wahr; denn die Rolle des Abendländers unter dem sengenden Klima der heißen Zone, im harten Kampfe mit verstocktem Konservatismus, mit blinden Vorurteilen und in weiter Entfernung vom heimatlichen Boden — gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Wie die Verhältnisse in dem von uns aufgerollten Bilde sich heute zeigen, wäre nichts ungerechtfertigter als unsere Kulturrolle im moslimischen Asien als eine provisorische und bald vorübergehende zu bezeichnen.

Im Gegenteil! Wir beginnen erst mit der Ausübung unseres Berufes als Lehrer und Erzieher. Der Schüler hat kraft seiner Begabung wohl hie und da schon Fortschritte bekundet; doch es wird lange, sehr lange, dauern, ehe er die leitende Hand entbehren und auf eigenen Füßen stehend, das Endziel der besseren Weltordnung erreichen kann. Einmal natürlich wird dieser Zeitpunkt eintreffen, und damit Asien auf seine jüngere Schwester Europa nicht mit Rache und Groll, sondern mit Liebe und Dankbarkeit blicken möge, sollten unsere Kulturträger den höheren Aufgaben ihrer Mission gerecht werden und das Panier unserer modernen Bildung nicht mit dem Schmutze materieller Interessen beflecken.

Es wird bisweilen mit Hinblick auf die Vergangenheit hervorgehoben, daß die Geschichte sich wiederholt, und daß wie Rom durch die rohen Massen, die es in seine Bildungswelt einführen wollte, am Ende unterdrückt und vernichtet worden ist, so auch unser heute mächtiges Europa von der überlegenen Zahl seiner Zöglinge überflutet und unterjocht werden wird. In diesem Zusammenhange wird das so überraschend emporgekommene Japan angeführt und das Gespenst der gelben Gefahr als ein Menetekel vorgehalten. Ich habe über diese Frage mich schon früher geäußert[1]) und will hier nur hinzufügen, daß mit Bezug auf die Völker des Islam das Eintreten einer solchen Eventualität, wie wir sie in Japan vor uns sehen, noch in die weiteste Ferne gerückt ist. Für die Gläubigen in Mohammed ist der Koransatz: „Eilen ist des Teufels Werk, Zögern ist gottgefällig" tonangebend; hier be-

[1]) Siehe meine „Gelbe Gefahr, eine Kulturstudie". Budapest 1904.

wegt sich alles langsam und ruhig. Wenn der Fortschritt sich an einzelnen Punkten auch kund gegeben hat, so wird die totale Umgestaltung wohl noch lange auf sich warten lassen und für den Einfluß unserer Kultur im moslimischen Asien kann vorderhand weder eine zeitliche, noch eine örtliche Grenze gesetzt werden.

Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.

Druckfehler-Verzeichnis.

Seite 2 Z. 8 v. o. lies statt: tempora mutantur nos et . . . „tempora mutantur et nos".
„ 16 Anm. 2 Z. 4 lies statt: Grenzweche „Grenzwache".
„ 63 Z. 2 v. o. lies statt: orientalischen „orientalischer".
„ 66 Anm. 1 Z. 11 lies statt: Alboins „Albions".
„ 69 Z. 5 v. u. lies statt: Paradegen „Paradedegen".
„ 120 Z. 3 v. u. lies statt: ausfallen „ausgefallen".
„ 162 Z. 3 v. u. fehlt folgende Zeile: „Tatendurst der von ihnen mit der Leitung betrauten Männer".
„ 243 Z. 11 v. u. lies statt: der der Liebe „das der Liebe".
„ 261 Z. 11 v. o. lies statt: Absacht „Absicht".
„ 293 Anm. 1 Z. 2 lies statt: Dar-ul-Imam „Dar-ul Islam".
„ 301 Z. 15 v. u. lies statt: neogolisch „neologisch".
„ 323 Z. 4 v. u. lies statt: modernen „moderner".
„ 341 Z. 15. v. o. lies statt: Hidschra „Hedschra".
„ 344 Z. 9 v. o. lies statt: Askurantismus „Obskurantismus".
„ 349 Z. 13 v. o. lies statt: spracht „spricht".
„ 396 Z. 4 v. u. lies statt: die stetige Zunahme „der stetigen Zunahme".

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.